



Biographische

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Berlin, 1824.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

Vorwort.

Weniges habe ich diesen Lebensbeschreibungen voranzuschicken. Sie sind Versuche einer Behandlung, die sich durch sich selbst zu rechtfertigen hat. Die Quellen, aus denen geschöpft worden, sind zum Theil die bekannt zugänglichen, zum Theil neue, oder doch bisher unbenutzte. Die Anführung derselben im Einzelnen wurde unterlassen, aus guten Gründen, obwohl einer oder der andre unsrer strengeren Freunde damit unzufrieden sein möchte; vielleicht läßt sich in der Folge, mit Weglassung alles dessen, was bloßer Luxus bei der Sache ist, das Nöthige in gedrängte Rechenschaft zusammenfassen. Daß hin und wieder ein schon vorgefundener Ausdruck aus diesen Quellen beibehalten worden, darf wohl keinen Tadel erleiden,

wenigstens nicht in den Fällen, wo jener Ausdruck schon in dem geeignetsten Gepräge vorgefunden worden, welches besonders bei dem Leben des Grafen zur Lippe häufiger eintreten konnte, über welchen schon früh mit würdiger Beredsamkeit gesprochen worden.

Die Fortsetzung dieser Lebensbeschreibungen, wenn eine solche erscheinen soll, möchte zunächst die Gruppe der drei preußischen Feldmarschälle, des Freiherrn von Derfflinger, des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und des Fürsten Blücher von Wahlstadt, sodann die der beiden Prinzen, Heinrich und Ludwig Ferdinand von Preußen, liefern, für welchen Zweck im voraus manche günstige Beihülfe und billige Rücksicht in Anspruch genommen sei!

Berlin, im Januar 1824.

K. A. Varnhagen von Ense.

Inhalt.

I. Graf Wilhelm zur Lippe.
II. Graf Matthias von der Schulenburg.
III. König Theodor von Corsica.

Graf Wilhelm zur Lippe.

Graf Wilhelm zur Lippe.

Die deutschen Lebensgebiete haben von jeher den eignen Anblick gewährt, daß sie die Fülle der herrlichsten Gaben und Kräfte immer auch durch den Drang der größten Schwierigkeiten und Hindernisse umstellen, und kaum der übermächtigsten Anstrengung dann und wann gestatten, zu ihrem Ziel in das offene Weite völlig durchzubrechen. Die Anlage zum Großen, die Kraft zum Thätigen, der Eifer der Gesinnung, erscheinen hier stets in reichster Darbietung, aber alsobald setzt das Leben sich ihnen entgegen von allen Seiten, drängt sie nieder auf geringere Stufen und beschränkt sie auf engeren Raum, als ihrem inneren Berufe zu gebühren schien. Die Gemüthskraft und Geistesstärke des Einzelnen mag noch so groß sein, die der Nation, vertheilt und belebt in ihren getrennten Gliedern, steht mächtiger daneben, und verwehrt die großen freien Bahnen, die wir bei an=

dern Völkern jedem Außerordentlichen so bald und leicht eröffnet sehn. Unsre Litteratur wie unsre Politik sind reich an Beispielen dieser Eigenheit; unsre Helden in beiden, unsre Fürsten, Feldherren, Staatsmänner, Reformatoren, Bildner in Kunst und Leben, alle mußten ihre größten Gaben, ausgestattet für Vollgewinn, um geringeren verwenden, der selbst nur um jenen Preis erreichbar wurde. Auch Luther und Friedrich der Große, gerüstet und berufen für die Gesammtheit des Vaterlandes, konnten in dessen Vielgestalt und Zersplitterung, wie mächtige Werke sie auch darin gebildet, nicht das Ganze vereinigend umfangen.

In dieser Eigenthümlichkeit, die über unsere Geschichten, wie über die griechischen, einen beseelenden Reiz, aber auch eine wehmüthige Trauer verbreitet, müssen wir auch den Gesichtspunkt festhalten für die würdige Betrachtung des Helden, dessen Leben hier erzählt werden soll. Eines Helden unstreitig, im vollen Sinne des Wortes; der, indem er Großes ausführte, nur bewies, wie viel Größerem er gewachsen war. Regierender Fürst mit eignem Kriegsgefolge und Feldhauptmann fremder Heere, dreien Königen verbündet und dienend, führte er Krieg mit Glück und Ruhm gegen Franzosen und Spanier, erbaute Festungen, noch

daurend mit seinem Namen, in Deutschland und Portugal, wirkte nah und fern unablässig in hoher Gesinnung und segenvoller Thätigkeit, nahm regen Antheil an Geistesbildung und Wissenschaft, deren vaterländisches Gedeihen er früh zu schätzen wußte und zu pflegen, und gewährte in seinem ganzen Dastehn das Bild eines großen Mannes, der durch innre Tugend aus der Menge von Gleich- und Höhergestellten hervorglänzt, und nur in allzu engen Schranken den Werth seiner unverhältnißmäßigen Eigenschaften entfaltet.

Wilhelm Graf zur Lippe, von dem wir eben geredet, auch Graf zu Schaumburg genannt, aus einem uralten in Westphalen landesherrlichen Geschlechte, wurde am 9. Januar 1724. in London geboren. Seine Mutter, eine schöne und geistreiche Frau, war eine geborne Gräfin zu Oynhaussen, Tochter Georgs I. und der Herzogin von Kendal; sie lebte damals in England, wegen Mißhelligkeiten, die zwischen ihr und ihrem Schwiegervater, dem regierenden Grafen zur Lippe, aus widersprechenden Gemüthsarten immer neu hervorgingen. Als letzterer im Jahre 1728. starb, trat ihr Gatte die Regierung an, sie selbst aber blieb mit ihren beiden Söhnen, von denen Wilhelm der jüngere war, noch in England zurück, und folgte

ihm erst späterhin nach Bückeburg, wo sie aber bald nach ihrer Ankunft starb. Die ersten Lebenseindrücke hatte Graf Wilhelm demnach in England empfangen, und dieses war bei dem lebhaften Feuer seines Geistes, der jener frühesten Eindrücke sich tief bemächtigte, von entscheidenden Folgen für sein ganzes Leben. Seine erste Sprache war die englische; Behandlung, Umgang und Unterricht gaben ihm englische Sitte und Sinnesart. Schon in dem Knaben zeigte sich stolze Strenge und kräftiger Wille; er war von auffallend schöner Gesichtsbildung, und wurde deßhalb oftmals bewundert und geliebkoset, dieser Ruhm der Schönheit aber dünkte ihm höchst verächtlich, er färbte sein Gesicht mit Wallnußfarbe braun, dem Vater, der ihn darüber ansprach, erwiedernd, die Leute hätten ihn gelobt wie ein schönes Mädchen, er aber wolle kein Weibergesicht haben. Für die Ausbildung des Körpers wie des Geistes wurde bei zunehmenden Jahren verhältnißmäßig gesorgt; mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, zeichnete er sich zuerst doch vorzüglich in körperlichen Uebungen aus; er ritt, focht und tanzte vortrefflich; auch wird angemerkt, daß er mit ungewöhnlicher Stärke — im kraftreichsten Alter 19. Fuß in die Weite und 5½. Fuß in die Höhe —

zu springen vermochte. Er lernte Musik und Zeichnen mit gutem Erfolg. Aus der Fülle des dargebotenen wissenschaftlichen Unterrichts eignete er sich hauptsächlich mathematische und geschichtliche Kenntnisse an; mit besonderer Vorliebe vernahm er die großen Thaten der Römer, die seine ganze Seele ergriffen, und ihm als erhabene Vorbilder lebenslang gegenwärtig blieben. Auch Sprachen trieb er mit Glück; die englische und französische waren ihm von Kindheit geläufig, die italiänische und späterhin die portugiesische wurden ihm leicht; im Latein brachte er es ziemlich weit, doch hatte er es in der Folge beinahe ganz wieder vergessen; das Deutsche wußte er aus dem Lebensverkehr, aber selbst in späteren Jahren, trotz vieler angewandten Mühe, nie ganz regelfest, ein beinahe allgemeiner Fehler der deutschen Vornehmen damalliger Zeit, wo der feine und richtige Ausdruck nur im Französischen gesucht wurde.

Als zweiter Sohn konnte er kaum eine andere Laufbahn, als die der Kriegsdienste, vor Augen haben. Sein Vater, der sich mit der Wittwe des Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen wieder vermählt hatte, überließ ihn dieser Bestimmung und dem damit verbundenen Unterricht, ohne andere Absicht und Sorge, als die, ihn möglichst

entfernt zu halten; so schickte er ihn in seinem eilften Jahre nach Genf, wohin seine Lehrer Bechefer und Dufresnoy ihn begleiteten, würdige Männer beide, in deren zufälliger Wahl das Glück ihn begünstigt hatte; sie waren in mannigfachen Kenntnissen, der zweite besonders in mathematischen Wissenschaften, in Feuerwerks- und Geschützkunst, sehr ausgezeichnet, und hauptsächlich zum Praktischen hingeneigt. Nachdem er hier zuvörderst im Glauben der reformirten Kirche vollständig unterrichtet und bestätigt worden, legte er sich mit ungestörtem Eifer auf die sämmtlichen Kriegswissenschaften, welche damals ein berühmter Lehrer Namens Calandrini in Genf mit großem Zulaufe vortrug. Mit guten Kenntnissen und feiner Bildung ausgestattet, kehrte er im sechszehnten Jahre an den Hof seines Vaters zurück, der ihn aber gleich wieder zur Fortsetzung seiner Studien nach Leiden und Montpellier schickte, wo er zwei Jahre blieb, dann mit Erlaubniß seines Vaters nach England ging, und daselbst als Fähndrich in die Königliche Leibgarde eintrat. In seinem achtzehnten Jahre sah er durch den Tod seines älteren Bruders unvermuthet seine Aussichten verändert, und kehrte als nunmehriger Erbe dem Wunsche seines Vaters gemäß nach Bückeburg

zurück. Das heimische Verhältniß mußte ihm jedoch bald drückend werden, und der Vater trug selbst immer gern wieder zu seiner Entfernung bei. Dieser sonst wohlmeinende und nicht ungebildete Herr führte in seiner steifen Hofhaltung unmäßige Pracht, verschwendete in festlichem Aufwande die Einkünfte des kleinen Landes, und belastete dasselbe durch große Schulden. Mit seiner zweiten Gemahlin lebte er in kinderloser Ehe, und überdies, wegen seiner anderweitigen Verbindungen, in sehr unangenehmen Verhältnissen. Die geistleere und unbedeutende, aber überaus stolze Fürstin suchte durch andächtelnde Frömmigkeit, in der sie selbst gleichwohl keine Befriedigung fand, ihrem Gemahl zu trotzen. Eine Gräfin von Bentink dagegen, die sich an dem kleinen Hofe aufhielt, war die Geliebte des Grafen, und herrschte durch Geist, Kenntnisse und Schlauheit; sie verursachte am meisten die Verschwendung der Landeseinkünfte, und schaltete mit Allem nach Willkühr. Die Spannung, welche in diesem Kreise für den Erbgrafen entstehn mußte, machte sein Benehmen nach den verschiedenen Seiten so schwierig als ungleich, und seine Gegenwart ihm selbst wie den Andern lästig. Nachdem er seinen Vater, der damals General in holländischen Diensten war, zu dem Feldzuge in den Nie-

derlanden begleitet, und der Schlacht bei Dettingen am 27. Juni 1743. mit Auszeichnung beigewohnt hatte — dieses waren seine ersten Waffen — reiste er nach England, um sich dem Seedienste zu widmen, gab jedoch dies Vorhaben, da er seekrank wurde, bald wieder auf, und ging nach Italien, wo er als Freiwilliger im Kaiserlichen Heere den Feldzug von 1745. unter dem Fürsten von Lobkowitz mitmachte, und sich durch ungestümen Muth sehr hervorthat, aber auch so tollkühn in Gefahren stürzte, daß der Kaiserliche General Graf von Schulenburg einen Vorwand benutzte, um ihn auf gute Weise von dem Heere zu entfernen.

In Wien wurde ihm der Antrag gemacht, als Oberst in österreichische Dienste zu treten; allein er lehnte diesen Antrag ab, weil er die Unabhängigkeit jetzt vorzog. Auch begab er sich alsbald wieder auf Reisen, und besuchte die Schweiz, Italien, Deutschland und England. Die Liebe zur Freiheit verband sich in ihm mit dem brennendsten Ehrgeiz. In Ermangelung größerer Gegenstände, die ihm Befriedigung geben konnten, warf seine stürmische Leidenschaft sich auf Abentheuer des täglichen Lebens, und es gab alsbald keine Unternehmung und Thorheit der Jugend, in der er nicht gesucht hätte, seine Genossen zu übertreffen.

Er wetteiferte mit jedem Engländer in jeder Sache, sie mochte noch so seltsam erscheinen. Er ritt, verkehrt auf dem Pferde sitzend, einer Wette wegen, von London nach Edinburg; er machte schwierige Fußreisen, und bettelte sich in Gesellschaft eines deutschen Fürsten durch einen Theil von England. Heldenmuth und Tollkühnheit wechselten in diesen Ausführungen nach Gelegenheit und Zufall. In Italien bestand er mit dem Degen in der Faust mörderische Anfälle, denen er für einen Freund sich großmüthig bloßgestellt. Bei Regensburg, als er gehört, die Donau sei an einer Stelle so reißend, daß kein Mensch jemals dort durchgeschwommen, warf er sich unbedenklich in die gefahrvolle Fluth, und konnte kaum noch gerettet werden. In Wien zeichnete er sich durch vornehmen Anstand und glänzende Glückserfolge aus; in allen ritterlichen Uebungen erwarb er hier den größten Beifall; als Reiter, als Fechter, blieb er unübertroffen, auch im Ballspiele wurde seine Fertigkeit bewundert. Er durfte sich großer Gunst bei Frauen rühmen, die er doch wenig beachtete; auch hierin behielt er seine eigenthümliche Weise. Eine schöne Sängerin, in der ersten Blüthe der Jugend, erweckte unbewußt die Neigung seines Herzens. Seine Freunde behaupteten, es würde ihm nicht

gelingen, das Mädchen zu gewinnen und zu entführen, denn sie lebte durch angesehenen Schutz eines vornehmen Mannes in beneideten Verhältnissen. Er unternahm das Abentheuer nun aus Ehrgeiz, und bezwang seine Neigung. Er näherte sich dem schönen Frauenzimmer mit edler Zuversicht, und gewann alsbald, mehr noch als ihre Neigung, ihr Vertrauen. Sie war überrascht, statt eines Liebhabers einen ermahnenden Freund zu finden, nahm aber seinen ernsten Vorschlag, sie auf bessere Lebensbahn zurückzuführen, ohne Zaudern an, verließ den Ort ihrer Verirrung, und reiste mit ihrem neuen Führer in dessen Wagen nach England. Streng und fest blieb er auf dem langen Wege seiner gefaßten Absicht getreu, das schöne Kind erwachte mit tiefer Rührung zu edlerem Loose, und blieb unter der fürsorgenden Obhut des großmüthigen Freundes, bis dieser eine Gelegenheit fand, sie mit einem wackern und wohlhabenden Manne glücklich zu verheirathen. Diesen Seelenwerth ausgenommen, der in seinen Handlungen immer neu hervortrat, zeigte sein Leben den ganzen Leichtsinn und die Wildheit vornehmer Jünglinge, zu deren Gunsten eine ganze Welt von Einrichtungen zurechtgestellt ist; für den Anschein war er von den vielen Engländern, mit

denen er sich immer zusammenfand, nicht zu unterscheiden. Ja er vermochte sogar, weil seine Stärke ihn in keiner Lage verließ, in vornehmer Leerheit mehr als Andre auszudauern, und in lärmendem Getreibe über die Gebühr zu verharren. Der Besuch von Engländern weckte selbst in seinen späteren Tagen eine Spur solcher Gewohnheiten auf, in welchen sich Würde und Ungebundenheit seltsam verschwisterten. Seine natürliche Ungeduld, und das bewegte Leben, das er führte, ließen ihn auch im Gebiete des Wissens, wie eifrig er nach Erweiterung seiner Kenntnisse strebte und nach allen Seiten lernbegierige Blicke warf, während dieser Reisen nur wandelbare und zerstreute Beschäftigung finden. Einzig Musik und Mahlerei, die er leidenschaftlich liebte, pflegte er gründlicher und anhaltender, und erwarb vorzüglich in Italien seine tiefere Kenntniß und höheren Geschmack in beiden. Die frühen Erfahrungen zu Hause und in der Fremde, sein vielfacher Umgang, und die besonderen Lagen, in die er sich versetzte, reiften desto mehr seinen Karakter, in welchem ernste Verschlossenheit neben glühender Lebensfülle, heftiges Aufbrausen neben kalter Ueberlegung, und Abentheuerlust neben Ordnungsliebe ungestört bestanden. Aus dem Wechsel solcher Zu-

stands und Prüfungen rief ihn nach zweijähriger Abwesenheit eine empfangene Mahnung nach Hause zurück, wo er seinen Vater krank fand, und kurz nachher im Jahre 1748. durch den Tod verlor.

Kaum hatte der Graf die Regierung angetreten, als seine Sinnesart sogleich im schroffen Gegensatze der väterlichen erschien. Er war vier und zwanzig Jahr alt, und in der ganzen Kraft jugendlichen Wollens. Die Fürstin Mutter verließ Bückeburg, und ging auf ihren Wittwensitz nach Stadthagen, die Gräfin von Bentink zog sich in ihre Heimath zurück. So war ihm das Feld von selbst geräumt, und rücksichtslos begann er seine Veränderungen. Sie geschahen mit Nachdruck, und von Grund aus; der ganze Zustand wurde mit Einem Schlage umgeschaffen. Alle vorhandene Pracht wurde nicht sowohl abgestellt, als mit einer Art von Wuth ausgerottet. Gebäude wurden niedergerissen, Gärten verwüstet, Geräthe verschleudert oder zerstört: die Trümmer blieben zum erinnernden Anblick rings umher liegen. Man konnte aus dieser Heftigkeit ermessen, mit welch unterdrückten Empfindungen der Graf an des Vaters Hofe bisher die verderbliche Wirthschaft angesehn hatte, was alles ihn im Innern verletzt, geärgert und empört haben mochte! Auch mit

den Beamten gingen große Veränderungen vor; nur diejenigen wurden beibehalten, welche ganz in die neuen Ansichten eingingen, manche verließen von selbst einen Ort, an welchem sie für sich nichts mehr zu gewinnen sahen. Alle Gedanken des Grafen richteten sich nun mit Macht auf seinen Lieblingsgegenstand, das Kriegswesen. Bevor er jedoch in dieser Richtung seine Thätigkeit entfaltete, beschloß er, wegen des Mangels, den er in sich verspürte, eine neue große Reise bloß in dieser Absicht anzutreten, um neue Kenntnisse und Erfahrungen in diesem Fache einzusammeln.

Er begab sich zuerst nach Berlin zu Friedrich dem Großen, um den schwarzen Adlerorden, den sein Vater gehabt, dem Könige zurückzustellen, und bei diesem Anlasse so viel als möglich die kriegerischen Anstalten dieses beispiellos gerüsteten Staates in Augenschein zu nehmen. Durch seinen ungewöhnlichen Geist, durch seine Kenntnisse und großen Fertigkeiten erregte er die Aufmerksamkeit des gewaltigen Königs, der ihm durch die ganze Folgezeit geneigt blieb. Er zeigte sich auch hier in den abstechenden Eigenschaften, deren Verein ihm stets eine Art abentheuerlicher Seltsamkeit verlieh. Er setzte zu Pferde, zum Schrecken der Anwesenden, über einen breiten Graben hin-

weg, den der König bei Charlottenburg hatte ziehen lassen, gerade um das Entkommen seiner Reiter zu verhindern. Während er sich durch solche Kraftstücke muthiger Gewandtheit berühmt machte, gewann er zugleich durch kenntnißreichen Eifer den Beifall der Gelehrten, und die Königliche Akademie der Wissenschaften nahm ihn zum Ehrenmitglied auf. Von Berlin reiste er neuerdings nach Italien, wo er sich lange aufhielt, abwechselnd in reicher Lebensfülle und in einsamer Zurückgezogenheit den Uebungen der Welt und den Studien der schönen Kunst ergeben. Späterhin besuchte er Ungarn, und dachte über Konstantinopel nach Griechenland vorzudringen, woran ihn aber der Ausbruch der Pest, oder, nach Andern, der Mangel an zureichenden Hülfsmitteln verhinderte. Ueberall suchte er jetzt besonders den Umgang kriegskundiger Männer, um von ihnen in seinem Fache noch mehr zu lernen, er beachtete sorgfältig alle Anstalten und Einrichtungen, und entwarf selbst viele Plane sie zu verbessern und zu veredlen. Während dieser großen Reise entwickelte und befestigte sich völlig sein Karakter, in welchem Ernst und Gründlichkeit nunmehr entschieden herrschend wurden. Auf seiner Rückkehr kam er abermals durch Berlin, und wurde von dem Könige und von der

ganzen Königlichen Familie mit Achtung und Zuneigung aufgenommen; auch empfing er jetzt mit großer Feierlichkeit den schwarzen Adlerorden. Friedrich der Große, schon als Kronprinz mit dem Vater als einem feingebildeten Geiste in vertraulichem Briefwechsel — noch jetzt in silberstoffenem Beutel im Archive zu Stadthagen aufbewahrt — scheint in dieser Zeit auch mit dem Sohne nähere Freundschaft angeknüpft zu haben, obwohl die beiderseitige Sinnesweise manche bedeutende Verschiedenheit offenbarte.

Nachdem Graf Wilhelm im Jahre 1753. zu Bückeburg wieder eingetroffen, ging er mit verdoppeltem Eifer an sein großes Werk. Da die Grafschaft seit dem westphälischen Frieden keine Landstände mehr hatte, so stand seinem unumschränkten Walten kein Hinderniß entgegen. Er rief zuvörderst ein altes Gesetz wieder in's Leben, wonach jeder Einwohner zum Kriegsdienste verpflichtet war, und er hielt mit größter Strenge auf dessen rücksichtslose Ausführung. Auf hundert Seelen jedes Geschlechts und Alters rechnete er sechs bis acht Soldaten, ein Verhältniß, das selten in Kriegszeiten vorkommen mag, aber in Friedenszeiten überall unerhört ist. Er errichtete ein Regiment zu Fuß von 800. Mann, eine Ab=

theilung Artillerie von 300. Mann, und eine Schwadron ausgesuchter vortrefflicher Reiter. Diese Truppen, lauter einheimische und vertraute Leute, bildeten einen Kern von Mannschaft, die an Tüchtigkeit und Fertigkeit nicht ihres Gleichen hatten. Der Graf unterrichtete und übte sie in den Waffen und im Dienst unablässig. Alle Zweige der Kriegswissenschaften wurden dabei mit Eifer betrieben, merkwürdige Versuche gemacht, neue Aufgaben gestellt, größere Entwickelungen in's Auge gefaßt. Die Unterthanen fanden die Strenge der Kriegsverfassung, welche das Land mit eiserner Schwere niederzudrücken drohte, nach dem ersten Schrecken, den ihre Verkündigung verbreitet hatte, weniger schlimm, als sie gefürchtet; die Soldaten wurden gut behandelt und gut bezahlt, nach abgelaufener Dienstzeit regelmäßig entlassen; diese Ordnung gefiel, sie war damals ungewöhnlich; da nur Landeskinder angenommen wurden, so bildete sich unter den jungen Leuten alsbald eine Art von stolzem Ehrgefühl, das sich nach und nach allen Klassen mittheilte, und selten eine Klage über die Strenge der Waffenpflicht aufkommen ließ. Zudem war der Graf in allen übrigen Verhältnissen mild und gütig, persönlich bei dem Volke sehr beliebt, unter dessen Augen er lebte, und dessen Wohlfahrt er auf alle

Weise

Weise, auch durch viele Anordnungen, die jetzt gewöhnlich geworden, aber in damaliger Zeit noch neu und selten waren, thätig zu fördern strebte. Geld erpreßte er niemals; vielmehr brachte er im Lande selbst durch seine Anstalten wohlthätig in Umlauf, was sonst durch üppige Verschwendung in das Ausland zu fließen pflegte. Gleichwohl ist dem Grafen oftmals der Vorwurf gemacht worden, durch seine heftige Liebhaberei für das Kriegsfach das Glück seines kleinen Landes gestört, eine große Verwilderung seiner Unterthanen herbeigeführt, und diese, wie sich selbst, bei den Nachbarn großer Mißachtung ausgesetzt zu haben; dabei lag die gangbare Meinung zum Grunde, daß nur ein großer Staat zu kriegerischen Anstrengungen berufen sei, in einem kleineren aber jeder Versuch dieser Art so lächerlich als unnütz ausfallen müsse. Jene Vorwürfe jedoch erwiesen sich der Hauptsache nach völlig ungegründet, und was die angeführte Meinung betrifft, so hat der Graf zur Lippe durch seine großen Anlagen und musterhaften Ausführungen grade das würdigste Vorbild gegeben, wie auch der anscheinend Geringe in seinem Verhältnisse mit zusammengenommener Kraft bedeutend zu sein vermag, und möchte nur Deutschland in der späteren Zeit viele ihm Gleichdenkende

und Nachstrebende unter seinen kleineren Fürsten gezeigt haben!

Die Prüfung blieb nicht lange aus. Der siebenjährige Krieg brach über Deutschland herein, und brachte den Werth und Ertrag der von dem Grafen so leidenschaftlich betriebenen Kriegsbildung in ihm selbst wie in seinen Truppen glänzend an Tag. Ein Fürst seiner Art konnte für England bei der kriegerischen Verwickelung Hannovers in solcher Nähe nicht unbeachtet bleiben. Der König von Großbritannien schloß daher im Einverständnisse des Königs von Preußen am 28. August 1756. mit dem Grafen zur Lippe einen Staatsvertrag, vermöge dessen der Graf seine Truppen zum Kriege gegen die Franzosen mit den hannöverschen verband, dagegen von England Hülfsgelder und eine angemessene Befehlshaberstelle erhielt; er wurde zum hannöverschen Generalfeldzeugmeister ernannt. Mit Eifer und Uneigennützigkeit, wie selbst seine Widersacher mit großem Lob anerkannten, erfüllte er seinerseits die eingegangenen Verpflichtungen. Im Anfange des Jahres 1757. rückte ein bedeutendes französisches Heer unter dem Marschall von Etrees zuerst gegen das nördliche Deutschland vor. Der Herzog von Cumberland kam aus England und übernahm den Oberbefehl über das verbündete

Heer, welches außer preußischen und hannöverschen Truppen auch die Mannschaften von Hessen, Braunschweig, Gotha und Lippe enthielt. Unter den letzteren waren die bückeburgischen Jäger vorzüglich geübt und brauchbar für den leichten Felddienst, sie thaten den Franzosen, nach dem Zeugnisse damaliger Kriegsnachrichten, ungemein vielen Abbruch; ihre Schnelligkeit ersetzte, was ihnen an Zahl gebrach, sie waren überall gegenwärtig, wo man sie am wenigsten vermuthete, sie überfielen feindliche Abtheilungen, hemmten deren Bewegung und Verbindung, und machten im Rücken des Feindes häufig Gefangene. Nicht weniger tüchtig erwiesen sich die lippischen Reiter, eine Art Reisige oder Karabiniers, in schwarzen Kollern von gebranntem Leder, mit gelb und schwarzen Wehrgehängen, gewaltigen Schwertern an der Seite, behelmt mit Sturmhauben, beritten auf lauter ausgewählten Hengsten; den Reiterpartheien des Feindes im einzelnen Begegnen jederzeit verderblich, unter dem Namen les hommes de fer bei den Franzosen lange in Andenken. Der Graf selbst fand in diesem übelgeführten Feldzuge noch keine Gelegenheit sich hervorzuthun. Nach dem unglücklichen Treffen bei Hastenbeck am 26. Juli vermochte der Herzog von Cumberland nicht mehr

das Feld zu halten, und schloß den schmählichen Waffenstillstand von Kloster Seven, durch den das verbündete Heer, von welchem die Preußen sich schon getrennt hatten, ganz in Unthätigkeit und Schwäche versank. Die Franzosen ließen den Grafen seinen kriegerischen Eifer entgelten und bedrückten sein Land sehr hart. Er selbst nahm in dieser unglücklichen Zwischenzeit seinen Aufenthalt in Hamburg, und zuletzt in eingezogener Stille zu Niensteden, einem bei Altona an der Elbe gelegenen Landhause, welches er angekauft hatte. Hier arbeitete er an Planen für den künftigen Feldzug, studirte die Stellungen und Bewegungen, die der vermuthliche Schauplatz des Krieges darbieten konnte, und widmete seine meiste Zeit wissenschaftlichem Nachdenken.

Im folgenden Jahre 1758., nachdem der englische Hof den Waffenstillstand aufgehoben, und den Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Oberbefehl der verbündeten Truppen bestellt hatte, begab sich auch Graf Wilhelm wieder zum Heere, und unterstützte den neuen Feldherrn, der vieles neu zu schaffen und alles zu verbessern fand, mit Einsicht und Thätigkeit. Sein Land wurde durch das Vorrücken der Verbündeten mit in den Schauplatz der Feindseligkeiten gezogen, und seine Untertha-

nen hatten viel zu leiden; er suchte den Bedrängten alle Hülfe und Erleichterung zu schaffen, allein die allgemeinen Ereignisse nahmen zu gebieterisch seine Aufmerksamkeit und Mitthätigkeit in Anspruch, als daß er seinen heimischen Angelegenheiten eine gleiche Sorge widmen konnte. Die Eroberung von Minden, das Treffen bei Creveld, in welchem die Franzosen mit großem Verlust geschlagen wurden, worauf die Verbündeten bis an die Maas vorrückten, dann aber wegen des Vordringens eines zweiten französischen Heeres wieder nach Westphalen zurückwichen, endlich das Gefecht bei Lutterberg, in welchem die Franzosen zwar den Sieg, aber um theuern Preis, davontrugen, waren die hauptsächlichsten Gelegenheiten, in welchen Graf Wilhelm sich auszeichnete, und besonders durch seine Leitung der Artillerie, so wie überhaupt durch seine großen Einsichten, den Verbündeten wichtig und werth wurde. In dem Gefechte bei Lutterberg, welches nicht verloren worden wäre, wenn der braunschweigische General von Oberg den Rath des Grafen hätte befolgen wollen, befand sich dieser in großer Gefahr, indem die Franzosen alles aufboten, ihn, der stets unerschrocken voran war, von den Seinigen abzuschneiden und gefangen zu nehmen.

Im Laufe dieses Feldzuges erschien ein Kaiserliches Mandat, welches dem Grafen befahl, seine Truppen von dem verbündeten Heere zu trennen, und dagegen sein reichspflichtiges Kontingent zu dem gegen den König von Preußen versammelten Reichsheere zu stellen, widrigenfalls in die Acht des Reichs, das ist vogelfrei, sich erklärt zu sehen. Die deutsche Reichsverfassung, welche zu keiner Zeit vollkommene und unbestrittene Wirksamkeit genossen, zwar dem Namen nach bestehend und in manchen Fällen auch gehandhabt, hatte der That nach längst in dem neuen Zustande aufgehört, der aus den fortschreitenden Lebensbewegungen emporstieg, und in welchem Preußen eine so bedeutende Stelle einnahm. Die Sache des Grafen zur Lippe war nur ein geringer Nebentheil in der großen Hauptsache des Königs von Preußen, des Kurfürsten von Hannover, und anderer angesehenen Fürsten des Reichs; so lange die Frage auf diesem höheren Gebiete nicht gelöst war, konnte der Graf die an ihn gerichtete Mahnung ruhig dahingestellt sein lassen. Allein die Ehrfurcht, welche er den Gesetzen seines Vaterlandes, und auch ihrer Scheingestalt noch, schuldig zu sein glaubte, vermochte ihn, vor allen andern mit ihm in gleichen Fall gestellten Fürsten, bei der Reichs-

versammlung eine ausführliche Vorstellung und Rechtfertigung seines Benehmens einzureichen. Er schilderte darin seine ganze Lage, die Gesetzmäßigkeit seines mit dem Könige von England geschlossenen Vertrages, die untadelhafte Verwendung seiner Truppen, die ausdrücklich nur gegen die Franzosen, nicht aber gegen den Kaiser und das Reich gebraucht werden durften, den feindlichen Einbruch eines französischen Heeres in das nördliche Deutschland, die erlittenen Bedrückungen seines Landes, und die Unmöglichkeit, in so großen und schweren Verwickelungen seinerseits allein den gebieterischen Zeitumständen zu widerstehn. Er schloß mit dem Gesuche, die Reichsversammlung möchte bei Kaiserlicher Majestät es dahin einleiten, daß die gegen ihn ergangenen harten Verfügungen zurückgenommen, und ihm vielmehr zu einer billigen Vergütung des durch die Franzosen erlittenen großen Schadens verholfen würde. Dieses Aktenstück, welches durch seinen muthigen und angemessenen Ton in Regensburg großes Aufsehn erregte, war von dem Grafen eigenhändig verfaßt, und verdiente deßhalb und als ein Denkmal vergangener Verhältnisse hier aufbewahrt zu werden, wenn nicht die weitläuftige und barbarische Sprache, die unseren vaterländischen Verhandlun-

gen schon von jeher vererbt scheint, von solcher Mittheilung zu sehr abschreckte.

Im Jahre 1759. erhielt Graf Wilhelm den Oberbefehl über die sämmtliche Artillerie bei dem verbündeten Heere, welches große Nachtheile erlitten, und sich vor dem überlegenen Feinde bis an die Weser zurückgezogen hatte. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig aber lieferte bei Minden am 1. August den Franzosen unter dem Marschall von Contades eine Schlacht, und brachte ihnen die völligste Niederlage bei, indem er, während sie von vorn angriffen, sie selbst in Rücken und Seite angriff. An diesem glänzenden Erfolge hatte der Graf zur Lippe den größten Antheil, besonders durch seine treffliche Anordnung der Batterien und geschickte Richtung des Geschützes, wobei er fast immer selbst Hand anlegte, und keiner Gefahr achtend dem größten Feuer sich bloßstellte. Nachdem er in der Schlacht selbst den herrlichsten Muth und die angestrengteste Thätigkeit bewiesen, zeigte er nach dem errungenen Siege die großmüthigste Menschlichkeit, und gönnte sich keine Erholung und Ruhe, bevor nicht für die vernachlässigten Verwundeten und Gefangenen gebührend Sorge getragen war. Für seine entscheidende Mitwirkung zu dem ruhmvollen Siege gaben ihm der König

von England und der Herzog von Braunschweig durch besondere Schreiben ihren Dank eifrigst zu erkennen. Die ferneren Ereignisse dieses Feldzuges entwickelten sich rasch in glücklicher Folge. Kassel ergab sich am 19. August, das Schloß von Marburg am 11. September; letzteres hatte Graf Wilhelm zur Uebergabe gezwungen, indem er das Geschütz, aller Zweifel ungeachtet, mit großer Anstrengung auf die Berge geschafft, von wo die Beschießung allein möglich war. Er rückte sodann gegen Münster, welche Stadt, nach fehlgeschlagenem Versuch einer Ueberrumpelung, förmlich belagert werden mußte. Er führte dabei den Oberbefehl, und traf alle Anstalten mit größter Einsicht und Schnelligkeit. Aber die Belagerten waren zahlreicher, als die Belagerer, und der französische General Armentieres eilte zum Entsatz herbei; der Graf befand sich in augenscheinlicher Gefahr, von zweifacher Uebermacht in die Mitte genommen und zu Grunde gerichtet zu werden. Seine Entschlossenheit kam dem Feinde zuvor; im entscheidenden Augenblicke brach er in aller Stille auf, rückte dem General Armentieres entgegen, schlug ihn, und stand siegreich wieder vor Münster, bevor die Besatzung etwas zu unternehmen gewagt. Eifrig setzte er nun die Belagerung fort; in den Lauf-

gräben ordnete er alles selbst, unter dem stärksten Kugelregen mit kaltem unerschrockenen Muthe; da trat einsmals ein Schaumburger hastig an ihn heran, riß ihn mit dem plattdeutschen Zurufe, daß es hier nicht für ihn tauge, ungestüm von seinem Platze, und hatte diesen kaum selber eingenommen, als eine Kanonenkugel aus der Festung ihm den Kopf abschlug. Wunderbare Fügung, die den Grafen tief erschütterte, und mit nachdenklichem Staunen über seine eigne Rettung, mit bittrem Schmerz über die ahndungsvolle Hingebung des freiwilligen Opfers erfüllte! Endlich, nachdem er einige Tage hindurch alles Feuer hatte einstellen lassen, befahl er am 20. November eine allgemeine Beschießung. Die Stadt gerieth an mehreren Orten in Brand, und zwei Stunden wütheten schon die Flammen; der Graf stand auf einer Anhöhe, und staunte das schrecklich prachtvolle Schauspiel an, welches ihn so bewegte, daß er sich abwandte und Thränen vergoß. Die furchtbare Beschießung hatte indeß ihr Ziel erreicht; die Stadt ergab sich noch am nämlichen Tage.

Inmitten der kriegerischen Bewegungen war Graf Wilhelm zugleich mit wichtigen Befestigungsanlagen beschäftigt. Nach seinem Entwurfe wurde in dieser Zeit das Fort St. Georg auf dem Berge

Klüth bei Hameln angelegt, dessen weitere Ausführung er dem Major Dufresnoy übertrug, seinem ehemaligen Lehrer und nunmehrigen Vorsteher seines Geniewesens. Auch Kassel und Lippstadt setzte er durch neue zweckmäßige Werke, über deren Anlage er selbst die Aufsicht führte, in guten Vertheidigungsstand, desgleichen befestigte er das Lager bei Landau im Waldeckischen. Der Krieg selbst wurde während des Jahres 1760. mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. An der Lippe, in Westphalen, im Waldeckischen gab es überall vielfache Bewegungen und hitzige Gefechte; die Verbündeten siegten am 31. Juli in dem Treffen bei Warburg, und in mehreren nachfolgenden Scharmützeln, mußten aber wieder zurückweichen in dem hartnäckigen Gefecht am 15. Oktober bei Kloster Kampen, wo der Graf zur Lippe durch seine einsichtsvollen und entschlossenen Maßregeln mit seinem Geschütz den Rückzug deckte, den der Feind hierauf nicht weiter beunruhigte.

Im folgenden Jahre 1761., als bei dem Vorbringen des verbündeten Heeres die Franzosen sich an den Main zurückzogen, übertrug der Prinz von Braunschweig dem Grafen die Belagerung von Kassel, und dieser ging mit gewohntem Eifer an das Werk. Die Laufgräben waren schon eröffnet,

und ein Ausfall der Belagerten von dem Grafen zurückgeschlagen, als der Marschall von Broglie, nach einem in Oberhessen errungenen Vortheile, mit ganzer Macht unvermuthet heranzog, und die Verbündeten zur Aufhebung der Belagerung nöthigte. Die Lage des Grafen war höchst mißlich; auf beiden Seiten von Uebermacht umdrängt mußte er im Angesichte des Feindes das schwere Geschütz abführen und die ausgestellten Truppen wegziehen; er vollführte beides, und wußte durch seine wohlbedachten Anstalten dem Feinde solche Scheu zu gebieten, daß er am 27. März schlagfertig mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel ohne Verlust und Beschädigung den ehrenvollsten Rückzug nahm. Dennoch war er durch dieses Ereigniß tief gekränkt, und verhehlte seine Empfindlichkeit so wenig, daß er sogar eine besondere Denkschrift zu seiner Rechtfertigung in Druck gab, durch welche sich mancher Andre in höchst nachtheiliges Licht gesetzt sah. Aber auch Friedrich der Große spricht in seinen Geschichtbüchern, übereinstimmend mit dem Grafen zur Lippe, die Meinung aus, daß der Prinz von Braunschweig sehr gefehlt habe, bei ohnehin schlechten Wegen und Anstalten drei Festungen zu gleicher Zeit belagern zu lassen, durch welche Zersplitterung der Angriff gegen Kassel nicht

früh genug mit gehörigem Nachdruck habe geschehn können. Außer mehreren andern Bewegungen und Gefechten machte der Graf in diesem Feldzuge auch die Schlacht von Vellinghausen in gewohnter Weise mit, wo am 16. Juli die beiden vereinigten Heere der Franzosen unter Broglie und Soubise geschlagen wurden.

Inzwischen war die Stimmung in dem verbündeten Heere durch manche Vorfälle, in welchen die Leidenschaften ihr verderbliches Spiel getrieben, auf vielfache Weise gestört worden. Der Herzog Ferdinand hatte bei allen Unternehmungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus der Eifersucht, dem falschen Ehrgeiz und daher der Uneinigkeit seiner Generale und Truppen hervorgingen. Mittelmäßigkeit und Dünkel machten dem Verdienste fast immer den Vorzug streitig, und nicht selten mit Erfolg. Graf Wilhelm fügte sich schlecht in diese Verhältnisse; er selbst wurde zwar von Allen hochgeachtet und allgemein als ein vollendeter Kriegsmann geehrt, an Kenntniß überstrahlte er Alle, an Einsicht im Rathe, an Entschlossenheit im Ausführen, an persönlichem Muthe that es ihm niemand zuvor; allein die rückhaltlose Freiheit seines Urtheils verwundete dadurch nur um so schärfer; er sagte Allen grade heraus,

was er zu tadeln fand, und wie er es meinte; er konnte seinen Unwillen über die Unwissenheit und Schwäche so vieler Hochgestellten niemals verbergen, und höchst erbittert durch Ungerechtigkeiten und Hindernisse, die er selbst erfahren, verursachte er manchem stolzen Uebermuthe die grausamste Demüthigung. Seine bloße Anwesenheit war ein vorwurfsvolles Beispiel, das man fürchtete und haßte. Auch legte er es sonst nicht darauf an, sich durch sein Benehmen Freunde zu machen. Er gefiel sich in einer gewissen Strenge und Erhabenheit, die jeden Annahenden abschreckte. Er suchte überall das Schwierige und Gefahrvolle, und spielte damit in einer Art, die auch Andre oft wider Willen an seiner abentheuerlichen Kühnheit Theil zu nehmen zwang. So hatte er einst während dieser Kriegsereignisse einige hannöversche Offiziere zum Mittagessen in sein Zelt geladen. Plötzlich fielen Kanonenschüsse ganz in der Nähe, und einige Kugeln, dicht über dem Zelte hinsausend, unterbrachen die muntere Stimmung der Tafel. Die Offiziere meinten, der Feind müsse in der Nähe sein, der Graf verneinte dies, und bat seine Gäste, ruhig weiter zu essen. Gleich darauf neue Schüsse, und die Kanonenkugeln schlugen oben durch das Zelt. Die Offiziere standen auf, und riefen: die

Franzosen sind da! „Nein, sagte der Graf, die Franzosen sind nicht da; meine Herren, bleiben Sie sitzen, und glauben Sie mir auf mein Wort." In regelmäßigen Zwischenräumen wiederholten sich die Schüsse, die Kanonenkugeln rissen Löcher in das Zelt, blieben jedoch alle ziemlich in derselben Höhe, und dies dauerte bis zu Ende der Mahlzeit. Der Graf schwieg, die Offiziere aßen und tranken fort, und machten nur ganz leise, die Augen auf den Grafen gerichtet, ihre Bemerkungen über das wunderliche Gastmahl. Endlich erhob sich dieser, und sagte, er habe den Herren nur zeigen wollen, wie sehr er sich auf seine Artilleristen verlassen könne, denn er habe ihnen befohlen, ihre Schüsse während der Tafelzeit nach der Spitze des Zeltes zu richten, und das hätten sie, er hoffe zu ihrer Aller Zufriedenheit, genau ausgeführt. Unstreitig hatten die Gäste allen Grund, die Geschicklichkeit der Artilleristen anzuerkennen, aber dieser und ähnliche Züge wurden dem Grafen von seinen Kriegsgenossen mit Groll nachgetragen; man rächte sich, indem man die Blößen, welche seine Persönlichkeit zu geben schien, voll Schadenfreude benutzte, um ihn bei jeder Gelegenheit zu verkleinern und herabzusetzen. Ohne Zweifel mußte er allen denen, welche für inneren Werth keinen eigen-

thümlichen Maßstab hatten, eine seltsame Erscheinung sein. Was man dem schwachen Unverdienste gern verziehen hätte, sollte dem hervorleuchtendsten Verdienste unverzeihlich sein, ja dasselbe ganz aufheben. Man spottete über seine ernste Haltung, über den erhabenen Schwung, der über sein ganzes Wesen verbreitet war, man machte sich lustig über seine lange Gestalt, über seine Kleidung, seinen großen Hut und kleinen Degen, man tadelte selbst seine Wissenschaft, seine Versuche, besonders aber seine Gesinnung, die sich, wie man im Tadel unwillkürlich lobend meinte, besser für ein Königreich, als für eine Grafschaft, schickte. Diese Dinge blieben ihm nicht verborgen, und er bestärkte sich dadurch in seiner Weise nur desto mehr. Das beiderseitige Benehmen führte zu den verdrießlichsten Spannungen, die den Grafen schon in höchstem Unfrieden den verbündeten Waffen — das Heer hatte er schon verlassen und sich nach Bückeburg begeben — ganz zu entziehen drohten, als glücklicherweise eine unverhoffte Wendung ihm den glänzenden Abgang zu einem höheren Berufe gönnte.

Der französische Hof glaubte für die vielen Unfälle, welche seinen Heeren in diesem Kriege beschieden waren, einen kleinen Ersatz in der Eroberung von Portugal zu finden, welches durch seine

Verbin-

Verbindung mit England genugsamen Grund zum Kriege zu geben schien, und in seiner damaligen Lage eine leichte Beute zu werden versprach. Portugal, so wurde gesagt, müsse von dem Joche der englischen Herrschaft befreit und aus der Verblendung gerissen werden, in welcher ihm solch unwürdige Abhängigkeit als vortheilhaftes Bündniß erscheine. In diesem Sinne geschahen herbe Erklärungen, begleitet von Truppenbewegungen an der Gränze. Der König von Portugal erkannte bald, daß die beleidigenden Anforderungen und Drohungen, mit welchen Spanien auf Anreiz Frankreichs immer stärker hervortrat, von Seiten beider Mächte zu einem förmlichen Bruche führen sollten. Er schloß sich daher nun völlig an England an, bereitete sich zum Kriege, und erließ gegen die Höfe von Spanien und Frankreich, welche die Feindseligkeiten schon begonnen hatten, eine förmliche Kriegserklärung. Allein der Zustand der portugiesischen Angelegenheiten entsprach dieser raschen Handlung keineswegs, ja es schien, als würde dieselbe bald zu bereuen sein. Die spanische Kriegsmacht, welche ungesäumt gegen Portugal anrückte, war durch zwölf französische Bataillons verstärkt, und den portugiesischen Truppen in jedem Betrachte weit überlegen. In Portugal war alles Kriegs-

wesen in kläglichstem Verfall, die Gränzen ohne Vertheidigung, das Heer im traurigsten Zustande, und ohne bewährten Anführer. Die Sorgfalt der großbritannischen Minister suchte diesen Mängeln möglichst abzuhelfen; sie sendeten Truppen und gaben sich alle Mühe, für Portugal in dieser gefährlichen Lage einen kriegskundigen General ausfindig zu machen. Ihre Bemühung und Wahl traf alsbald den Grafen zur Lippe, der alles zu vereinigen schien, was die Umstände hier von einem Manne seiner Art wünschen ließen. Durch die eifrige Vermittlung des Lord Bute und des portugiesischen Gesandten in London wurde der Graf wirklich mit den glänzendsten Anerbietungen als Oberfeldherr der verbündeten englischen und portugiesischen Truppen nach Portugal berufen; seine Freunde und Feinde schienen sich diesmal in gleichem Zwecke vereinigt zu haben, und der englische Hof selbst mochte dabei eben so sehr wünschen, den Grafen von dem deutschen Heere zu entfernen, als ihn an der Spitze des portugiesischen zu sehn. Ihm selbst mußte der neue Schauplatz, der sich seinem Kriegseifer und Waffenruhm eröffnete, reizend genug sein, um gern den bisherigen, der für jene kaum noch Befriedigung zeigte, damit zu vertauschen; der Graf übernahm, nach kurzem Bedenken, die

angebotene Würde, und schiffte, nachdem er seine heimischen Angelegenheiten bestens geordnet, im Frühjahre 1762. über England nach Portugal.

Der Ruf seiner Kriegskunde und seiner Waffenthaten ging ihm glänzend voran. Die Wiederherstellung der portugiesischen Kriegsmacht, die Erneuerung ihrer Waffenehre, die Rettung des ganzen Landes, alles erwartete und hoffte man einzig von ihm. Als er in Oporto landete, wurde er mit den größten Freuden- und Ehrenbezeigungen empfangen, und gleichsam im Triumphe über Aveiro und Coimbra nach Lissabon geführt. Er war von einem zahlreichen Gefolge ausgezeichneter Offiziere begleitet, die zum Theil in seinem eignen Dienste standen, zum Theil für den portugiesischen geworben waren. Sein Erscheinen am Hofe wirkte Ehrfurcht und Bewunderung, er wußte den Glanz des Fürsten mit der Einfachheit des Kriegers glücklich zu verbinden, und auf alle Weise sein gebietendes Ansehn geltend zu machen. Der König ernannte ihn zum Feldmarschall, und ertheilte ihm solch unumschränkte Vollmacht, wie er sich ausbedungen hatte; einen Jahrgehalt von 3000. Pfund Sterling und ein Geschenk von 40,000. Krusaden, die ihm der König gleich nach seiner Ankunft auszahlen ließ, lehnte er entschieden ab, nahm für sich

nur gerade so viel davon, als seine Feldmarschalls-uniform kostete, und ließ das Uebrige zum Besten der Truppen verwenden, die solcher Hülfe nur allzu bedürftig waren. Diese Handlung setzte ihn in der Bewunderung und Zuneigung des Königs nur um so höher und fester. Nicht so zuvorkommend, wie der König, bezeigte sich gegen ihn der Minister Carvalho Graf von Oeyras, nachheriger Marquis von Pombal; dieser kühne und mächtige Staatsmann erkannte zwar und ehrte in dem Grafen den hochgesinnten Geistesgenossen, allein den Feldherrn und Ordner des Kriegswesens, das der persönlichen Stellung des Ministers keine anziehende Seite bot, mochte er nicht sonderlich begünstigen, und oft genug in der Folge war er den neuen Maßregeln und Anstalten, mehr aus Abneigung als Unkunde, entgegen und hinderlich. Durchaus feindlich aber war die Mehrzahl der portugiesischen Generale und Offiziere, die trotz ihrer eignen Unfähigkeit ungern dem Fremden gehorchten, dessen große Ehre und Gewalt sie mit Eifersucht und Neid erfüllte. Der Marquis von Marialva insbesondere suchte ihm durch mannichfache Zwistigkeiten zu widerstreben. Manche seiner Gegner gingen so weit, mit den Spaniern in landesverätherische Verbindung zu treten. Der Dolmetscher selbst, den man

dem Grafen beigegeben hatte, wurde solcher Verbindung überwiesen, und in Ketten nach Lissabon zurückgeführt. Nur wenige Offiziere, diese aber grade die tüchtigsten und verdienstvollsten, schlossen sich gleich anfangs dem neuen Oberhaupte mit redlichem Eifer an.

Die Vorstellung, welche sich der Graf von dem Zustande des portugiesischen Kriegswesens nach den traurigsten Berichten im voraus gemacht hatte, wurde durch die Wirklichkeit noch weit übertroffen. Für seine Augen, welche an deutsche Einrichtungen, besonders an preußische Ordnung und Fertigkeit gewöhnt waren, konnte es keinen niederschlagenderen Anblick geben; von allem, worauf dort vorzüglich gerechnet wurde, war hier nichts zu sehen; die Haufen von Bewaffneten und Unbewaffneten, die das portugiesische Heer vorstellten, hatten weder Gestalt noch Gliederung, weder Zucht noch Waffenübung. Die Stärke der Truppen wurde zu 18,000. Mann angegeben, allein kaum die Hälfte dieser Zahl war vorhanden. Dabei waren die Festungswerke überall zerfallen, die Zeughäuser leer; weder Geschütz noch Kriegsvorräthe, noch Verpflegungsanstalten und Fuhrwesen, noch Generalstab und Geniekorps, noch Plane und Dienstlisten fanden sich bei diesem Heer. Die Sol-

daten waren schon lange nicht mehr in den Waffen noch im Dienste geübt worden; ohne Kleidung und Wehr, ohne Brot und Sold, irrten sie aufgelöst umher, fielen in den Straßen bettelnd die Vorübergehenden an, und begingen, hauptsächlich auf dem Lande, die gewaltsamsten Plünderungen. Selbst die Leibwachen im Königlichen Palast erflehten von den Fremden, welche den Hof besuchten, mit Knieverbeugungen und dargehaltenen Hüten geringe Almosen. Diese kriegerische Bettelei erborgte zuweilen die Gestalt der hergebrachten frommen, und es fanden Umzüge Statt, in welchen die Soldaten, am meisten noch bei solchen Gelegenheiten von ihren Ober- und Unteroffizieren angeführt, für die Seelen im Fegefeuer und für die Sündenvergebung der Mildthätigen kleine Spenden heischten. Unter den Offizieren war an Ehrgefühl, wenigstens in dem bei den neueren Kriegsleuten herkömmlichen Sinne, nicht zu denken. In ihrer Dürftigkeit trieben sie allerlei Gewerbe, der Mann zuweilen das Schneiderhandwerk, während die Frau für Geld wusch; man sah einen Hauptmann die weiße Wäsche abbringen, und die schmutzige in Empfang nehmen; die meisten waren Hausbediente ihrer Generale und Obersten, oft aus Bedienten selbst zu Lieutenants und Rittmei-

stern erst erhoben, um durch den Sold ihren Lohn zu erhöhen; sie leisteten alle Arten von Dienst, bei Tische standen sie hinter den Stühlen, und besorgten die Aufwartung. Diese Herabsetzung, welche jedoch in den Sitten des Lehns- und Ritterwesens einst nicht als solche galt, mußte den Grafen in seiner Denkart und Gewohnheit auf das Tiefste beleidigen; er sah darin die niedrigste, empörendste Schmach des Standes, dem er selbst anzugehören für seine größte Ehre halten wollte, und dessen Tüchtigkeit, ja dessen Bestehn, ihm ohne gewisse Standessatzung gar nicht denkbar war. Die Begriffe und Sitten der Portugiesen vor allem hierin zu berichtigen und umzuändern, dünkte ihm das nothwendigste Erforderniß, die unerläßlichste Bedingung, wenn ihr Kriegswesen jemals wieder emporkommen sollte. Er schritt sogleich zur That in diesem Sinne, bei jeder Gelegenheit, mit entschlossener Kraft und unerbittlicher Strenge. Als er bald nach seiner Ankunft bei dem portugiesischen General Grafen von Arcos zu Mittag speiste, gewahrte er hinter seinem Stuhle einen Kammerdiener, der in Offiziersuniform aufwartete und ihm den Teller wechselte; er fragte, was dies bedeute, und da man ihn verständigte, der Mann sei Rittmeister in dem Regimente des Generals,

stand er sogleich auf, und betheuerte, er würde keine Speise mehr berühren, bis nicht dieser Offizier, wie seinem Stande zukomme, sich mit zur Tafel gesetzt; es mußte geschehn, und der General zwischen sich und dem Oberfeldherrn diesem Rittmeister Platz geben, nicht ohne tiefe Beschämung des vornehmen Stolzes, mit dem der portugiesische Hofadel auf die geringeren Edelleute im Heere als auf seine natürlichen Dienstboten herabsah. Auf gleiche Weise durchbrach der Graf bei allen Gelegenheiten, durch sein persönliches Benehmen und durch seine Verfügungen, alle Vorurtheile und Gebräuche, durch welche die Ehre des Kriegerstandes beeinträchtigt erschien. Doch das bloße Beispiel fruchtete wenig, nur mit Strenge und Gewalt konnte hier etwas erreicht werden. Er sah sich zu großen Veränderungen in den persönlichen Verhältnissen genöthigt; viele Offiziere, ganz untaugliche, wurden verabschiedet, andre versetzt, andre in Unterweisung gegeben; er mehrte dadurch die Zahl seiner Feinde, und allgemein erschollen die Klagen über seine Härte, seine Ungerechtigkeit, seine unleidlichen Unternehmungen. Besonders großen Anstoß gab auch seine Meinung über den Zweikampf, und man nahm sogar die Kirchengesetze zu Hülfe, um seine Vorschriften zu

entkräften. Die portugiesischen Offiziere waren gewohnt, die Religion, deren sonstige Gebote sie ohne Gewissen mit Füßen traten, zur Entschuldigung der Feigheit vorzuschützen, mit der sie persönliche Beleidigungen ungeahndet ertrugen. Der Graf aber erklärte öffentlich ohne Scheu, daß kein Offizier, der unter jenem Vorwande sich dem Zweikampf entzöge, ferner im Heere dienen dürfte, denn der Stand eines Kriegers erfordere unter allen Umständen Muth und Tapferkeit, und wer nicht jederzeit bereit wäre diese zu beweisen, dem stünden in Portugal Klöster genug offen. Er glaubte hier dieses Vorurtheil, denn als solches sah er es selbst an, zur Besserung des kriegerischen Geistes unentbehrlich; bei seinen eignen Truppen war der Zweikampf verboten. Die Furcht, welche seine strengen Grundsätze und sein gewaltsames Verfahren den Portugiesen einflößten, gewann ihm die Herzen freilich nicht, aber sie verschaffte ihm unbestrittenes Ansehn und meist auch, wenigstens unter seinen Augen, den schnellen Gehorsam, ohne welchen in dieser gränzenlosen Verwilderung gar nichts zu beginnen war.

Allein bevor der Graf zur Lippe zu gründlicheren Einrichtungen schreiten und eine ordentliche Kriegsverfassung herstellen konnte, mußte er, bei

schon ausgebrochenen Feindseligkeiten, die vorgefundenen Mittel, wie sie eben waren, dem herandringenden Feind entgegensetzen. War schon die Wiederherstellung des portugiesischen Kriegswesens in ruhiger Zeit eine höchst schwierige Aufgabe, zu deren Lösung alle Entschlossenheit, Kenntniß und Ausdauer gehörten, die dem Grafen eigen waren, so wurde dagegen die unmittelbare Kriegsführung unter diesen Umständen ein beinahe verzweiflungsvolles Wagniß, dem nur die größten Eigenschaften des wahren Feldherrn sich unterziehen durften. In geregelter Dienstverfassung und an der Spitze eingeübter Truppen den Feind bestehen, ist das Verdienst des guten Generals; der wahre Feldherr aber unterscheidet sich von jenem dadurch, daß er in jedem Gegebenen sein Werkzeug zu finden, solches nach den Umständen zu schaffen, und seine Mittel und sein Verfahren wechselsweise zu bedingen weiß. Der Graf strebte in dieser Bahn mit angestrengtem Eifer und größter Unverdrossenheit, er unternahm es, jammervolle Haufen in's Feld zu führen, und sie als Truppen so zu handhaben, daß sie dazu würden; selten aber gab es in dieser Hinsicht eine schwierigere Lage, als die seinige; selbst was zur Hülfe dienen sollte, gereichte zu neuer Störung. Außer den eigentlichen engli-

schen Hülfsvölkern fand er in Portugal noch andre fremde Truppen, die man in großer Eile durch Werbung zusammengerafft hatte. Von allen Seiten, besonders aber aus England, waren Abentheurer und Gesindel in Menge herbeigeströmt, und Offiziere und Soldaten in diesen neuen Regimentern geworden; die Unordnungen und Ausschweifungen dieser Leute überstiegen jedes Maß; vor dem Feinde ohne Nutzen, wurden sie dem Lande die größte Plage und selbst ein offenbarer Feind, gegen welchen die Eingebornen in der Folge förmlich zu den Waffen greifen mußten. Der Zustand der portugiesischen Truppen selbst ist schon geschildert worden, von ihnen war höchstens guter Wille, und in manchen Fällen kaum dieser zu erwarten. Unter solchen Umständen konnte der erste Feldzug der Portugiesen kein thatenreicher und glänzender werden; der Graf sah ein, daß der Krieg hier mit Beiseitesetzung sonstiger Grundsätze nach besonderer Weise geführt werden müsse. Durch die Beschaffenheit und Minderzahl seiner Truppen im ungeheuersten Nachtheil gegen die feindliche Macht, durfte er weder im offnen Felde eine Schlacht wagen, noch selbstthätig eigne Ausführungen beginnen, sondern mußte sich darauf beschränken, nach Maßgabe der feindlichen Bewegungen vertheidigungsweise die seinigen ein=

zurichten, auf seiner Seite vor allem die natürlichen Befestigungen des Landes, die örtlichen Vortheile und Gelegenheiten mitstreiten zu lassen, und den Feind mehr durch die geschickte Verknüpfung solcher Umstände, als durch die Tapferkeit im Gefecht, aus dem Felde zu schlagen.

Das spanische Heer, mit Einschluß der nachrückenden französischen Hülfsvölker unter dem Prinzen von Beauveau über 42,000. Mann stark, und mit beinahe 100. Stücken Feldgeschütz, hatte im Frühjahr 1762. an Portugals nordöstlicher Gränze bei Zamora ein Lager bezogen; die Truppen waren in gutem Zustande, mit Waffen, Kriegsvorräthen und Lebensmitteln wohl versehn, allein ihr Befehlshaber, der Marquis von Saria, ein siebenzigjähriger andächtelnder Mann, taugte besser zum Mönch, als zum Kriegsanführer. Die Spanier drangen zwar in die Provinz Tras os Montes ein, wo sie mehrere Plätze wegnahmen, und selbst Oporto einen Augenblick bedrohten; allein die Engwege und angeschwollenen Gewässer dieser gebirgigen Landschaft setzten ihrem weiteren Vordringen große Hindernisse entgegen, die durch den Aufstand der portugiesischen Bergbewohner, deren kriegerischer Muth sich zu allen Zeiten gleich erwiesen, ganz unübersteiglich wurden. Eine Abtheilung von 3000.

Spaniern, die gegen Oporto vorrückte, wurde bei Villa Real durch einen Haufen von 400. bewaffneten Landleuten auf dem Marsche unvermuthet angegriffen und völlig geschlagen. Solcherlei wiederholte Unfälle, die in der Hofzeitung von Madrid lächerlicherweise als glänzende Siege verkündet wurden, bewogen den Marquis von Saria seine Truppen wieder nach Zamora zurückzuziehen; nachdem er daselbst gehörig ausgeruht, beschloß er endlich einen neuen Versuch, und setzte sich gegen die portugiesische Festung Almeida in Bewegung. Indessen hatte der Graf zur Lippe den persönlichen Oberbefehl der portugiesischen Feldmacht übernommen, deren Stärke, da beträchtliche Abtheilungen zum Schutze der nördlichen Provinzen und zu den nöthigen Besatzungen verwendet bleiben mußten, selbst mit Einschluß der englischen Hülfstruppen kaum 15,000. Mann betrug. Nicht ohne Schwierigkeit vereinigte er 7000. Mann am 9. August im Lager bei Abrantes, wo erst nach und nach mehrere Truppen, deren Ausrüstung sich verzögerte, zusammenstießen. Diese Stellung auf dem rechten Ufer des Tejo, durch Oertlichkeit besonders begünstigt, dünkte ihm mit Recht die wichtigste für die Vertheidigung des Königreichs; durch felsiges Gebirg, reißende Waldbäche, tiefe Schluchten und

die Fluthen des Tejo gesichert, konnte er hier der Uebermacht des Feindes die Stirn bieten, während Lissabon im Rücken lag, und nach beiden Seiten die Wege offen standen, sowohl nördlich gegen den Mondego als südlich gegen den Guadiana Vertheidigung oder Angriff zu führen. Die nördlicheren Gegenden jenseits des Mondego und des Doiro lagen außerhalb dieses Bereichs, hatten aber eine selbstständige Vertheidigung in ihren rauhen Gebirgen, in dem kriegerischen Geiste ihrer Bewohner, und in den Truppen, die unter dem Marquis von Marialva dorthin beordert waren.

Die Festung Almeida war durch eilige Arbeiten in leidlichen Zustand gebracht, hinlänglich mit Vorräthen versehn, und durch 3000. Mann besetzt; auf die Nachricht von dem Anrücken der Spanier sandte der Graf zur Lippe mehrere tüchtige Offiziere dahin ab, mit den gemessensten Befehlen, den Platz, dessen Vertheidigung sie leiten sollten, bis zum Aeußersten zu halten; er rechnete bei der Langsamkeit der Spanier wenigstens auf sechs Wochen. Mit seiner kleinen Truppenzahl vermochte er zwar nicht im offenen Felde zum Entsatze vorzurücken, allein er hoffte durch anderweitige Bewegungen und Versuche den Fall dieses Platzes zu verhindern, oder wenigstens zu erschweren. Zu die-

sem Zwecke sandte er den General Townshend mit einigen Regimentern nordwärts über Vizeu dem Feinde in die Seite, um ihn zu beobachten und zu beunruhigen; den Obersten Hamilton, Anführer der Königlichen Freiwilligen, einer aus allen portugiesischen Regimentern ausgewählten Schaar von 600. Mann Fußvolk und Reiter, ließ er das Schloß und die Gegend von Celorico, den General Grafen von Santiago die Gegend von Guarda besetzen, um das Land in allen seinen Zugängen gegen die Streifzüge des Feindes zu decken, oder im Falle ernstlichen Vorrückens desselben gänzlich zu verheeren. Nach diesen nordwärts getroffenen Anstalten ging der Graf selbst mit seiner Hauptstärke am 24. August über den Tejo, in der Absicht, auf dem linken Ufer desselben südwärts in das spanische Gebiet einzufallen, die Vorräthe, welche der Feind dort aufgehäuft, wegzunehmen oder zu zerstören, und die Truppen, welche 3000. Mann stark von Badajoz auf dieser Seite heranzogen, zu zerstreuen; durch solchen raschen Angriff durfte er hoffen, in den spanischen Gränzprovinzen eine allgemeine Bestürzung zu erregen, und die Aufmerksamkeit des Feindes, vielleicht einen Theil seiner Truppen, von Almeida wegzuziehen. Mit kluger Vorsicht hatte er seinen Marsch eingerichtet, und den Feind

durch verstellte Schritte getäuscht, der Uebergang über den Tejo war in aller Stille geschehn; allein in Gavião angelangt, wo die nöthigen Verpflegungsanstalten getroffen sein sollten, fanden die Truppen, troß der genauesten und strengsten Befehle, die deßhalb ergangen waren, keinerlei Vorräthe, und Mannschaft und Pferde mußten, durch die Schuld der säumigen Beamten, Mangel leiden. Durch diese und andere Ungelegenheiten verspätet, kam die Hauptstärke der Portugiesen erst am 28. August in Niza an; inzwischen hatte der Brigadier Bourgoyne auf einem andern Wege die Stadt Valença glücklich überrumpelt, aber auch den Feind aus seiner Sorglosigkeit aufgeschreckt; da die übrigen portugiesischen Truppen nicht so schnell heranzukommen vermochten, um den errungenen Vortheil sogleich mit ganzer Macht zu verfolgen, so gewannen die Spanier alle Zeit, der Gefahr zu entgehn, und zogen sich in guter Ordnung zurück unter den Schuß von Badajoz. Mittlerweile kam die Nachricht, daß Almeida sich am 26. August an die Spanier ergeben habe; der portugiesische Befehlshaber Don Alexander Palhares, ein frömmelnder Schwächling von achtzig Jahren, hatte die unbequemen Fremden, die ihm von Muth und Ausdauer sprachen, gefangen seßen lassen, und

sich

sich selbst in sein Zimmer eingeschlossen, um ungestört den Rosenkranz zu beten, die Soldaten waren gegen die Offiziere, die sie zur Besetzung der Außenwerke befehligen wollten, in offner Empörung aufgestanden, und auf diese Weise die Festung, nach einigen Kanonenschüssen, unvertheidigt gefallen.

Der Graf zur Lippe empfand über diesen schnellen Verlust den höchsten Unwillen; er sah sich von allen Seiten preisgegeben, seine besten Anstalten halfen zu nichts, seine trefflichsten Plane wurden vereitelt. Jetzt galt es die schleunigsten Maßregeln, um die größeren Nachtheile abzuwehren, die jeden Augenblick bevorstehn konnten. Er beorderte sogleich vier englische Regimenter in allergrößter Schnelligkeit gegen den Mondego nach Ponte da Murcella, um die Verbindung mit dem General Townshend zu erhalten, und die große Straße nach Coimbra zu decken, die dem Feinde, welcher nach der Einnahme von Almeida bereits das Schloß von Celorico genommen hatte, nunmehr offen stand. Der Graf von Santiago erhielt Befehl, sich so lang als möglich in den Gebirgspässen zwischen dem Zezere, der bei Punhete in den Tejo fällt, und diesem Flusse zu halten, besonders aber den Paß von Sobreira Formoza zu verthei-

digen; der Brigadier Bourgoyne wurde beauftragt, auf dem linken Ufer des Tejo die Gränze zwischen Portalegre und Villa Velha zu sichern; der Graf selbst aber kehrte mit allen übrigen Truppen auf das rechte Ufer des Tejo zurück, und stellte sie von Abrantes bis Ponte da Murcella zwischen dem Tejo und Mondego in stufenweisen Abtheilungen auf, um ohne Zeitverlust jede beliebige Richtung einschlagen zu können, welche durch die Bewegungen des Feindes, der unter mehreren zu wählen hatte, nöthig würde. Die Spanier, nach Abberufung des Marquis von Saria durch den thätigeren Grafen von Aranda befehligt, rückten bereits von Almeida über Sabugal und Penamacor längs der Gränze gegen den Tejo, eine Abtheilung ging sogar in das spanische Gebiet zurück, setzte dort über den Fluß, und zog südlich gegen Alcantara. Diese Bewegung nahm der Graf zur Lippe für ein entschiedenes Zeichen, daß der Feind mit ganzer Stärke über den Tejo gehn und in die Provinz Alemtejo einbrechen wolle; dies war am meisten zu fürchten, und am schwersten zu hindern. Die Hauptmacht der Spanier, nachdem sich ihr die beiden Gränzfestungen Salvaterra und Segura, troß der bestimmtesten Befehle, sogleich ergeben, zog sich bei Castello Branco gegen den Tejo zu-

sammen, und schien den Uebergang bei Villa Velha erzwingen zu wollen. Der Graf zur Lippe hatte seine Truppen gleichzeitig mit dem Herannahen des Feindes wieder bei Abrantes zusammengezogen, den General Townshend, der inzwischen bis Pinhel gegen Almeida vorgerückt war, wieder an sich gerufen, und nur einige Regimenter unter dem Brigadier Lord Lenox und dem Obersten Hamilton zur Beobachtung der Besatzung von Almeida und einiger in Leon versammelten Truppen in jener Gegend zurückgelassen. Er beorderte den Brigadier Bourgoyne auf dem südlichen Ufer des Tejo gegenüber von Villa Velha eine Stellung zu nehmen, die von Natur ungemein stark und vortheilhaft, gedeckt von vorn durch den Tejo und in der rechten Seite durch einen kleinen Fluß, vollkommen geeignet war, von geringer Mannschaft gegen große Uebermacht behauptet zu werden; sie war nicht leicht anzugreifen, und verwehrte dem Feinde den vortheilhaftesten Uebergangsort, indem sie durch ihr Geschütz die ganze Strombreite und die enge Straße bestrich, die am jenseitigen Ufer zwischen dem Fuß des Berges von Villa Velha und dem Tejo hinläuft. Die Spanier rückten mit Macht an, und versuchten den Uebergang durch starkes Geschützfeuer zu erzwingen, wurden aber von den

Portugiesen so tüchtig zusammengeschossen, daß sie unter ansehnlichem Verluste für diesmal ihren Vorsatz aufgaben; doch nahmen sie die Höhen und das Schloß von Villa Velha weg, wo abermals der portugiesische Befehlshaber seine Schuldigkeit außer Acht setzte.

Dieser erste Versuch war glücklich abgewendet, aber er konnte bei öfterer Wiederholung gelingen, und der Graf zur Lippe, welcher von dem Feinde am meisten das Eindringen in die Provinz Alemtejo fürchtete, suchte denselben nach derjenigen Seite zu locken, die weniger zu befürchten gab. Der spanische Feldherr, dem es ruhmvoller schien, auf der graden Straße gegen Lissabon vorzudringen, ließ in der That mehrere starke Abtheilungen seines Heeres von Castello Branco gegen Sobreira Formoza und gegen den Zezere anrücken. Hier stießen sie zuvörderst auf die Truppen unter dem Grafen von Santiago, die verstärkt worden waren, und fechtend in den steilen Gebirgsengen sich langsam zurückzogen. Als die Spanier mit größerem Eifer unbedacht nachdrangen, nahm der Graf zur Lippe die Gelegenheit wahr, ließ vier englische Regimenter wieder umkehren und plötzlich auf den Feind einbrechen, der solches Angriffs nicht gewärtig eine bedeutende Niederlage erlitt. Aehnliche

Vorfälle wiederholten sich öfters, und erhoben den Muth der Portugiesen in demselben Maße, als sie das Vertrauen der Spanier schwächten. Der Graf hatte den Befehl ertheilt, keinen Anlaß zu versäumen, um durch Ueberfälle und kleine Gefechte den Feind in Athem zu erhalten, und in Nachtheil zu bringen. Den kühnsten Streich dieser Art, und der die Spanier am meisten bestürzte, ließ der Brigadier Bourgoyne bei Villa Velha durch den Oberstlieutenant Lee ausführen; dieser ging mit 300. Engländern, worunter 50. Dragoner, durch einen Furth des Tejo bei Nacht auf das jenseitige Ufer, überfiel den Kern der spanischen Truppen unter dem Befehl des Brigadiers Don Eugenio Alvarado, welche sich durch den Fluß völlig gesichert hielten, in ihrem Lager, und richtete große Verwüstung unter ihnen an; sie büßten viele Leute ein, verloren ansehnliche Vorräthe, die in Brand gesteckt wurden, einen großen Theil des Gepäcks, und selbst mehrere Stücke Geschütz; der Oberstlieutenant Lee aber kehrte mit den Seinigen und mit vieler Beute am hellen Morgen unversehrt über den Tejo zurück. Was aber immer in dieser Art sich ereignen mochte, stets blieb der Erfolg in den Schranken des Augenblickes, und ließ den künftigen derselben Ungewißheit ausgesetzt, die bei dem

vorigen zu fürchten gewesen. Der Graf mußte alle Meisterschaft kriegskünstlerischer Geschicklichkeit, alle Hülfsmittel der Klugheit, der Vorsicht und des Muthes aufbieten, um den Gefahren, die ohne Unterlaß drohten, unaufhörlich zu entgehn. Der geringste Fehler, die kleinste Versäumniß konnte den Untergang herbeiführen, und immer die größten und unerwartetsten hatte er auszugleichen und gut zu machen. Auch durch das Beispiel persönlicher Tapferkeit mußte er bei jedem Anlasse seinen Truppen vorangehn, und sich öfter, als dem Oberbefehlshaber zukommt, mit dem Degen in der Faust dem Feinde bloßstellen. Auf einem der Streifzüge, die er häufig genöthigt war in Person anzuführen, stieß er an der Spitze von 600. Mann auf 2000. Spanier, die aus einem Gehölz unvermuthet hervorbrachen; das Gefecht war nicht mehr zu vermeiden, seine Entschlossenheit fand Rath zu dem ungleichen Kampfe. Er hatte im Rücken einen großen Teich, vor diesem dehnte er seine 200. Reiter in weitläuftiger Stellung aus, und drängte sein Fußvolk auf einem Flügel zusammen; als die Spanier, um nicht überflügelt zu werden, sich gleichfalls ausdehnten, und in ausgebreiteten Reihen anrückten, zog er plötzlich seine Reiter wieder zusammen, und stürmte an ihrer Spitze, während

das Fußvolk heftig nachdrang, auf die dünne Ordnung des Feindes, durchbrach sie, und stob sie mit großer Niederlage nach beiden Seiten auseinander. Solcher Geistesgegenwart bedurfte es hier immerfort; jeden Augenblick schlug eine Berechnung fehl, kam irgend eine schlimme Nachricht; selbst von der Hauptstadt her wurden ihm nur Störungen bereitet; bei jeder Bewegung, die er machte, hielt man sich dort für verloren, und erwartete jeden Augenblick die Ankunft der Spanier; der König und sein ganzer Hof waren mehrmals im Begriffe, sich nach England einzuschiffen; man schrie laut über den Unverstand, wohl gar über den Verrath des Feldherrn, und sprach davon, ihm den Oberbefehl abzunehmen.

Inzwischen rückte die spanische Hauptmacht, ungeachtet der einzelnen Unfälle, nach und nach vor, und setzte sich, zwar langsam, aber doch täglich mehr, in den Gebirgen fest. Der Graf zur Lippe fürchtete zwar in der starken Stellung, die er vorwärts von Abrantes und Punhete bei Maçāo behauptete, keinen ernstlichen Angriff; sein ausgedehntes Lager war durch steile Felsenwände und zerrissene Schluchten der Gewässer vollkommen gedeckt, zur Seite strömte der Tejo, im Rük-

ken der Zezere, das Geschütz war so vortheilhaft aufgestellt, daß jede Truppenmacht, bevor sie zum Angriff gelangte, schon im Anrücken niedergeschmettert wurde. Allein obwohl selbst in dieser Stellung unangreifbar, durfte der Graf in dieser Sicherheit doch keineswegs unthätig bleiben, da den Spaniern das ganze übrige Land offen blieb, und sie bei ihrer Ueberzahl zugleich ihn umschlossen halten und anderweitige Eroberungen versuchen konnten. In dieser Schwierigkeit glaubte er wagen zu müssen, was unter andern Umständen ihm nicht erlaubt geschienen hätte, seine geringe Truppenzahl durch eine bedeutende Entsendung noch mehr zu schwächen. Er ließ den General Townshend, den er eben erst an sich gezogen hatte, denselben Weg, den er gekommen, wiederum nordwärts zurückmarschiren, mit dem Auftrage, vereinigt mit Lord Lenox gegen Penamacor in den Rücken des spanischen Heeres vorzubringen, und demselben die Verbindung mit Almeida und Ciudad Rodrigo so wie jede Zufuhr von dorther abzuschneiden. Der General Townshend vollführte diesen beschwerlichen und weiten Marsch durch unwegsames Gebirg und verödete Gegend zur größten Zufriedenheit des Grafen; die Portugiesen zeigten dabei die standhafteste Ausdauer, indem sie die größten Entbehrungen und

härtesten Mühsale — der steinigte Boden trug ihre blutigen Fußtapfen — ohne Murren erduldeten.

Durch diese kühne Bewegung war die Lage des spanischen Heeres, dem weder bei Villa Velha, welches wiederholt angegriffen wurde, noch bei Abrantes ein gewünschter Erfolg erschien, äußerst mißlich geworden. Sie war von Anfang in diesem verwickelten Erdreich nicht günstig, und hatte sich von Tag zu Tag verschlimmert. Durch Veranstaltung des Grafen zur Lippe hatten die Portugiesen bei Annäherung des Feindes alle Lebensmittel und Vorräthe, die nur irgend brauchbar waren, fortgeschafft oder zerstört, alles Zug- und Schlachtvieh weggetrieben, ja die Menschen selbst hatten ihre Wohnungen verlassen müssen, in welchen nicht einmal das nöthigste Geräth zurückblieb. Die Spanier fanden bei ihrem Vorrükken rings umher nur Wüste und Einöde, in der sich keinerlei Hülfsmittel weder für den Unterhalt, noch für das Fortkommen darboten; sie mußten ihre Verpflegung und jedes andre Bedürfniß mit großer Beschwerde aus den nächsten spanischen Provinzen beziehen; die Zufuhren blieben häufig aus, und die Truppen hatten große Entbehrungen zu leiden; die Pferde der Reiterei mußten als Lastvieh dienen, und gingen großtentheils dabei zu Grunde,

die Soldaten selbst erlagen der täglichen Arbeit, die sie in Ermangelung der Landesbewohner zu verrichten hatten. Aus Rache wütheten die Spanier nur desto heftiger gegen die wenigen zurückgebliebenen Bauern, die in ihre Hände fielen, zündeten die Wohnungen an, und zerstörten alles, was noch übrig war; sie vermehrten aber dadurch nur ihre eigne Noth und die Erbitterung der Bauern, die aus ihren Schlupfwinkeln bewaffnet hervordrangen und ganze Abtheilungen der Spanier niedermachten. Durch den General Townshend wurde die Zufuhr vollends erschwert, ganze spanische Regimenter mußten mühsame Märsche machen, um die Absendungen in Empfang zu nehmen und zu begleiten, und oft fielen sie dennoch den Portugiesen in die Hände. Bald herrschte drückender Mangel im spanischen Lager, die Soldaten, ermattet und abgerissen, wurden vom Hunger geplagt. Der Graf von Aranda war in peinigender Verlegenheit; er dachte wohl einen Augenblick mit ganzer Macht die Portugiesen anzugreifen, allein die starke Stellung und schlagfertige Bereitschaft des Grafen zur Lippe ließen ihn solche Gedanken alsbald wieder aufgeben; er vermochte auf keiner Seite etwas Zureichendes auszuführen, und sah sich unthätig in die nachtheiligste Lage versetzt; an-

derseits schämte er sich, mit solcher Ueberzahl vor so geringem Feinde den Rückzug anzutreten; doch als zuletzt noch heftige Stürme und unendliche Regengüsse die Leiden seiner Truppen auf's Höchste brachten, blieb keine andre Wahl mehr. Am 15. Oktober brach das spanische Heer aus allen seinen Stellungen auf, und zog nach Castello Branco zurück. Der Graf zur Lippe ließ dem Feinde den General Frazer im Rücken nachfolgen; dem General Townshend und dem Brigadier Bourgoyne gab er Befehl, von beiden Seiten lebhaft vorzugehn und durch wiederholte Angriffe den Rückzug zu beschleunigen, ersterer besetzte Penamacor und Monsanto, letzterer das Schloß von Villa Velha. Die Spanier behaupteten sich noch eine Weile in Castello Branco, welches sie im November dann auch räumten, so wie Salvaterra und Segura, nachdem sie die Befestigung dieser Orte gesprengt.

Die Portugiesen hatten durch den Regen ebenfalls sehr gelitten, und sich einen Augenblick sogar in höchst gefährlicher Lage befunden; der Zezere war durch die stürzenden Gebirgswässer dergestalt angeschwollen, daß alle Brücken fortgerissen, und die Verbindung mit Lissabon eine Zeitlang ganz unterbrochen wurde; die Spanier waren glücklicherweise nicht in der Verfassung, diesen Umstand zu

benutzen, sie schienen aber nicht einmal Kunde davon zu haben, und die Gefahr ging glücklich vorüber. Da die Truppen sehr der Erholung bedurften, so gab der Graf den allgemeinen Bitten nach, und ließ sie ausgedehnte Quartiere beziehn; doch blieb der Brigadier Bourgoyne mit seiner Abtheilung zwischen Niza und Portalegre aufgestellt, um die Spanier, die sich nach Alcantara gezogen hatten, zu beobachten, auch wurden alle Pässe von Elvas bis zum Tejo sorgfältig bewacht. Die Spanier schienen nichts mehr unternehmen zu wollen, es hieß sogar, der Graf von Aranda habe das Heer verlassen, und sei nach Madrid gereist; während er selbst dieses Gerücht verbreiten ließ, befand er sich mit dem Kern seiner Truppen in Valença, und beabsichtigte einen Ueberfall auf Campomajor. Der Graf zur Lippe jedoch, sich stets gleich bleibend in seinen Feldherrneigenschaften, war auf seiner Hut, und vernachläßigte trotz des sichern Anscheins keine Vorsicht; hierauf durch aufgefangene Briefschaften aus Badajoz von dem feindlichen Anschlag in Kenntniß gesetzt, zog er mit größter Schnelligkeit seine zerstreuten Truppen wieder zusammen, und traf so gute Anstalten, daß der Versuch der Spanier auf Campomajor mißlang, und ihre Angriffe auf Marvão und Oguela nicht glücklicher waren.

Hierauf nahm er mit gesammter Stärke eine Stellung bei Portalegre, dem spanischen Lager nah gegenüber. Jetzt schien es zu ernsthaften Ereignissen und entscheidenden Schlägen kommen zu müssen, eine Schlacht schien unvermeidlich bevorzustehn, und unter Umständen, die für die Portugiesen noch immer ungünstig genug waren. Allein der Feind, abgeschreckt durch die letzten Gefechte und ohne Zutrauen zu sich selbst, verließ am 15. November aus eignem Antriebe das Lager von Valença, und ging nach Spanien zurück. Der Abschluß der Friedensgrundlagen zwischen Frankreich und England war inzwischen am 3. November erfolgt, und machte allen weiteren Feindseligkeiten zwischen Spanien und Portugal ein Ende.

Der Feldzug gegen Portugal war indeß völlig gescheitert; das Königreich stand, fast ganz vom Feinde gereinigt, in gerüsteter Haltung. Das spanische Heer war auf die Hälfte seiner anfänglichen Zahl herabgekommen, des Krieges überdrüssig, durch Mangel und Ungemach in Muthlosigkeit gesunken, bloß die französischen Hülfstruppen, die sich besser vorzusehn gewußt, machten hierin einige Ausnahme. Entgegengesetzt war der Zustand der Portugiesen; sie hatten trotz aller Unordnung und Mängel, die noch bei ihnen herrschten, an kriegerischer

Bildung gewonnen, so wie an Muth und Selbstvertrauen; sie durften ansehnlicher Verstärkung entgegensehn. An Eroberung des Königreichs, die wenigstens von französischer Seite ernsthaft beabsichtigt worden, wäre bei Erneuerung des Feldzuges im kommenden Jahre nicht mehr zu denken gewesen. Was Spanien betrifft, so ist ausgemacht, daß der Zug gegen Portugal am Hofe zu Madrid viele Gegner gehabt. Die Königin Mutter liebte zärtlich die Königin von Portugal, ihre Tochter, und suchte daher in aller Weise die Absichten ihres Sohnes auf jenes Königreich zu vereiteln. Die spanischen Minister waren dadurch in zwei Partheien getheilt, und die Generale empfingen widersprechende Befehle oder unausführbare Vorschriften. Der Marquis von Pombal wußte durch seine geheimen Verbindungen und wohlangebrachten Geldspenden diese Umstände geschickt zu benutzen, und rechnete mehr auf die Siege seiner Staatskunst, als auf die Ereignisse im Felde. Man darf jedoch, ohne ungerecht gegen den großen Staatsmann zu sein, wohl behaupten, daß seine Thätigkeit allein, wie wirksam sie auch gewesen, die Eroberung des Reiches nicht würde verhindert haben. Auch priesen der Hof und das Volk, ungeachtet der früheren Mißstimmung, jetzt einmü-

thig den Grafen zur Lippe als den Retter und Schützer von Portugal, ihm wurden Triumphbogen und Ehrensäulen errichtet, ihm die beflissenste Huldigung dargebracht; der Ruhm des großen Grafen, wie man ihn mit Begeisterung nannte, erscholl durch das ganze Land.

Der förmliche Friedensschluß zwischen den kriegführenden Mächten erfolgte zu Paris am 10. Februar 1763., und gab den Portugiesen die von den Spaniern noch besetzten Festungen, dem Grafen zur Lippe aber, der in der Eigenschaft eines Verbündeten in dem Frieden mitgenannt war, seine von den Franzosen in Deutschland besetzten Lande zurück. Der Graf begab sich zuerst nach Lissabon, um das Werk der Wiederherstellung des portugiesischen Kriegswesens, die ihm kaum erst begonnen dünkte, mit Eifer fortzusetzen. Der König Joseph empfing ihn mit glänzender Huld, und bezeigte ihm auf alle Weise seine Anerkennung und Dankbarkeit. Eigenhändig schrieb er in den belebtesten Ausdrücken an den König von Großbritannien, um demselben für die geleistete wirksame Hülfe und besonders dafür zu danken, daß er ihm den Grafen zur Lippe gesandt habe. Zu den Titeln eines Feldmarschalls und Generalissimus verlieh er diesem, wegen der Verwandtschaft, die sich zwischen

den Häusern von Portugal und Lippe erwies, den noch höheren einer Alteza, welcher in Portugal sonst nur dem Kronprinzen gebührte, gab darüber eine öffentliche Bekanntmachung, und behandelte den Grafen fortan als einen Verwandten des Königlichen Hauses, er umarmte ihn bei jedem Zusammenkommen, und nannte ihn nie anders, als seinen Vetter, im Portugiesischen il mio Primo. Diese Titel und Würden verblieben ihm, und man hielt ihn durch sie auch in Deutschland zu größeren Ehren berechtigt, als einem Reichsgrafen sonst gebühren mochten. Gleich dem Könige näherte sich ihm jetzt auch mit großer Hochachtung der Marquis von Pombal, obwohl den Kriegsleuten im Allgemeinen abgeneigt, bewunderte den Geist und die Einsichten, die sein Gespräch zu erkennen gab, ging nunmehr williger in seine Entwürfe ein, und zog ihn selbst bei wichtigen Angelegenheiten oftmals zu Rath. Wirklich soll der Graf in Betreff der inneren Staatsverwaltung und des Finanzwesens die zweckmäßigsten Rathschläge ertheilt haben, deren heilsame Befolgung alsbald auch in dem Fache, das ihm zumeist oblag, verspürt wurde, indem fortan die Truppen regelmäßig ihren Sold erhielten, und die beträchtlichen Kosten der neuen Anlagen und Einrichtungen zu gehöriger

Zeit

Zeit aufgebracht wurden. Der bedeutende Einfluß des Grafen auf die innern Angelegenheiten läßt sich schon daraus ermessen, daß alle hohe und niedere Beamte des ganzen Reiches ausdrücklich angewiesen wurden, den Verfügungen desselben zum Behufe seiner Kriegsmaßregeln unbedingt zu gehorsamen, und erst nach dem Vollzuge das Nöthige darüber an den Hof zu berichten. Doch hat er diesen Zweig seiner Wirksamkeit stets mit großem Geheimnisse behandelt, theils um das Zutrauen des Königes nicht zu mißbrauchen, theils auch wohl, damit die Eifersucht des mächtigen Ministers nicht zu sehr erregt würde. Er vermied jedes Gespräch über diese Gegenstände, und auch seine Offiziere mußten hierüber ein strenges Schweigen beobachten. Durch diese kluge Mäßigung blieb sein Ansehn und Einfluß, bei aller Steigerung und Ausbreitung, von dieser Seite stets ungefährdet. Auf die Besetzung der Aemter, das politische System des Hofes, die Anstalten der Volksbildung und manche besondere Angelegenheit, die das Hof- und Staatsleben erzeugte, wirkte er durch Meinung und That kräftig ein. So trug er unausgesetzt zur Fortdauer der engen Verbindung Portugals mit England bei, indem er Mißverständnisse und Störungen mancher Art, die sich öfters einschlichen,

stets im Beginn, ehe sie weiter führen konnten, zu beseitigen wußte. So gab er einer Gesellschaft von portugiesischen Gelehrten, die in ihrer Sprache für die ausgezeichnetsten Schriftsteller galten, den bedeutenden Auftrag, die besten englischen, französischen und deutschen Bücher zu übersetzen.

Seine wichtigste und umfassendste Einwirkung erfuhr jedoch, wie natürlich, das Kriegswesen selbst. Den regelmäßigen Stand der Truppen brachte er auf 32,000. Mann, nämlich 32. Regimenter zu Fuß, jedes von 800. Mann, 12. Reiterregimenter, und 2. Regimenter Artillerie. Er entwarf ausführliche Vorschriften des Dienstes und der Waffenübung, von den geringsten Handgriffen bis zu den bedeutendsten Feldbewegungen, alles war darin genau festgesetzt, und im Sinne eines großen, in allen seinen Theilen zweckmäßig übereinstimmenden Vertheidigungssystems gedacht. Für diese Seite der Kriegsführung hatte er überhaupt große Vorliebe, die mit seinen sittlichen Ansichten, wie mit seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen, eng zusammenhing; der Lage von Portugal war ein solches System unstreitig am angemessensten. Er bereiste das ganze Königreich, um sich eine vollständige Kenntniß des Landes zu verschaffen, und in Hinsicht auf Vertheidigungsanstalten jede Oertlichkeit selbst zu un-

tersuchen. Er ließ auf mehreren Punkten neue Befestigungen anlegen, oder die schon vorhandenen verstärken. Am wichtigsten aber war die Erbauung des Forts, welches der König ihm zu Ehren la Lippe genannt. Dieses Fort liegt auf einer felsigen Höhe bei der Festung Elvas in der Provinz Alemtejo, und vollendet mit dem benachbarten Fort St. Lucia die Befestigung dieses bedeutenden Plazzes, der früherhin durch feindliches Geschütz von jener Höhe beschossen werden konnte. Das Fort la Lippe bildet ein Viereck von vier Basteien mit einem nach dem Abhange des Berges verlängerten Hornwerk und einigen Außenwerken, hat verdeckte Batterien, wohlangelegte Minen, bombenfeste Kasematten, und ist geräumig genug für eine Besazzung von 2000. Mann. Das Fort ist in manchem Betracht getadelt worden, aber selbst bei ihrem Tadel haben die Sachverständigen die große Kriegseinsicht des Erbauers rühmen müssen, und noch in den Feldzügen der Engländer unter Wellington fanden die Eng länder dasselbe eine der stärksten Festen in Europa. Die Hauptstadt selbst ließ er neu befestigen, und mit einer bleibenden Besatzung von 8. Regimentern versehn. Die Thätigkeit des Grafen war unermüdet, in den Truppen Ehrgefühl, Geist, Diensteifer und Kriegszucht zu

beleben; Beispiel, Vorschrift, Belohnung, Strafe, alles wurde zu diesem Zwecke nachdrücklichst in Bewegung gesetzt. Die Uebungen aller Art wurden unablässig wiederholt, die Regimenter oft in größere Masse vereint, Märsche unternommen, Lager bezogen. Dem Könige und dem ganzen Hofe gab er in dem Lustlager zu Villa Viçosa das in Portugal seit vielen Jahren unbekannte Schauspiel kriegerischer Feldübungen, allen Anwesenden zum größten Erstaunen. Zum Behufe dieser Unterweisung und Uebung zog der Graf durch die Zusage doppelter Besoldung viele deutsche und französische Offiziere in portugiesische Dienste, und er hatte das Glück, in seiner Auswahl selten zu fehlen; ein General Böhm, Major von Zanthier, Hauptmann Prätorius, so wie Graf Ferdinand zur Lippe, Vetter und nachheriger Schwager des Grafen Wilhelm, wurden noch späterhin mit Auszeichnung genannt. Viele andre Ausländer dagegen, untüchtige Abentheurer, die er durch Zufall oder Gunst befördert vorfand, suchte er wegzuschaffen, mit großem Beifall der Portugiesen, die den Fremden überhaupt abgeneigt waren, und höchstens dem unbestreitbarsten Verdienste den Platz verzeihen wollten, der ihm in ihren Reihen zu Theil wurde. Der Graf von Ponte de Lima und der Marquis

von Lavradia gingen so weit, jedem ausländischen Offizier, selbst wenn ihn der König unmittelbar empfohlen hatte, die Aufnahme in ihre Regimenter standhaft zu verweigern; glücklicherweise war der Graf zur Lippe mit diesen beiden Regimentern ausnehmend zufrieden, und brauchte solcher Gesinnung, die hier durch die That gerechtfertigt war, keine Gewalt anzuthun. Die hauptsächlichste Sorge des Grafen blieb auf die Artillerie und das Geniewesen gerichtet; für beide wurde in Lissabon nach seinen Angaben eine Kriegsschule errichtet, und mit den tüchtigsten Lehrern besetzt. Auch dem Seewesen widmete er seine thätige Aufmerksamkeit. Durch unermüdetes Betreiben brachte er es dahin, daß 300. Engländer zur Erbauung neuer Kriegsschiffe angestellt wurden, deren Zahl man bis auf 30. bringen wollte.

Die großen Verbesserungen, welche der Graf durch seine rastlose Thätigkeit und strengen Eifer bewirkte, wurden zwar vielfach anerkannt, und besonders abseiten des Hofes nach Verdienst gewürdigt, allein er regte dadurch zugleich den Neid und Haß vieler Einzelnen, so wie die Vorurtheile der Menge heftig auf. Gegen den Ausländer, der alles umkehre, ohne die portugiesischen Gebräuche und Vorzüge nur zu kennen, der mit willkürli-

cher Gewalt nur seinen Eigensinn durchsetze, ohne die Angemessenheit der Dinge und Personen zu beachten, gegen diesen schrieen Alle, die durch seine Anordnungen verletzt oder bedroht waren. Die Geistlichkeit entflammte gegen den Ketzer, von dessen Gesinnung und Einfluß sie für sich nie Vortheilhaftes zu hoffen sah, den Widerwillen und Haß des Volkes auf alle Weise. Dadurch fand er sich bei jedem Schritte von zahllosen, unerwarteten Schwierigkeiten umgeben, die oft erst nach hartem Kampfe zurückwichen; seinen entschiedensten Befehlen wurde häufig mit üblem Willen halb und verkehrt, oder mit völligem Ungehorsam gar nicht Folge geleistet. Ein Außenwerk des Forts la Lippe machte unter andern die Wegräumung einer alten Kapelle nothwendig, welche, unsrer lieben Frauen der Gnade geweiht, von Wallfahrern besucht wurde. Die Geistlichkeit erhob sogleich die heftigste Klage, und als diese fruchtlos blieb, streute sie eifrig die Weißagung aus, die Muttergottes werde solche Beleidigung rächen, und dem Festungsbau durch ein Wunder Einhalt thun. Diese Sage ging von Mund zu Mund, und war bald allgemein verbreitet. Als der Graf davon hörte, verdoppelte er, einen tückischen Anschlag befürchtend, seine Wachsamkeit. Eines Tages, da er sich am Eingange

einer Mine befand, die schon geladen war, um einen Felsen zu sprengen, kamen die Arbeiter voll Schrecken hervor, und riefen, es sei Feuer in der Mine, ein Genieoffizier selbst bestätigte, er habe den Rauch aufsteigen sehn; die Leute schrieen, hier geschehe ein Wunder, das Feuer rühre zuverlässig von der heiligen Jungfrau her, die ihr Mißfallen an dem Werke kund gebe. Der Graf aber ließ sich unerschrocken in die Mine hinab, um selbst nachzusehn, und das Feuer, wenn es wirklich vorhanden, zu ersticken, oder, falls es erdichtet, den Aberglauben zu beschämen. Die Leute staunten über seine heldenmüthige Kühnheit, und mußten sich bald überzeugen, daß alles in guter Ordnung und ohne Gefährde sei; sie gingen getrost wieder an ihre Arbeit, der Kapelle wurde nicht weiter gedacht, und die Befestigung wurde vollendet. Die blinde Wuth seiner Gegner ließ es nicht bei Versuchen solcher Art bewenden, sie trachtete ihm sogar nach dem Leben. Der Graf stand eines Tages in einem Uebungslager vor den Zelten, als eine Kugel, aus einer Windbüchse geschossen, ihm durch den Hut ging. Er blieb ruhig stehn, und rief einige Offiziere heran; eine zweite Kugel sauste dicht an ihm vorüber; man drang in ihn, diesen Platz sogleich zu verlassen; doch er stand unerschüttert, und sah

sich forschend um, den Thäter zu entdecken. Sein scharfer Blick gewahrte schnell einen portugiesischen Soldaten, der hinter seinem Zelt hervor eben den dritten Schuß versuchen wollte. Ergriffen gestand der Unglückliche alsbald, daß eigner Glaubenseifer und fremde Anstiftung ihn zu dem Mordanschlage verleitet, und er habe den Grafen umbringen wollen, weil es keine Sünde, vielmehr ein Verdienst sei, einen Ketzer aus dem Wege zu räumen. Der Graf befahl, den Verbrecher nach Kriegsrecht sogleich zu erschießen, und zwar ohne Beichte nnd letzte Oelung. Alles entsetzte sich über diesen Befehl, der, trotz der dringenden Vorstellungen der Feldprediger und trotz der eifrigen Verwendung vieler Generale und vornehmen Portugiesen, in aller Strenge vollzogen wurde. So furchtbar grausam dieses Verfahren gegen den Einzelnen sein mochte, dessen Seligkeit dadurch zugleich mit dem irdischen Leben verloren schien, so war es doch das einzige Mittel, die Wuth des Aberglaubeus durch ihre eigene Macht zu bekämpfen, und von ähnlichen Mordversuchen auf immer abzuschrecken.

Nachdem der Graf unter allen Schwierigkeiten endlich die Herstellung des portugiesischen Kriegswesens so weit gefördert, daß die Grundlagen einer neuen Ordnung der Dinge überall ein sicheres Wei-

terbauen nach seiner Anleitung gestatteten, ohne seiner persönlichen Aufsicht unmittelbar zu bedürfen, so begann er seine Gedanken ernstlich auf die Rückreise nach Deutschland zu richten, wo seine angestammten Lande, aus den vieljährigen Kriegsdrangsalen endlich wieder aufathmend, der heilsamen Gegenwart ihres Fürsten dringend begehrten. Er glaubte auch, daß sein Werk am Ende doch nur dann bleibenden Werth haben könne, wenn es durch thätiges Fortwirken der Portugiesen in der eröffneten Richtung befestigt und heimisch geworden, welchem Zwecke die ununterbrochene Oberaufsicht eines Fremden in der Folge sogar hinderlich sein konnte. Die Hauptsache war gethan, die Bahn gebrochen, talentvolle und kenntnißreiche Männer in allen Fächern vorangestellt; was weiter nöthig war, durfte von den Einrichtungen selbst, so wie von der Theilnahme und Ausbildung der Inländer, erwartet und gefordert werden. Der Graf meldete daher dem Könige seinen Entschluß, und da weder er selbst noch seine Offiziere in portugiesischem Solde noch eigentlichem Dienste waren, so konnte seinem Vorhaben kein wesentliches Hinderniß entgegenstehn. Da sein längeres Verweilen in Portugal und noch mehr seine Anstalten den Hof von Madrid fortwährend in unangenehmer Spannung

erhielten, die man jetzt gern vermieden wünschte, so kam die Eröffnung des Grafen in diesem Augenblicke sogar nicht ganz ungelegen, und vermehrte nur die Beeiferung ihn glänzend zu entlassen. Mit uneigennützigem Stolze verbat er jede dargebotene Belohnung; nur einige Ehrengeschenke, welche der König hatte bereiten lassen, vermochte dessen eifriges Verlangen ihm bei der Abreise noch aufzudringen; ein reich besetztes Bild des Königs; einen Hutknopf und Schleife von Diamanten; sechs kleine Kanonen von gediegenem Golde, mit dem Wappen des Grafen geziert, auf Lavetten von Ebenholz mit Beschlag von Silber, man rechnete den Werth einer jeden auf 3000. Dukaten; ein kostbares Münzkabinet; eine Anzahl der prächtigsten Pferde; vier seltne Adler, und andre Merkwürdigkeiten, welche nachher in Bückeburg lange Zeit die Bewunderung der Schaubegierigen waren. Der Graf mußte versprechen, auch in der Ferne für Portugal seine Sorgfalt zu erhalten, und dieses Land nicht auf immer zu verlassen. Er nahm Abschied von den Truppen durch ein rührendes Schreiben, in welchem er ihnen die Sorge für die Erhaltung seiner Anordnungen dringend anempfahl, und sie in allen Angelegenheiten an den Marquis von Pombal verwies, unter dessen unmittelbaren Be-

fehl sie fernerhin stehn würden. Gegen diese letztere Verfügung gab es im Heer und Volk viele Unzufriedene, die den gehaßten Minister ungern an der Spitze der Kriegsmacht sahen. Der Graf aber urtheilte ganz anders, er legte demselben eine der größten Seelen bei, und glaubte seine neue Schöpfung keinen würdigeren Händen vertrauen zu können. Von Ruhm und Segenswünschen begleitet, in welche zum Abschiede nun auch manche Gegner einstimmten, ging er zu Schiff und begab sich zuerst nach London, wo er mit grossen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde, und vom Könige einen reichbesetzten Degen empfing. Am 17. November 1763. kam er glücklich in Bückeburg an, zur herzlichsten Freude seiner Unterthanen, die seinen Thaten und Ehren in der Ferne mit theilnehmenden und stolzen Blicken gefolgt waren.

Er fand hier ein weites Feld eröffnet für seine mannigfache, nach den verschiedensten Richtungen mit Ernst und Nachdruck wirkende Thätigkeit. Es war nach dem Kriege viel Altes herzustellen, Unterbrochenes fortzusetzen und Neues zu beginnen. Er hatte von Grund seines Herzens den edlen Vorsatz gefaßt, seine bürgerliche Regierung gut zu führen; er wollte redlich das Seinige thun, um seinem kleinen Lande alle Vortheile zu gewähren, die

der Gang fortschreitender Entwickelung und das Licht des Zeitalters den Menschen durch einen aufgeklärten und pflichtbedachten Fürsten so wohlthätig verleihen können. Die Erfahrungen, die er in Portugal gemacht, waren ihm hiebei von großer Wichtigkeit, sie gaben ihm reichen Stoff zum Nachdenken, und bestimmte Richtung im Handeln. Das Beispiel und der Umgang eines Staatsmannes, wie der Marquis von Pombal, welcher mit gewaltigem Geist und bedeutendem Erfolge das Innere des Landes zu neuer Kraft und Bildung emporzuheben strebte, war für ihn nicht fruchtlos geblieben. Seine gütige und reine Gemüthsart hielt ihn dabei mehr als früher von allem Gewaltsamen zurück, seine strenge Denkweise und starke Willenskraft ergaben sich aber auch nicht jeder Schwierigkeit; in dieser gemessenen Haltung durfte er jene heftigen Spannungen nicht fürchten, welche bei allzu rascher Ausführung des Guten so leicht den Zweck verfehlen, und zuletzt auch den Karakter trüben. Seine erste und dringendste Sorge verwandte er auf die Verbesserung der Landeskultur, die Förderung der Gewerbe, und besonders des Ackerbaues, als des ersten von allen. In dieser Absicht führte er eigne Versammlungen ein, zu welchen die angesehensten Hauswirthe, aus den Städten sowohl

als vom Lande, berufen wurden, um sich über gemeinnützige Angelegenheiten frei zu berathen, und das Ergebniß dieser Berathungen als Vorschlag oder Wunsch bei der Regierung einzureichen; eine Art Volksvertretung, auf guter Grundlage und in wahrer Richtung aufgestellt, obgleich in damaligen Zuständen noch keiner weiteren Entwickelung fähig! Indem er auf solche Weise jede freie Meinung und Thätigkeit auf ihrem Standpunkte ehrte und gelten ließ, suchte er von dem seinigen nach bester Ueberzeugung auch die eigne Meinung und Thätigkeit geltend zu machen. Mit dem glücklichen Beirathe seines treuen Kammerdirektors Westfeld, eines kraft- und sinnvollen Mannes, den ihm der berühmte Kästner in Göttingen empfohlen hatte, hob er gegen geringe Entschädigung alle Frohndienste in seinem Lande auf; er vertheilte die großen Vorwerke zum Nutzen des Landmannes in kleinere Wirthschaften; seine Hausgüter verpachtete er an tüchtige Bauersleute, welche den eignen Fleiß darauf verwandten, statt daß vorher die Beamten solche Pachtungen als Pfründen übernahmen, und mit großem Gewinn an geringere Pächter überließen, die bei den harten Bedingungen niemals gedeihen konnten. Er schränkte die Zahl der Feiertage ein, deren zu häufige Wiederkehr ihm doppelt

schädlich dünkte, indem sie den Fleiß hemme und die Verschwendung begünstige; er stiftete Hülfskassen, Versicherungsanstalten — damals noch selten —, gute Armenpflege, ein Waisenhaus. Wüste Strecken, deren es in der Grafschaft viele gab, ließ er urbar machen, Moore austrocknen, und auf dem gewonnenen Boden neue Ansiedelungen gründen; in Waldgegenden besonders, die er minder verödet zu sehn wünschte, stiftete er Niederlassungen für seine alten verdienten Krieger, die mit Haus, Hof, Garten und Feld versorgt wurden. Ueber den Zustand der Haushaltungen auf dem Lande ließ er sich regelmäßig Bericht erstatten, der Fleiß fand vielfache Aufmunterung und Belohnung, die Fahrlässigkeit und Verwilderung aber blieben nicht ohne Rüge; bei Unglücksfällen kam er den Getroffenen durch Geldvorschüsse zu Hülfe, oder milderte ihre Noth wenigstens durch Erlaß der Abgaben. Seine Verordnungen enthielten jedesmal, außer dem Befehle selbst, auch die Gründe, aus welchen der Befehl gegeben ward; viele derselben schrieb er selbst, und diese trugen in der Angemessenheit des Inhalts wie in der Klarheit des Ausdrucks ganz das Gepräge seines Geistes und Karakters. Er suchte die Verbesserungen, die er bezweckte, fast nur durch Wetteifer und Ehr-

liebe, selten durch Strafe, zu bewirken, und in diesem Bemühen sah er sich durch den glücklichsten Erfolg belohnt; die Vergehungen aller Art minderten sich bedeutend, die Sitten wurden reiner und sanfter, und dadurch nur um so stärker. Seine Beamten wählte er mit großer Sorgfalt, und beachtete dabei nur Verdienst, nicht Herkunft oder Empfehlung der Gunst; sie durften sich keine Willkür, keinerlei Bedrückung erlauben; seine Wahl war meistens glücklich, wackre und geschickte Männer fanden eine Ehre darin, in seine Dienste zu treten. Er selbst machte häufig kleine Reisen im Lande und unvermuthete Besuche, um sich von allen Dingen mit eignen Augen zu unterrichten; jedermann konnte ihn ansprechen, er vernahm freundlich jede Bitte und Beschwerde, die an ihn gerichtet wurde, und antwortete bestimmt und klar; seine Verneinung war schwer umzuändern, auf seine Zusage konnte man sich ganz verlassen. Wohlthätig und freigebig bis zur Großmuth, bedurfte er bei seiner Ordnungsliebe doch niemals außerordentlicher Hülfsquellen, seine gewöhnlichen Einkünfte genügten ihm; ja, was wundervoll erscheint, die großen Anstalten und Bauten, welche für die Kräfte des kleinen Landes ungeheuer und ganz unerschwinglich dünkten, bestritt er aus jenen Einkünften,

ohne jemals neue Auflagen zu machen, oder die bestehenden zu steigern; er bezahlte sogar noch mehrere Schulden ab, die von seinem Vater her auf dem Lande lasteten; sie insgesammt zu tilgen dünkte ihm unzweckmäßig und unnöthig, sonst würde er auch dies leicht ausgeführt haben. Unter dieser wahrhaft väterlichen zugleich und fürstlichen Obhut gelangte das kleine Land nach beendigtem Kriege alsbald zu dem blühendsten Wohlstande, überall vermehrte sich Leben und Thätigkeit in segenvollem Gedeihen. Der Graf war allgemein als wahrer Landesvater geliebt und verehrt, seine Unterthanen waren stolz auf ihn, und nannten seinen Namen mit Begeisterung.

Vor allen aber ausgezeichnet und merkwürdig waren seine umfassenden Anstalten und Einrichtungen im gesammten Kriegsfache, dieses blieb der Gegenstand seiner entschiedensten Neigung; leidenschaftlich wandte er Gedanken und Kräfte auf diese Seite. Schon im Jahre 1761. hatte er im Steinhuder Meer, einem beträchtlichen Landsee der Grafschaft, mit den größten Schwierigkeiten und Kosten durch eingesenkte Steine den Grund zu einer künstlichen Insel gelegt, auf welcher er späterhin eine Feste erbaute, die durch ihre Lage für unüberwindlich gelten konnte. Diese Feste, deren Bau und Einrich=

Einrichtung ihn nach seiner Rückkehr aus Portugal viele Jahre fortgesetzt beschäftigte, nannte er Wilhelmstein. Sie hatte die Gestalt einer Sternschanze, deren Spitzen durch sechszehn Außenwerke gedeckt wurden, jedes wieder eine besondere Insel bildend und für die Besatzung mit kleinen Gebäuden und Gärten versehn. Ein bombenfestes Schloßgebäude auf der Hauptinsel enthielt, außer der Wohnung des Grafen, mehrere Säle für Lehrstunden und Sammlungen, viele Zimmer für Offiziere und Gäste, große Gewölbe für Pulver und Mundvorräthe, endlich Kasernen für die Soldaten. Die Feste konnte bei gehörigen Vorräthen durch 400. Mann jahrelang vertheidigt werden, nöthigenfalls aber dreimal so viel Truppen aufnehmen, dagegen hätte ihre völlige Einschließung wenigstens 12,000. Mann und viel schweres Geschütz erfordert. Sie erfüllte den hauptsächlichen Zweck, als ein vollkommenes Muster für die Kunst der Befestigung dazustehn, aber sie konnte auch im Kriege selbst von praktischem Nutzen sein, indem sie einen unerreichbaren Zufluchtsort darbot, und selbst die Weser und die Leine beherrschen half. Wirklich widerstand sie im Jahre 1787. allen Versuchen des Landgrafen von Hessen-Kassel, der sich der Grafschaft gewaltsam bemächtigt hatte, aber den Wil-

helmstein nicht zur Uebergabe bringen konnte. Der Graf ging bei dieser Anlage von noch tiefern Absichten aus. Er hatte den großen Gedanken, daß ganz Deutschland für jeden äußern Feind ein festes und unbezwingbares Land werden könnte, wenn jeder deutsche Fürst, groß oder klein, nach seinen Kräften in seinem Gebiete die von der Natur mehr oder minder dargebotenen Oertlichkeiten benutzte, und durch Kunst zu unangreifbaren Plätzen erhöbe. Er seinerseits wollte ein Beispiel der Ausführung dieses wichtigen Gedankens geben, und er dachte sich den Wilhelmstein am liebsten als einzelnes Glied einer solchen großen durch das ganze Vaterland vielfach geschlungenen Kette. Hier gründete er zugleich eine vollständige Kriegsschule, besonders aber für die Artillerie und das Geniewesen, unter der Aufsicht des Majors St. Etienne, eines vortrefflichen Offiziers, den er aus Frankreich verschrieben hatte; er berief die ausgezeichnetsten Lehrer und Führer, schaffte mit großem Aufwande die nöthigen Bücher an, Modelle, Naturalien, mathematische und astronomische Geräthe, und was sonst dem Unterrichte tauglich schien, der sich, obwohl mit steter Hinsicht auf das bestimmte Fach, über alle Zweige des Wissens verbreitete.

Am wenigsten wurde die ausübende Thätigkeit verabsäumt. Unfern von Steinhude, am Ufer des See's, erstreckten sich vielfache Befestigungen und andre kriegswissenschaftliche Anlagen. Alle Arten von Feldschanzen, Lager, Kasematten, Minen, Feuerwerke und Geschütze waren hier vorhanden; die mannichfachsten Uebungen und Versuche in Stellung und Bewegung der Truppen fanden hier Statt; viele, zum Theil bedeutende, Erfindungen und Verbesserungen gingen von hier aus, besondere Waffenarten, leichtere Geschütze und Lavetten, neue Minirkünste, worunter die Eisminen besonders merkwürdig, die in Bückeburg einige Jahre früher, als in Schweden, wo man diese Erfindung zuerst versucht zu haben meinte, in Ausführung kamen. Zur Prüfung der Pulverkraft überhaupt, und insbesondre zur Berechnung der Wurfweiten beim Bombenwerfen, stellte der Graf viele tausend Versuche an, die er genau zu Buch bringen ließ, um wissenschaftliche Ergebnisse daraus entnehmen zu können. Seine Stückgießerei in Bückeburg, welche viele Kanonen für England und Portugal geliefert, war auf eigne Weise eingerichtet, unter andern wurde darin ein Bohrer von des Grafen eigner Erfindung mit gutem Nutzen angewandt. Bei den Truppen selbst wurden neue

taktische Anordnungen gemacht, besonders in der Aufstellung und dem Gebrauche des Fußvolks, wobei die Absicht hauptsächlich war, dieser Waffengattung mehr innere Tiefe und dabei doch ein wirksames Feuer zu geben, sie mit leichtem Geschütze vortheilhaft zu verbinden, und gegen die Angriffe der Reiterei in festen Stand zu setzen. In seinem System übrigens standen alle Theile der Kriegskunst, Befestigung, Geschütz, Reiterei, Fußvolk, in engster Beziehung untereinander, und bildeten ein großes Ganze, aus dem sich das Einzelne nicht trennen ließ. Die größte Sorgfalt bewies der Graf beim Auswählen der Zöglinge, denen er die Aufnahme in seine Kriegsschule verstattete; auch hier sah er weder auf Geburt noch Vermögen, sondern einzig auf Fähigkeiten und Karakter; denn nur edlen und tugendhaften Menschen, sagte er, dürften die großen Vortheile einer Ausbildung eröffnet werden, welche jeden Einzelnen für sich selbst auf einen höheren Standpunkt stellen müßte, und in der Welt zu höchstem Ansehn und Einflusse erheben könnte. Er wohnte stets den Prüfungen und sehr oft dem Unterrichte bei, durch seine Anwesenheit Lehrer und Schüler geistig anregend; mehrere Theile der Kriegswissenschaft wurden nach seinen Handschriften vorgetragen, er selbst gab häu-

sig lehrreiche Erörterungen; er stellte besondere Fragen an die Zöglinge, veranlaßte sie zu schriftlichen Ausarbeitungen, und besprach sich mit ihnen über geschichtliche und sittliche Gegenstände, um ihr Inneres kennen zu lernen, ihren Geist zu wecken, und ihr Gemüth zu erheben. Sein eignes Beispiel, seine edle, freie Denkart und sein großartiger kühner Sinn wirkten mächtig auf den Karakter der jungen Leute, sie hingen ihm mit schwärmerischer Liebe an, und suchten seinem Vorbilde nachzustreben. In der That gingen ausgezeichnete Männer aus dieser Schule hervor, die zum Theil in auswärtigen Diensten späterhin zu großen Ehren aufgestiegen sind. Sein großer und schöner Zweck, eine polytechnische Lehranstalt der Kriegskunde, eine Universität für Offiziere zu gründen, die hier zugleich den geistigen und sittlichen Werth ihres furchtbaren Berufes würdig erfassen sollten, hat sich auf diese Weise durch die That glänzend erfüllt und gerechtfertigt; mochte immerhin von Vielen, besonders im Beginne, dieser Zweck verkannt und verspottet, so wie die Arbeiten und Kosten dieser Anstalten als thörigte Verschwendung mißbilligt werden, die Einsichtsvolleren wurden bald gewahr, daß der Graf in allem, was er betrieb, einen höheren Gesichtspunkt hatte, und mit Beharrlichkeit ver-

folgte. In seinen Anlagen und Versuchen war alles ernst und streng, nirgends eine bloße Spielerei oder ein leerer Anschein, kein Leichtsinn im Unternehmen, überall das sicherste Gelingen im Ausführen. Sein vorschreitender Geist ist in der That zu bewundern, wenn man das Streben, welches ihn beseelte, mit den späteren Geschichtsentwickelungen, die er nicht mehr erlebte, zusammenhält. Was die nachfolgende Zeit gebieterisch in größter Fülle und ungeheuren Massen forderte und hervorbrachte, hatte damals ein kleiner deutscher Fürst mit klugem Sinn und richtigem Scharfblicke in leisen Anfängen erfaßt und gehegt, ganz entgegengesetzt so manchen späteren Beispielen, wo bei schon entwickelteren Gestalten auch die lauteste Stimme der Zeit weder Sinn noch That wecken konnte!

Ueber die kriegswissenschaftlichen Anstalten und Arbeiten des Grafen hat der nachherige preußische General von Scharnhorst, damals hannöverscher Fähndrich, und früher selbst fünf Jahre lang bis zum Tode des Grafen ein Zögling der Kriegsschule auf Wilhelmstein, einen lesenswerthen Aufsatz geschrieben, der im neunten Theile von Schlözers Briefwechsel abgedruckt worden. Nachdem er in Kürze angeführt und erläutert, was der Graf geleistet und beabsichtigt, und darauf dessen Geist und

Karakter gebührend gepriesen, fährt er also fort: „Ich kann ohne eine Art von Enthusiasmus mich nicht der Anordnungen dieses Herrn erinnern, und mir ist nie was lächerlicher vorgekommen, als wenn Leute, die in allem weit unter ihm sind, die Dreistigkeit haben, ihn entscheidend zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln!" Dies sind die Worte eines Mannes, dessen Urtheil durch seine ruhmvolle Thätigkeit im Kriegsunterricht und durch sein unsterbliches Verdienst um vaterländische Heeresbildung hinreichend beglaubigt ist, und in dessen Seele vielleicht am meisten das Vorbild seines großen Lehrers die stillen und reichen Kräfte wecken und nähren half, deren Hervorbrechen in dem allgemeinen Waffenaufstande der Preußen das Jahr 1813. zu einem der Wendepunkte gemacht hat, in welchen die Weltbegebenheiten zu neuen Richtungen übergehn! Vieles von dem, was der Graf betrieb und erdachte, wurde in der Folge durch andre Männer an's Licht gestellt, indem sie seine Angaben unmittelbar benutzten oder zu weiterer Ausbildung brachten; der Major von Zanthier, späterhin in portugiesischen Diensten, schöpfte den Inhalt seines Versuches über Märsche und Läger, der Major St. Etienne den seines Werkes über die Minen großentheils aus den handschriftlichen Mitthei-

lungen des Grafen, welcher diese Gegenstände mit großer Sorgfalt eigenhändig bearbeitet hatte. Er selbst aber legte den Ertrag seines Denkens und seiner Erfahrungen in einem Werke nieder, welches die Kunst, einen kleinen Staat gegen eine große Macht zu vertheidigen, ausführlich entwikkeln sollte; es war dem Könige von Portugal gewidmet, und zunächst für dieses Land berechnet; viele Stellen daraus, die Vertheidigung der Schweiz betreffend, pflegte er wohl vorzulesen, allein die Hauptsachen, Portugal angehend, theilte er nie mit, wie er überhaupt alles, was dieses Land betraf, nur mit Vorsicht und Zurückhaltung berührte. Ein Auszug dieses Werkes wurde unter dem Titel Mémoires sur la guerre défensive im Jahre 1775. zu Stadthagen in sechs kleinen Bändchen gedruckt, aber niemals ausgegeben, nur zehn Abdrücke davon wurden veranstaltet, und diese im Archive zu Bückeburg verschlossen. Der Graf hat in dieser Schrift, wie berichtet wird, die Absicht aller seiner Versuche, die Bedeutung aller seiner Anstalten im Zusammenhange dargelegt; sein großer Zweck ist die Verminderung des Krieges durch dessen Ausbildung und Veredlung, wie er in folgenden Worten zu erkennen giebt. „Der Mensch, heißt es in der Vorrede des genannten Buches,

scheint von Natur eine Neigung zum Kriege zu haben, wie gewisse Thiere zum Raube. Was der Mensch mit jedem thierischen Triebe thun muß, um nicht zum Thiere hinabzusinken, muß er auch bei diesem thun, ihn bilden und veredeln. Die Neigung zum Kriege, die, roh und ungebildet, Schande der Menschheit ist, wird dann Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit, und jeder männlichen Größe. Die Bemühung, die Kriegswissenschaften zu vervollkommnen, ist also nicht das traurige Geschäft der Erfindung neuer Arten künstlich zu morden, sondern Verdienst um die Menschheit. Je vollkommener die Kriegswissenschaften sind, desto gefährlicher ist es Kriege anzufangen, desto seltner werden Kriege geführt, desto mehr entfernt sich die Art sie zu führen vom wilden Erwürgen. Mißbrauch dieser höheren Kunst zum Angriffskriege führt uns dahin zurück, worüber sie selbst uns erhob. Keiner, als der Krieg der Vertheidigung ist rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtschaffenen Mannes." Und in einer andern Stelle: „Die Vertheidigungseinrichtungen verringern die Kriege, indem der Nachbar, wegen der vielen Schwierigkeiten, die er bei entstehendem Kriege zu überwinden hat, zurückgehalten wird, etwas zu unternehmen. Den Krieg

verhindert man auf diese Art durch ihn selbst, oder vermindert ihn wenigstens." Die Vertheidigung zu verstärken, und ihr auf alle Weise die Ueberlegenheit über den Angriff zu verschaffen, dahin trachtete sein edler Geist in seinem wissenschaftlichen Bemühen aus allen Kräften.

Bei allen diesen Einrichtungen und Arbeiten behielt er besonders Portugal fortwährend im Auge; dieses Land war ihm durch den Beruf, welchen das Geschick ihm daselbst zugewiesen, für immer theuer geworden, und er widmete demselben seine Fürsorge und Thätigkeit als unwandelbare Pflichtgebühr. Sein Einfluß auf die portugiesischen Angelegenheiten blieb auch in der Entfernung stets bedeutend; der König verlangte seinen Rath in den wichtigsten Dingen, und befolgte denselben mehrentheils mit völligem Vertrauen. Auf wiederholte dringende Einladung reiste der Graf im Jahre 1767. durch Frankreich und Spanien zum zweitenmale, jedoch nur auf kurze Zeit, nach Portugal, um seinen Anordnungen, die zu verfallen drohten, neue Kraft zu geben, und sie durch nachträgliche Einrichtungen zu vollenden. Er setzte neuerdings den Bestand der portugiesischen Truppen in bestimmter Zahl und Ordnung fest, und musterte darauf das wieder zu regelmäßiger Gestalt vervoll-

ständigte Heer in dem Lustlager bei Palmela, wohin der König selbst sich begab, der Heerschau beizuwohnen. Dieser bezeigte dem Grafen unverändert die zuvorkommendste Geneigtheit und ausdrücklichste Hochachtung, er behandelte denselben mit einer zarten Scheu, die eine Anerkennung der Ueberlegenheit desselben war, er hörte nicht auf, ihn den Retter, den Wiederhersteller Portugals zu nennen, und als solchen bei jeder Gelegenheit zu ehren. Auch im Volke war sein Ansehn, wie bei Hofe, während seiner Abwesenheit nur gestiegen; die Zeit hatte die Trefflichkeit seiner Anordnungen vielfach bewährt, und die guten Folgen seines Wirkens vor Augen gestellt; zu bedauern blieb nur, daß seine Kraft und Strenge nicht tiefer in das eigentliche Leben des Volkes einzudringen vermochte; seine Schöpfungen gediehen nicht von selbst, sie bedurften, gleich fremdartig aufgedrungenen Gebilden, stets einer künstlichen Pflege. Der Einfluß der Geistlichkeit, trotz aller Schläge, welche der Marquis von Pombal gegen ihre Macht geführt, erhielt den Geist der Nation in dumpfer Unterdrückung, und in einem Lande, wo die Inquisition noch herrschen durfte, war keine dauernde Verbesserung, die auf Wissenschaft und Geistesbildung beruhte, zu hoffen. Der König selbst vermochte

den Grafen nicht vor allen Angriffen und Gefahren jenes damals noch furchtbaren Tribunals zu schützen, und dieser kehrte noch im nämlichen Jahre mit der Ueberzeugung heim, daß die Kriegsverfassung Portugals an Gebrechen leide, deren Heilung nicht mehr in ihrer eignen Anordnung, sondern nur in der des ganzen Staates zu suchen sei. Schon im nächsten Jahre bedauerte man am Hofe die Abwesenheit des Grafen, und wünschte die Eindrücke, die seine Rückkehr nach Deutschland beschleunigt hatten, wieder auszulöschen. Der Marquis von Sa und Mello kam als außerordentlicher Gesandter von Lissabon mit geheimen Aufträgen nach Bückeburg; es hieß, der Marquis von Pombal habe den Grafen über die obwaltenden Streitigkeiten mit dem Pabste und den Jesuiten zu Rathe gezogen, und ihm Vorschläge zu neuen Entwürfen gemacht, die seine Mitwirkung in Anspruch nehmen durften. Allein dieser scheint darauf nicht besonders eingegangen zu sein. Ein bei dieser Gelegenheit abermals angebotenes Jahrgehalt von 3000. Pfund Sterling lehnte der Graf wie früher beharrlich ab. Seine enge Verbindung mit Portugal erhielt sich darum nicht minder durch seine ganze nachfolgende Lebenszeit; immer blieb sein aufmerksamer Blick dorthin gerichtet, immer empfing er von dorther neue An-

regung. Im Jahre 1773. ließ er bei allen portugiesischen Regimentern nach seiner eignen Anordnung zweckmäßige Soldatenschulen errichten, und drei Jahre später sandte er sechszehn seiner Offiziere nach Lissabon, welche daselbst die gesammte Artillerie in neuen Stand setzten. Späterhin, als für Portugal wiederum Krieg mit Spanien zu befürchten schien, glaubte er zwar den ihm angetragenen Oberbefehl über die portugiesischen Truppen wegen seiner zerstörten Gesundheit vorläufig ablehnen zu müssen, doch würde er sich bei wirklichem Ausbruche des Krieges diesem Berufe nicht entzogen haben; noch seine letzten Lebenstage waren mit dem Gedanken einer dritten Reise nach Portugal lebhaft beschäftigt.

Inmitten aller großen Entwürfe und Thätigkeiten empfand Graf Wilhelm tief das Bedürfniß inniger Verhältnisse und edlen geistigen Umgangs. Von früher Jugend schon aus Grundsatz dem Heirathen entgegen, konnte er doch die Sehnsucht nach dem stillen Glücke einer liebevollen Verbindung nicht unterdrücken. Marien Gräfin zur Lippe-Büsterfeld, die Schwester seines Freundes und Waffengefährten, des Grafen Ferdinand, lernte er zuerst durch ihr Bild und durch einige Briefe kennen, die ihm bei dem Bruder zu Gesichte kamen, und er faßte eine lebhafte Neigung zu dem schö-

nen Gemüth, das sich in diesen Zügen unschuldig entfaltete. Noch hatte er sie nicht selbst gesehn, als er um ihre Hand werben ließ; sie willigte mit freudiger Zuversicht ein, und im Herbste des Jahres 1765. fand die Verbindung Statt. Die Gräfin war eine Frau von großer Schönheit, liebenswürdig und edel in ihrem ganzen Wesen. Sie wirkte durch ihre Sanftmuth und Frömmigkeit mit lindem Zauber auf sein starkes Gemüth, und stimmte seinen rauhen Ernst in sanftere Empfindung herab. Obwohl von ungleichem Alter und dem Anscheine nach von entgegengesetzter Gemüthsart, liebten sie einander mit inniger fast romanhafter Zärtlichkeit, vielleicht zu sehr, sagte man, um ein ganz glückliches Ehepaar zu sein. Die Gräfin schien ganz von dem Willen und den Meinungen ihres Gemahls abzuhängen, ohne deßhalb die lebhafte Heiterkeit ihres jugendlichen Alters im Umgange mit ihm und Andern zu verläugnen. Er fühlte sich überaus glücklich in ihrer Gesellschaft, und lebte ganze Zeiten mit ihr in Einsamkeit und Ruhe auf dem schöngelegenen Lustschlosse zum Baum. Das Glück der Gräfin schien bei zunehmenden Jahren nur zu steigen, da ihr Gatte sich stets näher und vertrauter zu ihr hinneigte, und das ganze Verhältniß mehr in Gleichgewicht kam. Im Jahre

1771. gebar sie eine Tochter, worüber der Graf, der einen Sohn gehofft, eine Zeitlang betroffen blieb, und sich die ersten Stunden auf seinem Zimmer einschloß, bald aber gefaßt wieder hervortrat, und keine andre Empfindung mehr blicken ließ, als die der zärtlichsten Theilnahme für seine Gattin. Die Tochter starb indeß nach einigen Jahren wieder, zum großen Schmerze der Aeltern, die keine Kinder mehr bekamen. Mehrere Briefe der Gräfin an Herder sind in der Lebensgeschichte dieses Gelehrten aufbewahrt, und zeugen von dem liebenswürdigen, bescheidenen und frommen Sinne der vortrefflichen Frau. Moses Mendelssohn, der sie mit dem Grafen bald nach dem Verlust ihrer Tochter in Pyrmont kennen gelernt, giebt von ihr und ihrem Verhältnisse zu ihrem Gatten eine anziehende Schilderung, die ganz jenen Briefen entspricht, und aus der mehrere Ausdrücke hier absichtlich beibehalten worden. Die Gräfin war die innige Vertraute ihres Gemahls, die Bewahrerin seiner Handschriften, die Theilnehmerin seines Lesens; nur diejenigen Seiten seines Innern, die dem untersuchenden Denken über die höchsten Dinge zugewendet waren, hielt er gegen sie einigermaßen verschlossen, er fürchtete ihre stille Frömmigkeit durch seine philosophischen Gedanken zu stören, und ih-

ren unterrichteten, aber nicht kühnen Geist durch den hohen Schwung des seinigen zwecklos zu verwirren.

Einen vertrauten Freund des Herzens besaß er in seinem Major Riepen, einem Manne von edlem Karakter und theilnehmender Seele. Für diesen Freund hatte er kein Geheimniß; alle seine Handlungen theilte er ihm ohne Rückhalt mit, seine geheimsten Entwürfe und Neigungen, selbst seine Schwächen, sofern er sie erkannte und sich selber eingestand. Innig vertraut war ihm auch sein Rath Springe, ein Mann von biederer Treuherzigkeit, der ihn ohne Scheu tadeln durfte, und dieses Vorrecht mit allem Ernst ausübte. Geistig bedeutender war des Grafen Verhältniß mit Thomas Abbt. Dieser junge Gelehrte war Professor in Rinteln, als der Graf nach seiner Rückkehr aus Portugal dessen Schrift vom Tode für's Vaterland zu lesen bekam. Er war entzückt von der beredten Darstellung großer Gedanken, deren Gegenstand ihn selbst lebhaft beschäftigt hatte, schrieb an den Verfasser, und lud ihn zu sich ein, indem er gleich einen sechsspännigen Wagen mitsandte, um ihn nach Bückeburg abzuholen. Bald nachher verließ Abbt seine Anstellung in Rinteln, und trat als Hof- und Regierungsrath in des Grafen Dienste.

Er

Er bekam keinen bestimmten Geschäftskreis angewiesen, sondern sollte frei seinen Geistesarbeiten leben; er wohnte und speiste mit dem Grafen auf dem Schlosse, und wurde sein täglicher, liebster und vertrautester Umgang. Abbt spricht in seinen Briefen an Moses Mendelssohn und Justus Möser mit wahrer Begeisterung von ihm. Folgende Stellen daraus mögen hier als ursprüngliche Züge zur näheren Schilderung der Verhältnisse und Personen ihren Platz verdienen. „Der Herr Graf von der Lippe-Bückeburg, heißt es darin, hat mir den Einwurf gemacht, daß ich die starke Seele zu sehr vom großen Geiste unterscheide; daß seiner Meinung nach die Stärke ohne die Größe nicht sein könne, und daß die starke Seele nur ein großer Geist wäre, durch den Enthusiasmus in Bewegung gesetzt. Was sagen Sie zu dieser Kritik? Er schien am meisten damit zufrieden, daß ich dem Kaiser Otho Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, und das Stück aus dem Tacitus hielt er für unverbesserlich erzählt.“ Ferner: „Wenn Sie ihn bei Tische ganze Stellen aus dem Shakspear mit der vollen Empfindung des Inhalts hersagen hörten, und ihn bei einer gestirnten Nacht, mit philosophischem Tiefsinn und bescheidenem Zweifel, über die wichtigsten Materien, die den Menschen

angehn, sprechen hörten, so würden Sie ihn hochschätzen. Wozu Sie noch setzen müssen, daß er sein Handwerk, die Kriegskunst, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit studirt hat. Ich habe ihn und einen englischen Obersten Lloyd eine schwere Stelle des Cäsars bei der Tafel erklären hören, und habe mich geschämt. Man glaubt zuweilen, daß alles Studiren im Kabinette sich befände; aber ich bin versichert, daß das thätige Leben, mit jenem verbunden, viel weiter bringt, als jenes allein." Und an andrem Orte: „Ich halte den Grafen nicht für einen von den lebhaften Geistern, denen die Einfälle mit den Wachskerzen bei Tische kommen, und die manchmal so was Glückliches sagen, daß sie sich fast selbst Verstand zutrauen. Er hat auch nicht die Leichtigkeit im Ausdrucke, die einen zuweilen der Mühe des Denkens überhebt, und dadurch einem mit den Worten ganz unvermuthet ein Gedanken zurollt, so wie bergab ein Wagen läuft, auch wenn er nicht mehr gezogen wird. Hingegen scheint er mir eine tiefe und richtige Ueberlegung zu haben, und mit Langsamkeit zum guten Denken zu gelangen. — Locke scheint ihn gelehrt zu haben, denn er führt ihn öfters mit Ehrerbietung an. Das Große in den Thaten, glaube ich, ist für ihn, wenn er es beschrieben fin-

det, seine Delikatesse; er sucht darnach, und läßt es doch eine Weile auf der Zunge liegen, ehe er es verschlingt. Er glaubt, daß die Würde der menschlichen Natur heruntergebracht sei in Vergleich mit den alten Völkern. Vielleicht würde er hinzugesetzt haben, seit Einführung der christlichen Religion, wenn er es gewagt hätte. Er führte uns bei Tische einen Zug aus dem Sallust an, wo erzählt wird, daß sich zwei Brüder aus Karthago lebendig hätten einscharren lassen, nur damit sie bei einer Gränzstreitigkeit etwas mehr Land für ihren Staat gewinnen möchten. Kein Mensch bei Tische erinnerte sich des Zugs. Er wußte ihn auch nicht nach den übrigen Umständen. Als ich nach Rinteln zurückkam, suchte ich etwas zweifelhaft im Sallust nach, fand auch die Stelle glücklich, machte eine Uebersetzung davon, und schickte sie mit einem Briefe. In seiner Antwort werden die bedächtlichen Ueberlegungen über die Erzählung des Sallust für Sie dasjenige bestätigen, was ich von seinem bedächtlichen Denken gesagt habe. — Zur Kenntniß seines Geistes gehört vielleicht noch der Gedanke, den er mir als eine seiner Träumereien, wie er sie nennt, angegeben hat: die Landenge zu durchgraben, die das mittelländische Meer vom rothen Meere trennt, und da-

durch ohne Schwertschlag die Handlung, und folglich die Lage aller vier Welttheile zu verändern. — Sie können noch hinzusetzen, daß ihm in meiner Schrift vorzüglich die Gerechtigkeit gefallen hat, die ich der edlen Entschließung des Otho widerfahren lasse. Denn dem Tode entgegengehn mit der vollkommensten Gewißheit, daß man ihn antreffen werde: dies hält er für die einzige Größe bei der Tapferkeit. — Er sprach mit Enthusiasmus vom General; hielt dafür, daß bei der Ausübung bloß die wenigsten Fehler den größten General machten; daß unter den Neuern Turenne seines Gleichen noch nicht gefunden, daß der letzte Krieg bei den trefflichen Truppen, die vorhanden gewesen, und bei den großen Moyens, noch nicht die großen Generale gezeigt hätte, die man hätte vermuthen sollen; und daß man wenigstens sagen könnte, sie hätten sich nicht in so mancherlei und höchst verschiedenen Formen gezeigt, wie Turenne." — So weit Abbt in seinen Briefen. Der Graf verehrte seinen Freund mit aller Wärme einer gleichgesinnten Seele; er wurde durch ihn in seiner Denkart vielfach geläutert und verändert; viele Vorurtheile, in denen er noch befangen war, legte er allmählich ab, und faßte eifrig die neuen Ansichten, die sich ihm geistreich darboten. Abbt wußte durch große

Nachgiebigkeit und geschicktes Fügen auch auf die Angelegenheiten des Landes einen wohlthätigen Einfluß zu erlangen, und hatte Theil an vielen Verbesserungen, besonders im Kirchen- und Schulwesen. Als dieser junge Schriftsteller nach kurzer Frist schon im Jahre 1766. den Hoffnungen des Vaterlandes allzuschnell entrissen wurde, war der Graf über seinen Verlust lange Zeit untröstlich. Er ließ dem Frühverstorbenen in der Hofkirche ein Denkmal errichten, dem er die selbstverfaßte Inschrift gab: „Wenn reine Gottesfurcht, ungeheuchelte Menschenliebe und ausgebreitete Gelehrsamkeit Verdienste sind, so besaß der Selige, dessen Gebeine hier ruhen, das, was er der Welt angepriesen hat." Er sprach nie ohne heftige Rührung von ihm, und behielt sein Bild stets vor Augen in seinem Zimmer aufgestellt.

Geraume Zeit später, im Jahre 1771. berief er den schon damals berühmten Herder, ihm vorzüglich durch eine Lobschrift auf Abbt werth geworden, als Konsistorialrath in seine Dienste nach Bückeburg; demselben war eine ähnliche Stellung, wie die von Abbt, beschieden, eine ansehnliche Besoldung sollte ihn zu keiner bestimmten Arbeit verpflichten. Allein der Graf wurde mit ihm keineswegs so vertraut, wie er es mit Abbt gewesen,

das Verhältniß bildete sich anders. Erst durch die Gräfin, die Herdern als ihrem Beichtvater mit frommer Zuversicht entgegenkam, wurde bei diesem eine größere Annäherung zu ihrem Gemahle bewirkt. Der Graf hielt Herdern allerdings für einen Mann von größeren Talenten und umfassenderen Kenntnissen, als bei aller Vorliebe ihm Abbt hatte dünken können; er freute sich mit lebhaftester Theilnahme der Auszeichnung, die Herder gleich im ersten Jahre durch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin erhielt, indem seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache der Preis zuerkannt wurde, und war stolz darauf, daß Friedrich der Große doch nun erfahre, welch treffliche Geister auch im Vaterlande, und selbst unter so geringer Pflege, erblühen könnten, auch sagte er öfters, er wundere sich, daß man ihm einen solchen Mann so lange lasse; allein bei aller gerechten Würdigung des Geistes vermochte sein Herz keiner innigen Zuneigung hier froh zu werden. Herder war zwanzig Jahre jünger, als der Graf, und bei großer Schüchternheit doch sehr unbiegsam; auch war er kein eigentlicher Denker, im strengen Sinne, und als Geistlicher zu einer unfreien Haltung genöthigt, beides dem Sinne des Grafen wenig gemäß, und für Herder selbst, diesem gegenüber, sehr peinlich;

seine zugleich feurige und höchst befangene Art stand mit dem ernsten, nachdenkenden, wortkargen, würdevollen und gebietenden Wesen des Grafen in scharfem Gegensatze. An stete Huldigung gewöhnt, schien dieser von seiner Umgebung eine solche Weise des Umgangs, ohne sie jemals zu fordern, doch stets zu erwarten, und nur da nicht zu vermissen, wo inniges Vertrauen an die Stelle trat. Der tägliche Umgang eines Fürsten, der durch großen Geist hervorragte, und dessen weltliches Ansehn und geistiger Anspruch sich leicht verwechseln ließen, mußte den Untergebenen, selbst wenn der fürstliche Herr seinen Vorrang noch so sehr verläugnen wollte, in der Dauer völlig niederbeugen, oder zur Widersetzlichkeit aufreizen. Dieses Mißverhältniß, sagte man, welches selbst Friedrich der Große und Voltaire nicht zu bezwingen vermocht, habe auch Abbt in der letzten Zeit sehr bitter empfunden, Herder aber gar nicht mehr verhehlen gekonnt, weßhalb er auch die erste annehmliche Veränderung, die ihm durch die Fürsorge seines Freundes Goethe dargeboten worden, begierig ergriffen, und im Jahre 1776. ein erwünschteres Verhältniß in Weimar angetreten habe. Außer diesen beiden Männern, die ihm unmittelbar angehörten, hatte der Graf noch mit andern ausgezeichneten Geistern seines Vater-

landes freundschaftliche Verbindung angeknüpft, in welcher Hinsicht hier Justus Möser, Zimmermann und Moses Mendelssohn hauptsächlich anzuführen sind.

Der Graf, ohne im Gespräche geistreich zu sein, hatte eine angenehme Unterhaltung, er sprach gedrungen, sorgsam bis zum Gesuchten, aber edel und gehaltvoll, mit eigenthümlichem Gepräge; eignes Nachdenken und große Lebenserfahrnngen gaben ihm unerschöpflichen Stoff zu bedeutenden Mittheilungen. Außer den Kriegswissenschaften waren Staatsverhältnisse, merkwürdige Menschen und Ereignisse, Philosophie und Kunst die hauptsächlichsten Gegenstände, auf welche er das Gespräch zu richten liebte. Daß er aus Dichtern, besonders aus Shakspeare, ganze Stellen auswendig wußte, ist schon erwähnt worden. Er machte sogar zuweilen selbst französische Verse, und nicht ohne Geschick; er übersetzte auf diese Weise mehrere Stücke von Herder, der dagegen ein französisches Gedicht des Grafen über das menschliche Leben in deutsche Alexandriner übersetzt und im zweiten Theile seiner Gedichtesammlung aufbewahrt hat. Einige Stunden des Tages waren regelmäßig der Musik gewidmet, besonders der italiänischen, die er jeder andern vorzog; er spielte selbst das Klavier vortreff-

lich; sehr oft ließ er bei seiner Gemahlin Abendkonzerte aufführen, die sein Kapellmeister Johann Christoph Bach, einer der berühmten Tonkünstler dieses Namens, leitete. Er hatte große Freude an Gemählden, und besaß in seiner Sammlung sehr schöne und kostbare Stücke, sogar eines von Raphael. Im Zeichnen war er selbst sehr geübt; ein eignes Buch, das er gern zur Hand nahm, war mit Versuchen der bildlichen Darstellung großer Thaten angefüllt, deren Erzählung ihn besonders ergriffen hatte. Den geistreichen Witz, der die Schriftsteller Frankreichs damals vor allen auszeichnete, und sie in Litteratur und vornehmer Welt zu den Ersten erhob, wußte er mit glücklichem Gedächtniß heiter vorzutragen, allein sein eigner Geist nahm selten diese Richtung, sondern war ausschließlich auf das Ernste, Große und Erhabene gerichtet; große Thaten, Tod für Freiheit und Gerechtigkeit, zukünftiges Leben und Vorsehung waren die Gegenstände, die ihn beredt machten. „Am Sonntage in Pyrmont, erzählt Zimmermann, unter tausend Menschen in der großen Allee unterhielt er mich zwei Stunden lang auf Einem Fleck von allen Beweisen für das Dasein Gottes, ihren Mängeln, und wie ihm dünke, daß man alle könnte übertreffen.“ Und Moses Men=

delssohn sagt von ihm: „Ich habe nie einen Menschen mit mehr Wärme von den Wahrheiten der natürlichen Religion reden hören; frei von allen Vorurtheilen, die zu Zwiespalt und Menschenhaß führen, war er von den ächten wohlthätigen Lehren der Religion bis zur Schwärmerei durchdrungen." Er hatte den Wahlspruch droiture et probité, dann dévouement à la mort, und andre Lieblingsausdrücke dieser Art, die er auch durch sein Leben zu bewähren suchte, wie er denn die Gelegenheit einer heldenmüthigen Hingebung fast zu wünschen schien, und in diesem Sinne keine Gefahr scheute, ja zu beweisen pflegte, die größte Gefahr und keine seien ganz einerlei. Er liebte einsam nachzudenken und zu arbeiten. Um Rath fragte er nicht leicht, überdachte alles selbst, und führte das Erwogene mit schneller Kraft und Sicherheit aus. Wenn er nicht sprach, hatte er etwas Abschreckendes; sein Auge drang scharf in das Innerste; man ließ ihm gerne freien Raum, und wich ihm aus; doch war sein Betragen menschenfreundlich und liebevoll, niemals beleidigend; seine Höflichkeit konnte sich in manchen Fällen bis zu der zartesten Aufmerksamkeit steigern. Mit seinen Dienern wurde er nicht vertraut, aber ungeachtet seiner kriegerischen Gewöhnung an strenges Gebieten und augenblick-

lichen Gehorsam behandelte er sie bei ihren Fehlern mit Leutseligkeit und Milde. Den niedern Leidenschaften des Eigennutzes, des Neides, blieb seine hohe Seele stets verschlossen; sein Stolz war auf das Bewußtsein inneren Werthes gegründet, sein Ehrgeitz auf ächte Ruhmliebe; er sprach über sich selbst mit unbefangener Offenheit, ohne eitle Prahlerei, wie ohne heuchlerische Bescheidenheit; willig gewährte er seine Anerkennung, eifrig sprach er seine Achtung aus, wo nur immer ein Verdienst ihm begegnete, vom bloßen Glück aber dachte er gering, obwohl ihn Unglück tief rührte; zurückhaltender war er mit dem Ausdrucke seiner Zuneigung, selbst da, wo sie längst entschieden, und seinem Herzen kein Zweifel übrig war. Er lebte äußerst mäßig und enthaltsam, seine Tafel und sein ganzes Hofwesen waren sehr einfach, nur die Festtage der Könige von England und Portugal pflegte er mit einigem Aufwande zu feiern. Krank war er selten, und heilte sich dann meist ohne Hülfe der Aerzte, deren Kunst er wenig vertraute; sein Gemüth war empfindlicher als sein Körper, und durch jenes wurde auch dieser leicht verletzbar, obwohl sonst durch Kriegsmühen und rauhe Lebensweise genugsam abgehärtet; doch fror ihn leicht, und er bekleidete sich deßhalb etwas wärmer, als sich nach

seiner sonstigen Strenge gegen sich selbst erwarten ließ. Von seiner äußeren Persönlichkeit giebt Zimmermann, der ihn viel gekannt hat, in seinem Buche über die Einsamkeit folgende Schilderung: „Einen allgemeiner mißverstandenen und verlachten Mann habe ich in Deutschland nie gesehn. — Er hatte etwas Auffallendes beim ersten Anblicke. Der Graf von Lacy, vormals spanischer Gesandter in St. Petersburg, hat mir in Hannover erzählet, er habe als General bei der spanischen Armee gegen die Portugiesen gestanden, die der Graf zur Lippe anführte; das Aeußerliche dieses Grafen habe alle spanischen Generale, als sie ihn beim Rekognosziren zuerst durch ihre Ferngläser entdeckten, so sehr frappirt, daß einer nach dem andern ausrief: Sind denn die Portugiesen von Don Quixote kommandirt? Aber dieser Graf von Lacy, ein Mann von großem Verstande, sprach mir von dem ganzen Verhalten des Grafen zur Lippe in Portugal und von der Größe seines Geistes und seines Karakters mit Entzücken. — Er hatte von Weitem ein romantisches Wesen, wegen der heroischen Gestalt seines Körpers, wegen seiner fliegenden Haare, wegen seiner außerordentlichen, langen, hagern Figur, und zumal durch das ungewöhnlich lange Oval seines Kopfes. Aber in der

Nähe sah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, tiefe Beobachtungsgabe, Güte und Ruhe sprachen aus seinem ganzen Gesichte."

Mit reichen und edlen Gaben hatte das Leben dem Grafen zur Lippe ein zwar nicht ungetrübtes, doch würdiges und schönes Loos ausgestattet. Durch die Natur begünstigt, von der Welt emporgetragen, voll höherer Glückesfähigkeit in Gemüth und Geist, war er von früher Zeit in einer Bahn vorgeschritten, die nur wenigen Menschen auf solche Weise gegeben ist. Was ihm als härtere Schickung begegnen mochte, traf ihn in Fülle der Kraft und des Muthes, weniger als Hemmung, denn als Anreiz zu höherem Erfolge. Seine Lebensaufgabe war groß und schön seinem richtigen Streben dargelegt, er löste sie wohlgerathen, ohne Verwirrung, ohne Schrecknis und Noth. Den Heldenruhm eines Feldherrn hatte er erworben, und sah seinen Lorbeer unverkümmert grünen. Freie Thätigkeit, durch Mittel erhöht und Macht, ein liebebeglücktes Herz, geistreicher Umgang, alles schien seinen glücklichen Tagen gewährt. Erst an der Schwelle des Ausganges sollte dieses Leben die volle Schwere seines Geschicks in finsterer Umwölkung dahinnehmen!

Das herannahende Alter, mehr dem Inhalt als der Zahl der Jahre erfolgend, brachte dem Grafen frühzeitige Krankheitsleiden. Seine Gesundheit zeigte sich zerstört, sein Körper, ehemals so stark und abgehärtet, erlag endlich dem langeverhehlten Folgewirken so großer Anstrengungen. Inmitten dieser herabstimmenden und an die allgemeine Hinfälligkeit erinnernden Mahnung traf ihn sodann unvermuthet der härteste Schlag, den seine Seele zu empfinden vermochte. Seine geliebte Gattin, die Freundin seines Herzens und der Trost seiner Gedanken, das ganze Glück seiner Lebenstage, sie die Jüngere, die ihn weit überleben sollte, starb am 16. Juni des Jahres 1776. zwei und dreißig Jahr alt, auf dem Landhause zum Baum, an an ihrem Geburtstage selbst. Hier zerbrach die Stärke seines Muthes, ihn verließ der Stolz seiner Seele; tiefgebeugt stand er an dem Sterbebette, ohne Klage, ohne Thränen, und überschaute gramvoll seinen unnennbaren Verlust. In tiefer Einsamkeit suchte er seinem Schmerze nachzuhängen; abgesondert von allen Menschen, unthätig, fast ohne Nahrung, nur von seinem Freunde Riepen gesehn, verbrachte er die erste Zeit in trostloser Trauer. Rings um ihn her war alles verödet, sein Gefühl und selbst sein Wunsch ohne möglichen

Gegenstand. Wie reich immer an That und Bewegung sein Leben gewesen, abgeschlossen lag es jetzo vor ihm, kein Ertrag desselben fand sich gerettet als Trost des Alters. Ohne Nachkommenschaft, ohne Geschwister, ohne Genossen der Jugend, stand er ganz allein, Fremden sein Land hinterlassend und seine Anstalten, deren Verfall und Zerstörung er mit Bekümmerniß voraussah. Das Andenken der abgeschiedenen Gattin wurde seine einzige Beschäftigung; seine liebste Sorge war die Fortsetzung und künftige Sicherung ihrer ausgebreiteten Wohlthätigkeit. In einem stillen Gehölz erbaute er für die Geliebte ein Grabdenkmal, welches auch ihn mit jener vereinigt umfassen sollte; von ihm selbst war, Zeugin seiner Stimmung, folgende Inschrift: „Heilige Hoffnung, Ausfluß göttlicher Kraft! Quelle des beglückenden Gedanken, daß Verbindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil unsres Wesens vereinigen, allen Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet, unzerstörbar bestehen." An dem Eingange des Gehölzes waren von ihm die Worte: „Ewig ist das Fortschreiten zur Vollkommenheit, wenngleich am Grabe die Spur der Bahn unserem Auge verschwindet." An dieser Stätte, bei jenem Denkmale, weilte er oft stundenlang in stiller Einsamkeit, in schmerzvoller Betrachtung,

erfüllt von den Bildern schöner Vergangenheit, von den Gedanken einer nicht mehr irdischen Zukunft. Ein neuer Ruf nach Portugal, wo man seiner dringend bedurfte, weckte ihn für einen Augenblick aus seiner Schwermuth zu neuen Aussichten und Entwürfen; schon war er entschlossen, die Reise anzutreten. Allein auch dieser neue Lebensblick sollte bald wieder erlöschen, seinem trauervollen Dasein war eine andre Wendung verhängt; seine Kraft war gebrochen, er fiel in auszehrende Krankheit. Den Aufenthalt am Grabe seiner Gattin wollte er kaum wieder verlassen. So starb er in tiefem Leide, doch gefaßt und hoffnungsvoll, den 16. September im Jahre 1777.

Der Schmerz seiner Freunde, die Trauer seiner Unterthanen, erhielten lange sein Andenken mit leidenschaftlicher Verehrung. Friedrich der Große, der ihn im Jahre 1768. zu Hagenburg persönlich besucht hatte, sagte von ihm, er sei ein großer Feldherr seiner Zeit gewesen. Die Dichter Gleim und Jacobi ehrten preisend seinen Namen, der auch in Portugal ruhmvoll gefeiert blieb. Das nachfolgende schöne Gedicht, vom Freiherrn de la Motte Fouqué nach einer mündlichen Sage verfaßt, fügen wir mit freundlicher Bewilligung des Dichters hier an. Demselben danken wir auch

die

die Uebersetzung einer pindarischen Canzone von Antonio Diniz da Cruz e Silva, welche als Gedicht und als vaterländische Merkwürdigkeit gleicherweise hier eine Stelle verdient.

Graf Wilhelm von der Lippe.

Volkssage.

Im Norden unsres Land's, des lieben, alten,
Das sie vor langer Zeit Germania hießen,
Weil's brüderlich zusammen hat gehalten,

Dem Ort nicht allzufern, wo sich ergießen
Der Weser Fluthen durch's westphäl'sche Thor,
Um friedlich durch ein blühend Land zu fließen,

Steigt ehrenwerth ein alter Wald empor,
Groß, schattig, frisch, an Büschen reich und Bäumen,
Sie allesammt ein feierliches Chor,

Und mitten drin auf kaum behau'nen Räumen
Ein schönes Haus, doch nun beinah verfallen,
Bewohnt nur von vergang'ner Tage Träumen.

Weit durch hört man die Tritte wiederhallen,
Die Thüren auf, am Boden Gräser schwankend,
Und oben Einsturz drohend schon die Hallen,

Epheu sich kühn empor die Mauern rankend,
Des Garten Pflanzen all' ein wild Gestrippe,
Nicht mehr der einst genoss'nen Pflege dankend.

Graf Wilhelm wohnte hier, der von der Lippe,
Nachdem er, Lenker kriegeübter Schaaren,
Vorbeigeschifft im Leben mancher Klippe.

Nicht konnt' ihn Einsamkeit vor Leid bewahren',
(Wer scheitern soll, der scheitert noch im Hafen!)
Der süßen Gattin Tod mußt' er erfahren.

Drauf, nur bedacht, geruhig einst zu schlafen,
Als Leiche bei dem heißgeliebten Leib,
Sah man verwelken still den edlen Grafen.

Ein Grab zu bauen war sein Zeitvertreib,
Dort brannt' unausgelöschter Lampenschimmer,
Dort blühten Blumen für sein holdes Weib.

Und bei der Sterne trüblichem Geflimmer,
Wo alle Welt des Schlafes Düft' umwehn,
Fand ihn die Mitternacht ein Denkmal immer.

Was dort ihm einst in Einsamkeit geschehn,
Erzählen Jäger, und wie ich's vernommen,
Laß ich vor euch auch das Gebild' erstehn.

In tiefem Dunkel fast dahin gekommen,
Wo all sein Lieben lag, auf ödem Wege,
War's ihm, als sei'n zwei Lichter dort entglommen.

Ein's still herstrahlend aus dem Buschgehege,
Das in der Gruft schon lang' ihm wohlbekannte,
Das andr' im weiten Kreis beständig rege.

Wie ward dir, tapfre Brust? Ob Schauer sandte
  Dir wohl der Geisterwelt geheimer Rund,
  Der ewig fremd' und ewig wohlbekannte?

Ob Schau'r, ob nicht. Mit eigner Kraft im Bund,
  Gewiß, daß eigner Klarheit sie entstamme,
  Tratst du heran zu ungewissem Fund.

Und plötzlich war dir nah die Wandelflamme,
  Nicht Flamme mehr; in menschlicher Erscheinung
  Stand's trüb gelehnt am alten Buchenstamme.

Laut rief der Graf: „Wer du? Was deine Meinung?
  Mensch oder Geist, wer kömmt zu meinen Klagen?
  Wer sucht mit mir im tiefen Schmerz Vereinung?"

Wie aus entfernter Waldkluft hergetragen
  Auf Windesflügeln, klang's in leisem Laute:
  „Dir soll dein eignes Aug' die Antwort sagen."

Und langsam, fast als ob sie niederthaute,
  Sank ab des Hauptes feuchte Nebelhülle,
  Daß frei der Graf in's bleiche Antlitz schaute.

„Wie nun? Wie faßt dich nun des Grausens Fülle?"
  Sprach ihn der Todte an: „Du, froh im Krieg,
  Achtlos, ob rings Kanonendonner brülle!

Sonst labte dich mein Blick. O, wie der Sieg
  Nach manches Tages wetterschwangerm Dräuen
  Begeisternd uns am Abend niederstieg!

Du Fürst, ich dein Gefährt'. Es mußt uns scheuen
Der Frank, auf den westphälischen Gefilden,
Sich deutscher Muth an unserm Muth erneuen.

Wie dann wir südlich zogen, nach den milden
Provinzen Portugals, und seiner wahrten,
Bemüht, sein Volk zu wackrer That zu bilden, —

Weh mir, daß wir zum Rückweg je uns schaarten!
Die Fahrt, den andern Brüdern all' erfreulich,
War die unsel'ge mir von allen Fahrten.

Sei Tod im Kriege schwer, im Meer abscheulich,
Doch gleicht er seinem Bruder nicht, dem grassen,
Den uns die eigne Brust gebiert untreulich.

Es kam dein süßes Weib, dich zu umfassen, —
Da klang's im glüh'nden Herzen mir: Entbehrung!
Und nimmer konnt' ich nun vom Grame lassen.

Verderben ward mir deines Glücks Gewährung,
Doch schwieg ich, wie's der Gott in mir gebot,
Nur froh in eigner nahender Verzehrung.

Es schwand der Augen Gluth, der Wangen Roth,
Die süße Mörd'rin nah, mitleidig immer,
Und sein gejagtes Wild ergriff der Tod.

Wenn andre Geister nun mit Klaggewimmer
Des eignen Lebens Ruhestell umwanken,
Lockt hieher mich der Lampe bleicher Schimmer.

Selbst abgezehrt zum trauernden Gedanken,
Wo sollt' ich lieber seufzen, lieber flüstern,
Als wo hinab auch deine Freuden sanken!"

Da rauschten windbewegt die Buchen, Rüstern,
Der Luftgestalt zerfloß ihr bleiches Scheinen,
Einsam, verlassen blieb der Graf im Düstern.

„So muß fortan ich — rief er — zwei beweinen;
Mehr hat des Gram's mir ihre Gruft erworben,
Mehr Sehnsucht nach unendlichem Vereinen!"

Bald drauf ist fromm und selig er gestorben.

Ao Conde Reinante de Schauenbourg Lippe

Marechal General dos exercitos Portuguezes.

Estrophe 1.

Eu não sei, temperando as varias cores,
Dar vida c'o pincel a heroe famoso,
Ou com subtis lavores
Em bronze erguer-lhe o vulto magestoso;
Fragil escudo contra o braço irado
Do ferreo Velho alado:
Mas no sagrado Pindo
Com destra mão, de eterna fama abrindo,

Ao vulgo rude incognitos, thesouros,
Levo seu nome aos seculos vindouros.

Epodo 1.

Soberbo Tejo, se brilhante croa
De Dirceos hymnos teço,
A' tua invicta prole os não offreço,
Que não he do valor só mãi Lisboa.
Gradivo em toda a parte ama a virtude:
E entre as guerreiras lides,
Oh quantos tem mandado a Scythia rude
A Aurora a fulminar bravos Alcides!

Antistrophe 1.

Tu a meta serás, Lippe famoso,
A que do Argivo carro a ardente roda
Guiarei glorioso,
E destro auriga cercarei em roda.
Já entrão na carreira impacientes
Meus Pegasos ardentes;
E d'escuma banhando
Os fumantes pescoços, vão voando,
Levando-me a tecer em tua areia
Ao grande Buckebourg a palma Eleia.

Estrophe 2.

Entre as lisonjas d'inconstante Marte,
França guerreira os campos teus talava,

E irada em toda a parte
Un diluvio de estragos derramava.
Solta corria a indomita licença,
Sem que achasse defensa
Na tenra flor da idade,
Ou no pranto a formosa honestidade;
E fumando na mão da Tyrania
Vermelha a espada com horror luzia.

Epodo 2.

E tu, de duros ferros carregado,
Aos filhos teus bradavas:
Ora o jugo pesado lhes mostravas,
Ora o campo em ruinas inundado.
E que vezes, olhando a fera gente,
Temeste em tantas magoas
Dos densos batalhões á sede ardente
Estancadas ver na urna as tuas aguas?

Antistrophe 2.

Mas, qual raio veloz, Guilherme vòa
Em teu socorro: e quanta o genio augusto
Te traz brilhante crôa!
Quanta aos contrarios teus affronta e susto!
Já os raios marciaes, rasgando o vento,
De membros cento e cento
Juncão a roxa terra:
Entre nuvens de fumo brama a Guerra;

E de sangue infeliz n'um triste lago
Ufano se revolve o bruto Estrago.

Estrophe 3.

Tu, o Minden feliz, cheia de gloria,
Em torno viste de seu braço invicto,
A prospera Victoria
Voar serena no fatal conflicto.
Ao rijo som do golpe penetrante,
Descorado o semblante,
Tremeo Pariz soberba:
E tu, Senna infeliz, na magoa acerba,
Trocado o louro em funebre cipreste,
A' fria gruta pavido correste.

Epodo 3.

Mas já a altiva Iberia no seu seio
Nova de louros messe
De Lippe ao campião ousado offrece,
Que de gloria a segalla parte cheio.
Já a soberba, já se despovòa:
Já sobre a Lusa terra
Feroz se lança, e insana lhe apregòa
Primeiro o cativeiro do que a guerra.

Antistrophe 3.

Elysia, diz: Elysia combatida
De sulfureo vapor, que alçando a fronte,

Quasi a tem sumergida
De frias cinzas n'um confuso monte:
Elysia, que da paz no almo regaço
Inerme tem o braço;
A' vista inopinada
De minha hoste infinita, onde assustada
Os Manoeis achará, onde os Menezes,
Que seu escudo forão tantas vezes?

Estrophe 4.

Esperará talvez que fausta estrella
Do Reino triste da implacavel Morte
Conduza a defendella
Albuquerque terrivel, Castro forte?
Que do Tejo entre as ondas cristalinas
Volva a vibrar ruinas
Do grão Pacheco a sombra?
Que o Conde sem igual, que o mundo assombra,
Da paz nas bellas artes empregado,
A socorrella saia em campo armado?

Epodo 4.

Assim triunfante Iberia se acclamava:
E em tanto o heróe sobrano,
De troféos rodeado, do Oceano
A immensa espalda intrepido pisava,
E Lysia, que fiel na alta mente
Revolve a avita gloria,

A arrostalla já parte; e frente a frente,
Das mãos lhe arranca a croa da victoria.

Antistrophe 4.

Tu, pequeno Mação, foste a barreira,
Onde confuso, com eterna injuria,
Da arrogante carreira
O Hispanico Leão suspende a furia.
Irado ruja em vão, que em toda a parte
Lippe, emulo de Marte,
Lhe doma a feroz ira:
Já do terror nas azas se retira;
E na fronte levando impresso o pejo,
Lhe pinta o susto a cado passo o Tejo.

Estrophe 5.

Entre os receios, que o temor revolve
Do astuto antigo Chim na cauta mente,
A lavrar se resolve
O grande dique á Tartara corrente.
Já o valle á insultar o erguido monte
Vaidoso eleva a fronte:
Jnundão a campanha
Soberbas torres de estatura estranha;
E á vasta sombra, que a muralha lança,
Sem susto a China, mas em vão, descança.

Epodo 5.

Se, populoso Imperio, aureo destino
Aos campos teus descera,

E a teu immenso septro concedera
Um varão, qual a Elysia deo benino;
A' fabrica arrogante do alto muro
O teu suor negaras,
E á sombra de seu braço, mais seguro
De Astréa no regaço repousaras.

Antistrophe 5.

Mas de enrolar he tempo as prenhes vélas
Ao pinho voador: que o golfo ufano
Arar das acções bellas,
He contar as areias do Oceano.
Vós Dimel, Fulda, e Embs, que victorioso
Vistes o herói famoso
Correr vossas campanhas,
Vós direis de seu braço as mais façanhas:
E tu, Münster, que os altos baluartes
Humilhaste de Lippe aos estandartes.

A arrostalla já parte; e frente a frente,
Das mãos lhe arranca a croa da victoria.

Antistrophe 4.

Tu, pequeno Mação, foste a barreira,
Onde confuso, com eterna injuria,
Da arrogante carreira
O Hispanico Leão suspende a furia.
Irado ruja em vão, que em toda a parte
Lippe, emulo de Marte,
Lhe doma a feroz ira:
Já do terror nas azas se retira;
E na fronte levando impresso o pejo,
Lhe pinta o susto a cado passo o Tejo.

Estrophe 5.

Entre os receios, que o temor revolve
Do astuto antigo Chim na cauta mente,
A lavrar se resolve
O grande dique á Tartara corrente.
Já o valle á insultar o erguido monte
Vaidoso eleva a fronte;
Jnundão a campanha
Soberbas torres de estatura estranha;
E á vasta sombra, que a muralha lança,
Sem susto a China, mas em vão, descança.

Epodo 5.

Se, populoso Imperio, aureo destino
Aos campos teus descera,

E a teu immenso septro concedera
Um varão, qual a Elysia deo benino;
A' fabrica arrogante do alto muro
O teu suor negaras,
E á sombra de seu braço, mais seguro
De Astréa no regaço repousaras.

Antistrophe 5.

Mas de enrolar he tempo as prenhes vélas
Ao pinho voador: que o golfo ufano
Arar das acções bellas,
He contar as areias do Oceano.
Vós Dimel, Fulda, e Embs, que victorioso
Vistes o herói famoso
Correr vossas campanhas,
Vós direis de seu braço as mais façanhas:
E tu, Münster, que os altos baluartes
Humilhaste de Lippe aos estandartes.

An den regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe.

General-Feldmarschall der portugiesischen Heere.

Aus dem Portugiesischen übersetzt von L. M. Fouqué.

Strophe 1.

Nicht ward die Farbenmischung mir zu Theile,
Die auf der Tafel Helden kann beleben;
Nicht auch mit zarter Feile
Weiß ich in Erz dem Antlitz Form zu geben, —
Ein schwaches Schild nur vor den Sichelkreisen
Des zornbeschwingten Greisen! —
Doch Pindus Heiligthume
Entring' mit kräft'ger Hand zu ew'gem Ruhme
Ich Schätze, fremd dem rohen Pöbelstreiten,
Und bring' des Helden Namen künft'gen Zeiten.

Epode 1.

Du stolzer Tejo, wenn an deinem Gleise
Ich grüße prächt'ge Helden,
Hab' ich von deinen Kindern nichts zu melden.
Fort schickt sie Lissabon nach kühner Weise.
Um Ehre streben sie auf fernen Küsten,
Wo Kampf entbrennt hienieden.
Wie viele sandtest du nach Scythiens Wüsten!
Gen Osten flammend kühn, wie viel Alciden!

Antistrophe 1.

Mein Ziel sei, Lippe, deines Ruhmes Kunde,
Das ich, die griechisch glüh'nden Räder wendend,

Umfahr' in dreister Runde,
Als kräft'ger Lenker meine Bahn vollendend.
Schon stampfen ungestüm die Rennbahn=Erde
Pegasisch meine Pferde,
Mit Schaum sich kühn bebrausend
Die heiße Brust, entfliehn sie schon, hinsausend,
Fortreißend mich, um dir, nach Elis Rechten,
O großer Bückeburg, den Kranz zu flechten.

Strophe 2.

Vom unbeständ'gen Mars geliebkost, plagte
Die kriegerische Gallia dein Gefilde.
Weitfluthend Elend nagte
Ringsum und Zorn durch tausend Gräu'lgebilde;
Man sah Raubhorden zügellos sich rotten,
Frech das Verbot verspotten,
Nicht schonend Kindheitsblüthen,
Vor edler Schönheit hemmend nicht ihr Wüthen!
Und rauchend in Tyrannenhänden blitzte
Die Klinge, die blutrother Graus besprützte.

Epode 2.

O Land, in herber Fesseln Schmachbekümmern,
Du riefst nach deinen Söhnen!
Bald zeigtest du auf's Joch mit schwerem Stöhnen,
Bald auf die Flur, ganz übersä't von Trümmern.
Wie oftmal, wenn du sahst im Graungedränge
Dir nahn die wilden Heere,

Erbangtest du: „Ach, daß nicht ihre Menge
Mir, dürstend, noch die Stromesbetten leere!“

Antistrophe 2.

Doch Wilhelm fliegt — ein Blitz, der trifft und blendet —
Zu deinem Schutz. Wie hat so freud'gen Sieger
Der Himmel dir gesendet,
Und Schmach und Schreck für all' die Feindeskrieger!
Kampfstrahlen, drob die Luft, zertheilt, sich wundert,
Streu'n auf das Blutfeld hundert
Und nochmal hundert Glieder.
Durch Rauchgewölke rauscht des Kriegs Gefieder.
Als traur'ger See von Blut und Todesplage,
Schwillt üppig weit die grause Niederlage.

Strophe 3.

Beglücktes Minden, überreich an Glorie,
Du schautest rings vor seinem Siegerarme
Befreundete Victorie
Einschweben heiter zu dem Kämpferschwarme! —
Es bebt dem Wiederhall vom Zorngerichte,
Entstellt im Angesichte,
Paris, so reich sonst prangend.
Und, Nymphe Seine, du, in Schreck erbangend,
Verkehrst den Lorbeerschmuck schnell in Cypressen,
Und eilst, die tiefsten Grotten zu durchmessen.

Epode 3.

Da läßt Iberien neue Lorbeern sprießen,
Die stolze, weitentfernte,
Dem kühnen Ritter Lippe. Hin zur Aernte
Winkt ihn der Ruhm, sein Theil mitzugenießen
Schon läßt die Stolze all ihr Volk entbieten;
Auf Lusitaniens Erde
Schon dringt sie vor, ihr thöricht anzubieten,
Noch ehr als Krieg, Knechtschaft am eignen Herde.

Antistrophe 3.

„Elysisch Land,“ — so spricht sie — „doch bestritten
Vom Sulphurausshauch, dem verderblichraschen,
Du, fast schon hingeglitten
In einem wirren Berg von öden Aschen, —
Elysia, dem nur Frieden Heil kann schaffen,
Leg' ab vom Arm die Waffen!
Du siehst mein Heer erscheinen,
Schnell, zahllos! Und der Helden sieht es keinen,
Menezes, Manuel nicht, die siegentbrannten,
Die sonst wohl oftmal ihm den Schild durchrannten.

Strophe 4.

Hoffst du noch, banges Reich, daß günst'ge Sterne
Aufrufen dir zu deinem Rettungswerke
Aus strengen Todes Ferne
Des Albuquerque Macht, des Castro Stärke?

Daß zwischen Tejo's silberklarer Bläue
Mit Trümmerm um sich dräue
Pacheco's edler Schatten?
Daß der erhabne Graf *), zu dem sich gatten
Die schönen Künste, die den Frieden schmücken,
Zu ihrem Schutz bewehrt in's Feld soll rücken?"—

Epode 4.

So rühmte sich Iberien triumphirend,
Indeß der Held der Ehren
Bereits einherschwamm auf mastlosen Meeren,
Rings mit Trophäenglanz sein Fahrzeug zierend.
Und Lysia stark in treuen Muthes Segen,
Gedenkt der Ahnenglorie,
Zieht, eine Heldin, kühn dem Feind' entgegen,
Und ringt ihm aus den Händen die Victorie.

Antistrophe 4.

Du, kleines Maçāo, du bist die Verwallung,
Davor verstört, und endlos hohnbelastet,
Nach stolzen Laufes Wallung
Hispaniens Löw' in seiner Furie rastet.
Umsonst brüllt grimmig er, da allerwegen
Lippe, der Mavors-Degen,
Ihn zähmt mit herben Zügeln.
Schon weicht zurück er auf des Schreckens Flügeln,

---

*) Pombal.

Und, heiß die Stirn ihm von Beschämungsgluthen,
Mahlt Furcht auf jedem Schritt ihm Tejo's Fluthen.

Strophe 5.

In stets lebend'ger Aengste bangem Grauen
Gedacht' einst China mit uralten Listen
Ein Bollwerk zu erbauen,
Um vor dem Strom Tartaria's sich zu fristen.
Schon hebt, zum Trotz des Thals, durch Menschen-
hände
Ein Berg die schroffen Wände!
Weithin schaut durch's Gefilde
Manch stolzen Thurmes seltsamlich Gebilde!
Im weiten Schatten seiner Mauerrunden,
Wähnt China trüglich, hab' es Schutz gefunden.

Epode 5.

Wenn, volkreich Land, an goldner Himmelskette
Die Macht, die alles lenket,
Dir — wie sie's huldreich Lusitanien schenket —
Zum Thronschutz einen Held gesendet hätte, —
Du hätt'st erspart mit sauern Schweißes Träufeln
Die Mauer zu bereiten.
Im Schatten seines Arms, von bangen Zweifeln
Befreit, genössest du Asträa's Zeiten.

Antistrophe 5.

Doch scheint es nun mir Schiffersmann gerathen,
Die Segel einzureffen. Denn durchschwimmen

Solch Heer von schönen Thaten,
Hieß, ocean'schen Sandes Zahl bestimmen.
Ihr, Dimel, Fulda, Ems, die ihr den Krieger
Saht als ruhmvollen Sieger
Durch eure Felder dringen,
Ihr könnt mehr Thaten seines Arms besingen,
Und, Münster, du, deß stolze Zinnenscharten
Tief beugten sich vor Lippe's Kriegsstandarten!

Graf Matthias v. d. Schulenburg.

Graf Matthias v. d. Schulenburg.

Neben dem Grafen zur Lippe, der als Oberfeldherr in Portugal Retter dieses Königreichs wurde, steht schicklich ein anderer Deutscher, der ruhmvoll in gleicher Würde als Feldherr Venedigs durch seinen Heldenmuth diese Republik, ja ganz Italien, gegen die Macht der Osmanen vertheidigt und bewahrt hat. An Kriegskunst und Tapferkeit jenem nicht nachstehend, ist er demselben auch vergleichbar in dem vielfachen Ringen gegen hemmende Widerwärtigkeiten, die ihn fast in allen Lagen, ohne Beihülfe günstiger Umstände, nur auf sein persönliches Verdienst und entschiedenes Talent zurückwiesen, welches ihm allerdings in den verschiedenen Thätigkeiten des Kriegs- und Weltlebens überschwänglich verliehen war. Seinen Ruhm erwarb er in den mißlichsten Verhältnissen, mit den untauglichsten Werkzeugen, und nicht minder, in

den Unfällen, die er dadurch erfuhr, als in den Erfolgen, die er deß ungeachtet errang. Seine Begegnisse, Thaten und Lebensberührungen vereinen sich zum anziehenden Gegenstande vaterländisch denkwürdiger Betrachtung.

Matthias Johann von der Schulenburg, eines altadelichen Geschlechtes, das, aus Geldern stammend, unter dem Kurfürsten von Brandenburg, Albrecht dem Bären, durch Kriegsdienste gegen die Wenden großes Ansehn und bedeutende Niederlassung in den Ländern der Mittelelbe gewonnen hatte, wurde geboren am 8. August des Jahres 1661. zu Emden bei Magdeburg. Sein Vater Gustav Adolf war Kurfürstlich brandenburgischer Geheimrath, Kammerpräsident im Herzogthum Magdeburg, Hauptmann zum Giebichenstein und zu Moritzburg bei Halle; seine Mutter war eine geborne Schwenckin von Friesenburg. Nach den Amtsverhältnissen des Vaters, welche Bildung und Kenntnisse erforderten, darf man annehmen, daß er der Erziehung seiner Kinder, unter welchen Matthias das zweite war, frühzeitige Sorgfalt gewidmet habe, die überhaupt damals mehr, als in den nachfolgenden Zeiten, der vornehmen protestantischen Jugend zu Theil wurde. Wir finden den Jüngling in reiferem wissenschaftlichen Unterrichte

zuerst auf der hohen Schule zu Wolfenbüttel, dann, zugleich mit einem jüngeren Bruder, auf der Universität zu Saumur, einer berühmten Lehranstalt der Protestanten in Frankreich, woselbst glaubensverwandte Ausländer neben anderen Kenntnissen auch die lebendige Uebung der französischen Sprache zu erlangen suchten, welche schon damals in allem höheren Weltverkehr unentbehrlich schien. Die Grundsätze der protestantischen Lehre, von geistreichen Männern in allen Gestalten der Bildung eifrig mitgetheilt, prägten sich tief in das Gemüth des Jünglings ein, der in der Folge stets der hier empfangenen Richtung treu blieb, und keine Gelegenheit versäumte, seine Meinungen und Neigungen in dieser Hinsicht darzulegen. Die Einwirkung dieser Grundsätze mußte um so größer sein, als grade in jener Zeit der protestantische Geist durch die Verfolgungen, welche neuerdings in Frankreich gegen ihn so bedenklich anhoben, zu frischer Kraft und Ehre erweckt hervortrat. Schulenburg selbst erlebte in Saumur die verhängnißvolle Zurücknahme des Edikts von Nantes im Jahre 1685., und demgemäß die Aufhebung der Universität, wodurch er genöthigt war, noch in demselben Jahre den Ort zu verlassen. Nach seiner Rückkehr in die Heimath sollte er im Staats-

dienste sein Glück versuchen. Die vornehmen Geschlechter der Deutschen, über weite Länderstrecken ausgedehnt, gehörten mehreren Staaten zugleich an, und suchten Aemter, Ehren und Niederlassungen überall, wo sich dergleichen Vortheil am günstigsten darbot, oft genug im fernen Auslande, wenn das Inland in seinen engeren Abtheilungen nicht befriedigende Aussicht gab. So sehen wir Schulenburg den zunächstliegenden brandenburgischen Verhältnissen frühzeitig entgehn, und günstigen Anerbietungen folgend zuerst in braunschweig-wolfenbüttel'sche Dienste treten, welche alsbald wieder gegen andre vertauscht, und nochmals gewechselt, insgesammt nur eine Stufenfolge persönlichen Emporsteigens bilden, dessen Gipfel zuletzt außerhalb des Vaterlandes, doch in Eintracht mit dessen Ruhm und Ehre, glänzend erreicht wurde. Eine solche Laufbahn war in Zeit und Umständen gegründet, und niemand sah darin etwas Tadelnswerthes, da ein grades und sichres Verhältniß zu einem großen Ganzen in Gesinnung und Thätigkeit, wie sich bei andern Völkern so leicht ergab, unter den Deutschen dem Einzelnen in dem entsprechenden Maße nicht immer offen stand.

Am Hofe der Herzoge Rudolf August und Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, in de-

ren Dienste er als Kammerjunker zugleich und Hauptmann getreten war, konnte Schulenburg wenig Befriedigung finden; die Ruhe des dortigen Lebens wurde ihm bald verhaßt, und sein muthiger Sinn verlangte heftig nach kriegerischer Thätigkeit. Endlich wurde ihm gewährt, den erfolgreichen Feldzug gegen die Türken im Jahre 1687. in Ungarn unter dem Herzoge von Lothringen und dem Kurfürsten von Baiern als Freiwilliger mitzumachen. Er fand hier einen Waffengefährten und Freund in dem nachherigen General Allart, einem Deutschen von der gründlichsten Kenntniß und größten Erfahrung im Kriegsfache, der in der Folge dem Czar Peter ausgezeichnete Dienste leistete, und für Schulenburg stets ein Vorbild kriegsmännischer Tüchtigkeit blieb. Nach diesem Feldzuge begab er sich an den Rhein, um der Belagerung von Mainz und von Bonn beizuwohnen. Im folgenden Jahre ging er mit den braunschweigischen Truppen, welche das Heer Kaiser Leopolds in dem pfälzischen Erbschaftskriege gegen Ludwig XIV. zu verstärken eilten, abermals nach dem Rhein und den Niederlanden, und machte daselbst während neun Jahren, unter abwechselnden Ereignissen, alle Feldzüge dieses hartnäckigen Krieges mit. Sein gutes Glück führte ihn hier zuerst unter den

Befehl des General Scovet, eines Lothringers, der als Sohn eines Hufschmidts durch Verdienst und Tapferkeit sich vom Gemeinen zum Befehlshaber aufgeschwungen hatte. Schulenburg machte unter Anführung dieses vollendeten Kriegsmannes, der sich seiner fürsorgend annahm, die größten Fortschritte in Kenntniß und Ausübung alles desjenigen, was seiner Laufbahn angehörte, und noch spät rühmte er sich desselben als sei [illegible] ersten Lehrmeisters im Kriegshandwerke. Inmitten dieser Feldzüge verlor er seinen Vater, der im Oktober 1691. zu Halle starb. Nachdem er im Fußvolke dienend mancher Auszeichnung theilhaftig geworden und schon bis zum Oberstlieutenant aufgestiegen war, gab ihm der General Scovet den Rath, sich um ein Dragonerregiment zu bewerben, auf daß er die verschiedenen Waffengattungen prüfen und nach ihrem Werthe schätzen lernte; diesem Rathe folgend erlangte er alsbald die Frucht seines Bemühens, und wurde im Jahre 1693. Oberst eines Dragonerregiments, in dessen Führung er sich nicht minder auszeichnete, obwohl die Vorliebe, welche er für das Fußvolk gefaßt hatte, ihn sein ganzes Leben hindurch nicht mehr verließ. Nachdem er unter dem Befehl des Königs Wilhelm von England gegen die Franzosen in den Niederlanden

eifrig fortgedient bis zum Frieden, der im Jahre 1697. zu Ryßwick zu Stande kam, sah er sich plötzlich durch diesen in unthätige Ruhe versetzt. Seinen Mißmuth hierüber zerstreute jedoch bald der Antheil, welchen ihm sowohl der König Wilhelm als auch der Kurfürst von Baiern bezeigten, deren Rath und Empfehlung ihn veranlaßte, in die Kriegsdienste des Herzogs von Savoyen zu treten. An der Spitze eines selbstgeworbenen Regiments zu Fuß, welchem sein Name schon leicht aus den verabschiedeten deutschen Völkern ansehnlichen Zulauf verschaffte, zog er noch im nämlichen Jahre nach Italien, wo er zum Generalmajor ernannt wurde, und zugleich als Oberst den Befehl über sein mitgebrachtes Regiment behielt. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges war der Herzog von Savoyen mit Ludwig XIV. verbündet, und Schulenburg sah sich gegen seine Neigung dem österreichischen Feldherrn, Prinzen Eugen von Savoyen, gegenübergestellt, unter dessen Befehlen er künftig selbst so ruhmvoll dienen, und dessen Vertrauen er einst in so hohem Grade genießen sollte. Die piemontesischen Truppen theilten am 1. September 1701. bei Chiari die Niederlage der Franzosen unter dem Marschall von Villeroi, der vom Prinzen Eugen geschlagen wurde, und Schulen=

burg hatte das Unglück in diesem Treffen so schwer verwundet zu werden, daß er kaum hoffte, mit dem Leben davonzukommen. Nach seiner gleichwohl erfolgten Wiederherstellung sollte er im folgenden Jahre einen Kriegszug gegen die Waldenser ausführen, welche, nach harten Bedrückungen, endlich zur Vertheidigung ihrer Glaubensfreiheit die Waffen ergriffen hatten. Dieser Krieg gegen die verfolgten protestantischen Glaubensbrüder, deren Sache er lieber zu der seinigen gemacht hätte, war gegen sein Gewissen, und da er ohnehin des Lebens unter Franzosen, Spaniern und Piemontesern längst überdrüssig war, und von diesen Leuten völlig zu scheiden wünschte, so nahm er jenen entscheidenden Anlaß wahr, begehrte plötzlich seinen Abschied, und eilte nach Holland zum Könige Wilhelm, der eben im Begriffe stand, den Krieg gegen die Franzosen in den Niederlanden wieder anzufanger. Doch schon unterwegs erfuhr Schulenburg den Tod dieses Fürsten, der im März des Jahres 1702. unverhofft verschied, und entschloß sich nunmehr, die Anträge des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, Augusts II., anzunehmen, in dessen Heer ihm sogleich der Rang eines Generallieutenants zu Theil wurde. Unerschrockener Muth, kriegskundige Einsicht und rasche Thä-

tigkeit hatten seinen Ruf in den zurückgelegten Feldzügen so sehr begründet, daß man ihn schon jetzt den tüchtigsten Feldherren beizählte. Er kam nunmehr auf einen Schauplatz, wo solchem Rufe die furchtbarste Prüfung bereitet war.

Der König von Schweden Karl XII. hatte den Krieg, welchen seine verbündeten Feinde gegen ihn mit der Absicht begonnen, sich in die besten Länder des jungen und, wie sie dünkte, unvorbereiteten Fürsten zu theilen, mit ungeheurer Kraft und staunenswerthem Erfolg auf seine Gegner zurückgeschleudert. Die Dänen waren bereits zum Frieden gezwungen worden, die Russen aus dem Felde geschlagen, unaufhaltsam drangen die siegreichen Schweden in Polen ein. Dem Könige August fehlte es weder an Geist noch an Muth, er hatte vielfache Einsichten und sehr oft ein richtiges Urtheil, sein Ehrgeiz strebte nach Ruhm und nach Vergrößerung seiner Macht; allein diese Eigenschaften, kaum auf Augenblicke hervorleuchtend, gingen dann sogleich wieder in dem Hofleben unter, wo Liebesverhältnisse, Verschwendung, Gunst und Ueppigkeit unbeschränkte Herrschaft führten. Ein Fürst dieser Art war schon wenig geeignet, ein unruhiges und zerrüttetes Reich, wie Polen fast immer und besonders damals war, im Frieden mit

ordnender Kraft zu leiten, noch weniger aber, einem starken und unversöhnlichen Feinde, wie Karl XII., im Kriege Trotz zu bieten. Seine besten Truppen waren die Sachsen, denen jedoch unter ihrem Anführer, dem Feldmarschall Steinau, nur Niederlage auf Niederlage beschieden war. Dieser Mann, der vom Kriegswesen genugsame Kenntniß, aber weder Kraft noch Ueberblick besaß, schien ordentlich als derjenige auserwählt, der von den Schweden geschlagen werden sollte. Immer erhielt er den Oberbefehl wieder, weil er gute Verbindungen am Hofe hatte, und der König, aus Großmuth zugleich und Schwäche, ihn nicht kränken mochte. Unter diesem Anführer erhielt Schulenburg den Befehl über das Fußvolk, dem traurigen Schicksal ausgesetzt, nicht so sehr in den Schweden, welche doch furchtbar genug das Kriegsfeld beherrschten, als in dem eignen Vorgesetzten den Gegenstand steter Besorgniß und Gefahr zu finden! In solcher Lage that er sein Möglichstes, um Unheil abzuwehren oder zu mindern. Unter andern wohnte er der Schlacht bei Clissow am 19. Juli 1702. mit Auszeichnung bei, und hielt mit seinem Fußvolke, nachdem die Reiterei längst die Flucht ergriffen, den siegreichen Feind geraume Zeit auf. Gleichen Dienst leistete er bei dem Treffen

von Pultusk am 1. Mai 1703., wo Steinau sich mit seiner Reiterei hinter dem Bug so sicher dünkte, daß er diejenigen, welche ihm den Uebergang Karls XII. über diesen Fluß und sein rasches Anrücken meldeten, als falsche Boten in Ketten legen ließ. Die Folge war, daß er von den Schweden überfallen, und sein Heerhaufen gänzlich zersprengt wurde; er selbst flüchtete unbegleitet von dem Schlachtfelde, und entging kaum der Gefangenschaft. Schulenburg aber behielt sein Fußvolk in guter Fassung beisammen, rückte vor, und nahm die Trümmer der geschlagenen Truppen auf; bald fand sich auch der Feldmarschall wieder ein, welcher, zwischen Uebermuth und Verzagtheit keine Mitte kennend, jetzt aus Verzweiflung in ein Kloster gehn wollte, ein Vorhaben, von dessen Ausführung ihn nur das großmüthige Zureden Schulenburgs abhielt, der seinen eignen Vortheil dabei ganz außer Acht ließ.

Karl XII. wurde durch einen Sturz mit dem Pferde, wobei er das Schenkelbein gebrochen, mehrere Monate zu Krakau in völliger Unthätigkeit zurückgehalten. Der König August versäumte diese einzige Gelegenheit, und anstatt seinen Gegner jetzt nachdrücklich zu bedrängen, und die Sachen in Polen auf guten Fuß zu bringen, gab er dem öster-

reichischen Gesandten williges Gehör, der ihm mit der Hoffnung schmeichelte, daß der Kaiser ihm den Frieden mit dem Könige von Schweden vortheilhaft vermitteln werde, und der ihm deßhalb unaufhörlich anlag, seine nunmehr in Polen unnöthigen Truppen dem Kaiser zu Hülfe zu senden; der König fand kein Bedenken, diese Forderung zuzugestehn, und ließ den Feldzeugmeister Röbel mit 10,000. Sachsen über Böhmen in das Reich ziehen, um daselbst in dem Kaiserlichen Heere gegen die Franzosen zu fechten. Der Hof von Wien machte jedoch, so willkommen ihm die Truppen waren, Einwendungen gegen deren Anführer, indem der General Röbel seinem Range nach nicht füglich dem österreichischen General Grafen Schlick nachstehn konnte, welchem der Oberbefehl über die am Inn vereinigten Truppen entschieden vorbehalten war. Wegen dieses Umstandes wurde der General Röbel zurückgerufen, und zum Befehlshaber in Thorn ernannt. Den Befehl über die sächsischen Hülfstruppen im Reich erhielt nunmehr Schulenburg, welcher diese Bestimmung um so lieber annahm, als ihm die Verhältnisse in Polen ohnehin wenig Befriedigung gaben. Dem Kurfürsten von Baiern, mit dem er ehemals in gleichem Heere gedient, stand er jetzt feindlich gegenüber; ihn schmerzte,

diesen Fürsten auf der Seite der Franzosen zu erblicken, doch konnte dieses Gefühl seinen Eifer in Bekämpfung desselben nicht schwächen. Nach dem Gefechte bei Passau, wo die Baiern geschlagen wurden, drang Schulenburg nach Schwaben vor, doch ohne die errungenen Vortheile lange verfolgen zu können, denn bei Höchstädt gewannen am 20. September 1703. die Franzosen und Baiern ein Treffen gegen die Oesterreicher unter dem General Grafen von Styrum, der sich überfallen ließ, und mit Verlust von Geschütz, Gepäck und 4000. Todten die Flucht nahm; Schulenburg stand in diesem unglücklichen Kampfe auf der Seite gegen Dillingen, und behauptete sich, wie bei Pultusk, in seiner Stellung, bis der Rückzug der geschlagenen Truppen gedeckt war, welche ohne ihn sämmtlich gefangen gewesen wären. Bald nach diesem Vorgange stieß er mit einer Abtheilung leichter Truppen im Rücken des Feindes auf eine Wagenreihe, welche von Schaffhausen kommend unter guter Bedeckung zu dem französischen Heere ging; er griff die Bedeckung ohne viel Besinnen an, warf sie nieder, und erbeutete außer vielen Vorräthen von Kriegsbekleidung und andern Gegenständen eine Summe von 30,000. Louisd'or, ein Glücksfall, den er für den Augenblick wenig schätzen mochte, der ihm aber

in der Folge, da die öffentlichen Mittel oft unzureichend wurden und oft ganz ausblieben, wohl zu Statten kam.

Auch hier bei dem Kaiserlichen Heere hatte Schulenburg, trotz seiner geschickten und ruhmvollen Führung der ihm anvertrauten Truppen, die Wirkungen des Neides und der Eifersucht zu erfahren, die an dem Hoflager des Königs von Polen unaufhörlich thätig blieben. Die Zufriedenheit der österreichischen Feldherren, die Belobungen des Kaisers und der ehrende Beifall der öffentlichen Stimme, vermochten nicht eine Menge von Unannehmlichkeiten, Vorwürfen und Ansprüchen abzuwehren, die seine Ungeduld heftig aufregen mußten. Der Kaiser und seine Minister, von dieser unangemessenen Behandlung eines so vorzüglichen Generals unterrichtet, ließen ihm sogleich die vortheilhaftesten Bedingungen antragen, wenn er den sächsischen mit dem österreichischen Kriegsdienste vertauschen wollte. Schulenburg war nicht abgeneigt, allein die große Bedrängniß, in welche gleich darauf der König von Polen gerieth, machte es ihm zur Ehrensache, in diesem Augenblicke seine bisherigen Dienstverhältnisse nicht aufzugeben. Der König bedurfte dringend in Polen seiner Hülfe, und sandte ihm den Befehl, alle seine Truppen

auf gute Art von dem Kaiserlichen Heere abzuziehen, und dieselben eiligst nach Polen zu führen. Dieser Auftrag hatte jedoch in der Ausführung manche Schwierigkeit; da indessen die wiederholten Befehle immer dringender wurden, und ihm zuletzt bei Lebensstrafe einschärften, um jeden Preis, und wie immer es sich thun ließe, das Kaiserliche Heer zu verlassen, so zögerte er nicht länger, benachrichtigte die österreichischen Feldherren in Kürze von dem erhaltenen Befehl, und brach unverzüglich auf, ohne deren Einwilligung abzuwarten; seinem persönlichen Verdienst und der besonderen Achtung, die er genoß, war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß dieser entschiedene Schritt, durch welchen er um undankbarer Verhältnisse willen seine besten Gönner aufgab, ohne hemmende Widerwärtigkeiten geschehn konnte.

Die sächsischen Truppen hatten ihren Rückmarsch glücklich vollführt, und standen verstärkt bei Guben im Lager, woselbst auch Schulenburg, nachdem er den König in Sendomir gesprochen, wieder mit ihnen zusammentraf, aber leider auch den unvermeidlichen Feldmarschall Steinau wiederum als Oberbefehlshaber vorfand. Unordnung, Habsucht und Zaghaftigkeit walteten hier ohne Scheu; man rückte zwar über die Oder, setzte sich

aber gleich hinter den sumpfigen Ufern der Warthe in Sicherheit; weiter vorzurücken hatte man keine Lust. Schulenburgs einzelnes Unternehmen mit einiger Reiterei gegen Posen, wo er die Stellung und Stärke des schwedischen Generals Meyerfeld ausforschte, blieb ohne Folge. Der Oberbefehlshaber benutzte die Zeit nach seiner Weise, indem er beträchtliche Geldsummen aus den Besitzungen des Gegenkönigs Stanislaus erpreßte, welchen der König von Schweden inzwischen durch seinen Anhang in Polen hatte wählen lassen. Er suchte auch Schulenburg durch die Lockungen des Geldes zur Theilnahme an diesen Räubereien zu verleiten, und gab demselben von der Beute einen Antheil von 2000. Thalern, welche dieser jedoch unwillig von sich wies, und sogleich in die Kriegskasse ablieferte; nicht minder schonend und uneigennützig gesinnt bewahrte Schulenburg seinerseits auch die Schlösser von Stanislaus soviel als möglich vor Plünderung und muthwilliger Zerstörung; als er späterhin sogar Befehl erhielt, das schöne Lustschloß Rensau, im italiänischen Geschmacke gebaut und mit fürstlicher Pracht ausgestattet, niederzubrennen, jammerte ihn des herrlichen Gebäudes, er gewann Zeit, und bewirkte die Zurücknahme jener grausamen Verfügung. Der König August war in Betreff des Feld-

marschalls Steinau nur schwach, keineswegs aber verblendet; er wußte, daß von ihm nichts zu erwarten sei, und wandte sich daher in den meisten Fällen unmittelbar an Schulenburg, mit dem er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Endlich fühlte er doch die Unmöglichkeit, ein solches Verhältniß länger bestehn zu lassen; der Feldmarschall erhielt Befehl, die Anführung der Truppen dem General Schulenburg zu übergeben, sich selbst aber in das Hauptquartier zu dem Könige zu verfügen. Schon war er abgereist, kam aber, da er den Weg durch die Schweden versperrt glaubte, wieder zurück; Schulenburg, in Selbstverläugnung schon geübt, bot ihm den Oberbefehl neuerdings an, den jener aber aus Aengstlichkeit eifrig ablehnte, und nur als Freiwilliger im Lager blieb, ohne selbst ehrenhalber das Losungswort für die Truppen geben zu wollen. Er reiste nachher ein zweitesmal ab, und kam glücklich zu dem Könige.

Schulenburg hatte nun die Hand frei, jedoch fürs erste ohne großen Gewinn. Denn alle seine Generale und Obersten, die ihre Meinung schriftlich äußern mußten, widerriethen jedes Vorgehen, und waren einzig auf Sicherung des Rückzuges über die Oder bedacht. Schulenburg aber stellte die Unmöglichkeit vor, ohne Lebensmittel und Geld

in dieser erschöpften Gegend länger zu weilen, so wie die Nothwendigkeit, in diesem Augenblicke, da der König von Schweden in vollem Anzuge gegen Sendomir begriffen, zu Gunsten des Königs August einen Gegenzug auszuführen; es wurde demnach zuletzt denn doch, wiewohl mit großem Widerwillen, beschlossen, gegen Posen vorzurücken. Durch die gute Mannszucht, welche Schulenburg aufrecht zu erhalten bemüht war, gewann er die Gemüther der Polen wieder, die sein Vorgänger durch entgegengesetztes Benehmen abwendig gemacht hatte, und viele Edelleute aus Großpolen so wie der Feldherr dieser Provinz schlossen sich ihm mit ihren Truppen an. Ihm gegenüber bei Posen stand der schwedische General Meyerfeld mit 3000. Reitern, zu deren Verstärkung man den General Stenbock mit größerer Macht schon unterwegs wußte. Er beschloß daher jenen zu überfallen, bevor dieser einträfe. Mit kluger Vorsicht erforschte er den Feind, und schnitt ihm durch polnische Partheigänger alle Nachrichten ab, die ihn von der Bewegung der Sachsen hätten unterrichten können. Einen Theil der Truppen ließ er im Lager stehn; mit gewählten 4000. Mann, halb Reiterei, halb Fußvolk, und vier Stücken Feldgeschütz, brach er auf, anscheinend um sich von Posen zu entfernen, wandte

sich dann schnell, und ging oberhalb Posen über die Warthe; mit dem Feldherrn von Großpolen war verabredet, daß dieser zu gleicher Zeit unterhalb über diesen Fluß gehn sollte. Alle Maßregeln und Anstalten traf er mit genauester Fürsorge und umsichtigster Klugheit, da er sich auf seine Untergebenen wenig verlassen konnte, und unaufhörlich gegen die Verwöhnung der Truppen, und besonders der Offiziere, anzukämpfen hatte. Einen Theil des Fußvolks und des Geschützes ließ er am Ufer zur Sicherung des Ueberganges zurück. Mit den übrigen Truppen zog er anfangs von Waldung gedeckt, sodann in offener Ebene, bei Mondschein in tiefster Stille rasch gegen das schwedische Lager vor. Unterwegs empfing er die Nachricht, daß auch die Polen auf dem diesseitigen Ufer angelangt. Trotz aller Vorkehrungen war jedoch ein aus Liefland gebürtiger Dragoner von den Sachsen ausgerissen, und in das schwedische Lager gekommen; der General Meyerfeld, welcher den Abend vorher mit seinen Offizieren einer Hochzeit beigewohnt hatte und in voller Sicherheit im tiefsten Schlafe lag, raffte sich auf, verließ das Lager, zog eiligst aus Posen einiges Fußvolk und Geschütz an sich, und stand mit Anbruch des Tages die Sachsen erwartend in Schlachtordnung. Schulenburg

sah den Vortheil des Ueberfalls entschlüpft, aber den des Gefechts noch übrig. Er traf in der Schnelligkeit seine Anordnungen, unterrichtete seine Generale wiederholt von dem, was sie zu thun hätten, ermahnte die Truppen, und begann den Angriff. Er selbst an der Spitze des linken Flügels der Reiterei stürzte zuerst auf die Schweden, und warf zwei Schwadronen ihres rechten Flügels über den Haufen. Inzwischen rückte schwedisches Fußvolk mit Geschütz gegen das sächsische Fußvolk an. Plötzlich ergriff der ganze rechte Flügel der sächsischen Reiterei ohne Gefecht die Flucht, und wurde von dem schwedischen Obersten Taube bis in den Wald hinein verfolgt. Meyerfeld selbst brachte hierauf den linken Flügel der sächsischen Reiterei zum Weichen, Schulenburg aber stellte sie hinter dem Fußvolke, welches gegen die feindliche Reiterei tapfer Stand hielt, wieder auf, und erneuerte seinerseits den Angriff; man schlug sich auf diese Weise eine gute Stunde, bis endlich Meyerfeld für gut fand, sich in die Vorstädte von Posen zurückzuziehen. Als der Oberst Taube mit 12. Schwadronen von Verfolgung des rechten Flügels der Sachsen zurückkehrte, fand er die Schweden nicht mehr auf dem Kampfplatze, und da er den General Schulenburg, dem er den Sieg wohl noch zu

entreißen hoffen durfte, in fester Haltung herzhaft gegen sich anrücken sah, gab er es auf, eine neue Entscheidung zu bestehn, und warf sich gleichfalls eilig in die Stadt. Die Sachsen hatten zwei Kanonen und eine Standarte nebst zwei Paar Pauken erobert, und einige Schweden kriegsgefangen gemacht; auf beiden Seiten waren viele Todte und Verwundete. Schulenburg selbst wäre beinahe getödtet worden, ein Unteroffizier vom schwedischen Nachtrab hatte das Gewehr ganz nah auf ihn angelegt, und wollte eben losdrücken, als ein sächsischer Dragoner jenen gewahrte und niedermachte. Die Sachsen hatten die Ehre des Tages; Schulenburg verbrannte das schwedische Lager, und zog sich in möglichster Ordnung in den Wald und endlich über die Warthe in seine alte Stellung zurück; die große Auflösung, in welcher die Truppen nach dem Gefechte sich befanden, machte solche Vorsicht nothwendig. Dieses Treffen bei Posen fiel am 9. August 1704. vor. Es würde einen ganz andern Ausgang genommen haben, wenn Schulenburg auf seine Untergebenen besser hätte zählen dürfen, oder wenn, der Abrede gemäß, nach begonnenem Kampfe die Polen herangerückt wären; diese aber blieben am Ufer der Warthe stehn, vernahmen den Lärm des Gefechtes nicht, gingen wieder über den Fluß,

und beglückwünschten nachher um so eifriger den General Schulenburg wegen seines errungenen Erfolgs. Sie erwiesen ihm alle möglichen Ehren, und hielten im offenen Felde mehrere Landtage, wobei er den vornehmsten Sitz einnehmen und viele lateinische Reden zu seinem Ruhme anhören mußte.

Nachdem Schulenburg durch strenge Verordnungen seinen Truppen bessere Kriegszucht eingeschärft und neue polnische Verstärkung an sich gezogen hatte, rückte er mit gesammter Macht neuerdings gegen Posen vor. Der General Meyerfeld erwartete ihn nicht, ließ in Posen nur 800. Mann Besatzung, und zog sich mit den übrigen Truppen nach Thorn. Schulenburg hatte außer den polnischen Schaaren gegen 12,000. Mann sächsischer Truppen, wovon ein Drittheil Reiter; jedoch bei dem gänzlichen Mangel schweren Geschützes konnte diese Uebermacht nur durch Sturm die befestigte Stadt einnehmen, und es schien, die Schweden wollten es darauf ankommen lassen. Schon wurden die Anstalten dazu vorbereitet, und an zehn bis zwölf Stellen zugleich sollte die Leitersteigung unternommen werden, als die Nachricht anlangte, daß König August seinen heftigen Gegner glücklich getäuscht, durch Eilmärsche unvermuthet Warschau erreicht und am 26. August eingenommen habe;

mit dieser Nachricht empfing Schulenburg zugleich den dringenden Befehl, unverzüglich aus Großpolen aufzubrechen, und sich mit dem Könige so schnell als möglich an der Weichsel zu vereinigen. Wenige Tage längeren Aufenthalts hätten den Besitz von Posen unfehlbar zur Folge gehabt, allein der Befehl des Königs erlaubte keine solche Frist, und nach vierzehntägiger Berennung überließ Schulenburg den weiteren Gang der Sache dem Feldherrn von Großpolen, er selbst aber zog in möglichster Schnelle nach der Weichsel. Unterwegs schrieb er an den König, daß er im Vorbeigehn den General Meyerfeld in Thorn einschließen, und diese durch die Schweden entfestigte Stadt ohne großen Verlust erobern könnte, welches ein großer Vortheil sein würde, da sonst dieser gefährliche Feind in der Flanke stehen bliebe. Er hatte in dieser Absicht, deren Billigung er hoffen durfte, bereits seine Maßregeln genommen, als ein neuer Befehl des Königs ihn diese Unternehmung völlig aufgeben und einzig sein Heranrücken beschleunigen hieß. Kaum war Schulenburg aus der Gegend von Thorn weggezogen, so brach Meyerfeld wieder hervor, erschien vor Posen, und überfiel und versprengte die dorten zurückgebliebenen Polen, die seiner nicht im mindesten gewärtig gewesen waren.

Der König war in voller Freude über den geglückten Anschlag auf Warschau und die bedeutenden Folgen, die sich daraus täglich günstiger für seine Sache ergaben. Er empfing den General Schulenburg äußerst gnädig, bezeigte ihm fortgesetztes Vertrauen und so hervorleuchtende Huld, daß Neid und Haß der Nebenbuhler nicht ausbleiben konnten. Auch entsprachen die Handlungen des Königs nicht lange dem Anscheine seines Benehmens. Die Kriegsangelegenheiten wurden überhaupt bald bei Seite gesetzt. Da Karl XII. noch in Lemberg verweilte, so überließ man sich an der Weichsel gleich wieder der sorglosesten Ruhe. Der König August lagerte seine Truppen, zu welchen 12. Bataillons Moskowiter unter Patkuls Befehl gestoßen waren, bei Pultusk am Narew, und schickte einen guten Theil der Reiterei über den Bug. Schulenburg benutzte die Zeit, welche der Hof in Vergnügungen zubrachte, um seine Truppen, wie er schon bei Posen gethan, alle Uebungen des Angriffs und der Vertheidigung fleißig durchmachen zu lassen, besonders das Fußvolk zur schnellen Bildung von Vierecken und zum festen Widerstande gegen die Reiterei abzurichten, wie er denn behauptete, daß selbst im offenen Felde, und ohne Hülfe spanischer Reiter, das Fußvolk dem

heftigsten Reiterangriffe erfolgreich Stand zu halten habe. Die andern Generale folgten diesem Beispiele wenig, sie mußten darin nur einen Vorwurf ihres eignen Benehmens finden. Unter dem Könige befehligte das Heer wiederum der Feldmarschall Steinau, dessen alter Groll gegen Schulenburg in der Eifersucht Patkuls, eines Mannes von trotzigem Geist und großen Mitteln, eine willkommene Hülfe gewann; auf beider Betrieb geschah es, daß Patkul beauftragt wurde, mit einem Theile des Heeres, wozu aus Sachsen noch Truppen und Geschütz stoßen sollten, gegen Posen zurückzugehn, und diesen Ort zu belagern. Schulenburg war sehr entrüstet, daß, nachdem er verhindert worden, im guten Augenblicke bei schon ganz nahem Erfolge, die Einnahme von Posen zuwege zu bringen, jetzt, ohne sein Vorwissen und seine Mitwirkung, da er doch der Oertlichkeit vor Allen kundig war, diesen Auftrag ein Andrer erhielt, mit unverhältnißmäßigen Mitteln, im bedenklichen Augenblicke, wo eine so beträchtliche Entsendung nicht ohne Gefahr für das Heer sein konnte. Da er mit seinen Vorstellungen nicht gehört wurde, sich selbst zurückgesetzt und dem Heere fortan unnütz, die Zahl seiner Feinde aber täglich steigen und den König immer unsichrer werden sah, so gedachte er aus

diesen unersprießlichen Verhältnissen völlig auszuscheiden. Er schrieb dem Könige, es scheine der Feldzug, welchen er lediglich aus ehrerbietiger Ergebenheit für Seine Majestät noch mitzumachen bewogen worden, ein glückliches Ende erreicht zu haben, und er bäte demnach um seine gnädige Entlassung. Er ordnete sogleich zu diesem Behufe seine Angelegenheiten, und wiederholte, da die Antwort zögerte, sein Gesuch dringend. Doch der König, dessen Urtheil nicht wie seine Entschließungen bestochen war, wollte nichts davon wissen, in dieser Zeit, die noch genug der Kämpfe versprach, seinen besten Feldherrn aufzugeben; durch Zärtlichkeiten, Schmeicheleien und Verheißungen aller Art wurde dieser gleichsam genöthigt, noch ferner im Dienste zu bleiben, den er sich jedoch fest vornahm, unmittelbar nach Endigung des Feldzuges dennoch zu verlassen.

Jetzt erhielt man die Nachricht, der König von Schweden sei von Lemberg aufgebrochen, und ziehe rasch gegen den Bug heran. Im ersten Augenblicke wollte man die Sache kaum beachten; desto größer waren die Sorgen und die Rathlosigkeit, als die Gefahr näher kam. Schulenburg allein behielt Besonnenheit und Ueberblick, aber es kostete Mühe, sie gegen die thörichten und wider-

sinnigen Anschläge, die sich wirr durchkreuzten, zu behaupten. Zwischen dem Bug, dem Narew und der Weichsel durften die Sachsen nicht länger verweilen; eine der Abtheilungen des noch getrennt anrückenden schwedischen Heeres auf dem Marsche anzugreifen, fehlte der Muth; es blieb daher nichts übrig, als auf das linke Weichselufer zurückzugehn, und hier vertheidigungsweise zu verfahren. Schulenburg erlangte wenigstens, daß zu diesem Zweck eine Brücke über die Weichsel geschlagen wurde. Erst im letzten Augenblicke, schon gedrängt von den anrückenden Schweden, entschloß man sich zu dieser Ausführung. Bei Warschau standen endlich die beiden Heere einander gegenüber, die Weichsel zwischen ihnen. Der beste Theil der sächsischen Truppen war unnützerweise gegen Posen entfernt, die Polen unzuverlässig, die Moskowiter ganz untüchtig. Von den letztern erzählt Schulenburg zwei Züge, welche den damaligen rohen Zustand dieses Volkes in entgegengesetzter Richtung merkwürdig bezeichnen; längs des Weichselufers waren 12. Bataillons dieser Truppen aufgestellt, sie wurden von den Schweden beschossen, und bei jedem Kanonenschusse sah man alle 12. Bataillons regelmäßig zur Erde niederfallen, um nicht von der Kugel getroffen zu werden; dagegen Einer von ihnen, wegen

Plünderung zum Strange verurtheilt, und wegen Mangel eines Henkers schon halb wieder begnadigt, gelassen hervortrat, mit dem gehorsamen Erbieten, sich selbst aufzuhängen! Schulenburg machte dem Könige den Vorschlag, mit allen Truppen nach Krakau oder nach Großpolen abzuziehen, wo man Verstärkungen zu finden hatte, allein der Hof schmeichelte sich thörichterweise noch mit dem Gedanken, das linke Weichselufer zu behaupten, und im Besitze von Warschau zu bleiben. Karl XII. säumte nicht, und versuchte an mehreren Orten den Uebergang; Schulenburg wurde bei Warschau selbst ihm entgegengeordnet mit einem beträchtlichen Theile des Fußvolks; der Feldmarschall Steinau, welcher auch hier nicht fehlte, sollte zwei Stunden oberhalb Warschau den Fluß vertheidigen. Hier aber war Karl bald persönlich zugegen, und betrieb den Angriff am 19. Oktober 1704. mit größtem Ungestüm. Der Feldmarschall berichtete nun, die Schweden würden unfehlbar übersetzen, und er könne mit seinen wenigen Truppen keinen Widerstand leisten. Hierauf endlich verließ König August mit seinem Hofstaate das bedrohte Warschau; die Sachsen und Polen, denen der König von Schweden auf der Ferse folgte, nahmen ihren Rückzug nach Lovitz und Uniejow an der Warthe, wo sich das flüchtige Heer

Heer theilte; der König mit seinem Hofe, der Feldmarschall Steinau und die gesammte Reiterei schlugen den Weg nach Krakau ein; Schulenburg sollte mit 12. sächsischen Bataillons, denen 500. Reiter zugegeben wurden, nach Sachsen zurückgehn, und unterwegs die Moskowiter, welche des schnelleren Fortkommens wegen seitwärts entsandt worden, wieder an sich ziehen.

Nunmehr begann der beschleunigte Rückzug, wohl eine Flucht zu nennen, durch welchen Schulenburg, der dem Untergange nicht mehr entrinnen zu können schien, ein Meisterstück seiner Kriegskunst und Unerschrockenheit darlegte, das unter solchen Umständen seinen Ruhm mehr erhöhte, als in andern Verhältnissen eine gewonnene Schlacht gethan hätte. Der König von Schweden ließ den König August ungestört nach Krakau ziehen, und warf sich mit seiner gewohnten Heftigkeit an der Spitze von 10,000. Reitern einzig auf die Sachsen; er hatte seine besten Generale, wie auch den König Stanislaus mit einiger polnischen Reiterei, bei sich. Schulenburg suchte nach dem Aufbruche von Uniejow, wo er die Brücke über die Warthe zerstört hatte, einen großen Wald zu gewinnen, aber ehe er denselben erreichen konnte, wurde seine wenige Reiterei von der schwedischen gejagt, und

er mußte sie an die Spitze seines Zuges nehmen, um sie zuerst durch den Wald und in Sicherheit zu bringen; sodann ließ er alle Zimmerleute und andre Arbeiter, die sich unter den Truppen fanden, zu dem Nachtrabe ordnen, um Bäume zu fällen, Gräben zu ziehen, und Verhaue zu machen, damit die schwedische Reiterei in ihrem unglaublich raschen Nachdringen durch solche Schwierigkeiten in etwas aufgehalten würde. Nachdem er vermittelst dieser Anstalten den Wald ziemlich unbelästigt zurückgelegt, benutzte er gleicherweise die Engwege der nunmehr sumpfigen Gegend zu Durchschnitten und Aufwürfen von Erde, hinter welchen er Grenadiere aufstellte, die den Feind anfangs durch ihr Gewehrfeuer aufhielten, und bei stärkerem Andrange desselben sich auf die Pferde von eigends dazu bestellten Reitern mitaufschwangen, und von diesen rasch entführt wurden, um nach einigem Zwischenraume dasselbe Spiel zu erneuern. Durch einen angestrengten Marsch wurde auf diese Weise endlich Kalisch erreicht, wo die ermüdeten Truppen die Nacht ruhten, am andern Morgen aber schleunigst wieder aufbrachen, da die Schweden schon nicht mehr fern waren. Ein sächsischer Oberst mit etwa 100. Mann erhielt Befehl, sich in Kalisch so lange zu behaupten, als nöthig

sei, um den Feind eine Weile in seiner Verfolgung zu hemmen. Der König von Schweden erschien vor Kalisch, griff den Ort an, und eroberte ihn erst nach hartnäckiger Gegenwehr. Allein ungeachtet dieses Zeitverlustes und aller andern Hindernisse, die Schulenburgs erfindungsreiche Kriegskunde ihm entgegensetzte, war er demselben mit stürmender Eile doch alsbald wieder dicht auf den Fersen. Schulenburg durfte hoffen in der Gegend von Posen sich mit den Truppen zu vereinigen, welche diesen Platz belagerten; Patkul aber hatte auf die Nachricht von den neuen Ereignissen sogleich die Belagerung aufgehoben, und war mit Fußvolk und Geschütz bei Guben über die Oder gegangen, seine treffliche Reiterei, 2000 Pferde stark, sandte er unter dem Befehl des Generals Plötz nach Krakau zu dem Könige. Unterwegs traf Schulenburg auf diese Truppen, und der General Plötz war bereitwillig, sich ihm anzuschließen und den Rückzug nach Sachsen mitzumachen, wenn jener ihm dazu den Befehl ertheilen wollte. Da Schulenburg hiezu nicht berechtigt war, und auch andre Rücksichten ihm nicht erlaubten, diese Truppen dem Könige vorzuenthalten, so mußte er mit Schmerz diese unvermuthet erschienene Hülfe wieder abziehn und sich auf die geringen eignen Mittel beschränkt

sehen. Der General Plötz entkam glücklich den Schweden, die ihn schon mit Schulenburg zusammen aufzuheben meinten, und dieser blieb nun allein in der unausweichbaren Bedrängniß. Der König von Schweden war abermals ganz in der Nähe, und die Sachsen mußten eiligst aufbrechen. Schulenburg befahl dem General Drost mit dem Fußvolke zwei Stunden vor Tag abzumarschiren, um eine große Ebene, durch welche der Weg führte, zurücklegen. Er selbst blieb mit den 500. Reitern, die der General Ertz befehligte, zunächst an dem Feinde zurück, um diesen zu beobachten, und dem Fußvolke die nöthige Zeit zu gewinnen. Statt ohne Aufenthalt auf der graden Straße fortzuziehen, hatte jedoch der General Drost, aus Klugheit, wie er meinte, und um seine guten Wegweiser benutzen zu können, beschwerliche Seitenwege gewählt, und dadurch drei Stunden Zeit verloren. Schulenburg fand die Truppen erst mitten auf der Ebene, die sie längst völlig zurückgelegt haben sollten. Unangegriffen glücklicherweise, aber spät und ermüdet erreichten sie gegen Abend die kleine Stadt Punitz, fünf Meilen von der Oder, wo sie die Nacht ruhig zuzubringen hofften; die 12. Bataillons Moskowiter sollten hier zur Wiedervereinigung schon eingetroffen sein, aber sie ka-

men nicht, und Schulenburg sah sich mit Verdruß wenn auch nur des Geschützes beraubt, das sie mit sich führten. Die Schweden holten indeß die Versäumniß des Tages schnell wieder ein, überfielen den General Ertz, der nicht auf seiner Hut war, sprengten seine Reiter in einem Augenblicke in die Flucht, und kamen fast zugleich mit diesen vor Punitz an. Hier stieg sogleich der Schrecken und die Verwirrung auf's höchste. Schulenburg mußte seine in Gärten und Feldgehegen zerstreuten und aufgelösten Truppen eiligst in's Freie ziehen, und ließ sie rückwärts, in schon vorher ersehener und günstig gedeckter Gegend, eine angemessene Aufstellung nehmen; er selbst eilte vor, um von einer Windmühlenanhöhe die Stärke und Richtung der Schweden zu überschauen; sie ritten schon mit voller Macht im Trabe gradesweges heran; Schulenburg erkannte, daß kein Augenblick mehr zu verlieren sei, sprengte zurück, ließ die Truppen, die nur noch 200. Schritt entfernt von ihrem bestimmten Platze waren, plötzlich Halt machen, und ordnete sie auf der Stelle zum Kampfe, der endlich unter den schlimmsten Umständen unvermeidlich geworden war. Außer der wenigen Reiterei und einigen schlechten polnischen Haufen, die er, ohne auf sie zu rechnen, zu einem Seitenstreiche gegen den Feind

schon früher in Versteck gelegt, hatte er nur seine 12. Bataillons Sachsen, die im Ganzen nicht über 3000. Mann betrugen. Er stellte 8. Bataillons in das erste Treffen, einen Trupp Reiter hinter 4. Feldgeschützen in dessen Mitte, und 4. Bataillons in das zweite Treffen; die noch übrigen Reiter vertheilte er auf beide Flügel, und einen kleinen Trupp hielt er als Rückhalt abgesondert. Er konnte sich nicht verbergen, unter welch üblen Aussichten er diesmal die Waffen versuchen mußte. Die Schweden in voller Siegesbahn, eine furchtbare Reiterei, gewohnt alles vor sich niederzustürmen, weit überlegen an Zahl, so wie an Kriegszucht und Tapferkeit, einen König zum Anführer, vor dessen eisernem Muthe noch jeder Feind gewichen war; die Sachsen muthlos durch frühere Niederlagen, auf dem Rückzuge, schon halb durch Schrekken geschlagen, nur Fußvolk, ermattet durch Märsche, mit Entbehrungen ringend. Schulenburg ermahnte jedoch seine Leute standhaft zu sein, strenge Ordnung zu halten, Schießgewehr und Pike zweckmäßig zu gebrauchen, nur ganz in der Nähe und auf die Köpfe der Pferde zu feuern; in ihrer guten Fassung allein, so mahnte er unaufhörlich, sei die Zuversicht eines guten Ausganges! Die Schweden waren indeß näher herangesprengt, und riefen

den Sachsen zu, das Gewehr zu strecken, es solle dann keinem ein Leid geschehn. Schulenburg aber ritt eifrig vor den Truppen einher, und erinnerte sie an ihre bei Thorn treulos behandelten Brüder, die noch jetzt in Schweden in harter Fessel lägen! Da die Sachsen, hiedurch auf einen Augenblick gestärkt, dem Zurufe der Schweden zu entsprechen säumten, so griffen diese nunmehr mit aller Heftigkeit an, und sogleich war die sächsische Reiterei verschwunden und 2. Bataillons Fußvolk in Unordnung; aber dennoch konnten die schwedischen Reiter den gedrängten Wall von Schuß- und Stichwaffen der übrigen Bataillone nicht durchbrechen, ihre Pferde wurden übel zugerichtet, warfen sich zum Theil scheu zurück, und erregten unter ihren eignen Leuten Verwirrung und Flucht. Diesen Augenblick benutzte Schulenburg, um durch eine Rückwärtsbewegung schnell die Stellung zu gewinnen, die früher nicht zu erreichen gewesen war. Die Sache gelang vollkommen, und alles stand schon wieder in guter Ordnung, als die Schweden mit verdoppelter Heftigkeit zum Angriffe wiederkehrten. Die Sachsen durch den ersten Erfolg ermuthigt, hielten abermals tapfer aus. Um nicht 'm Rücken gefaßt zu werden, stellte Schulenburg seine Truppen in ein längliches Viereck, dessen

Seiten von 4. und von 2. Bataillons gebildet wurden; doch ehe dasselbe geschlossen war, stürzten durch eine Lücke 200. feindliche Reiter hinein, und zahlreichere Haufen sprengten nach; in dem Augenblicke aber schloß sich das Viereck, und jene wurden sämmtlich darin niedergeschossen. Drei furchtbare Angriffe hintereinander wurden in dieser Stellung glücklich abgeschlagen. Schulenburg fürchtete nur, der König von Schweden möchte einen Theil seiner Dragoner absitzen und zu Fuß angreifen lassen, wo dann ohne Zweifel die Sachsen verloren waren, allein Karls heftige Gemüthsart ließ ihn nicht in eine solche Ueberlegung eingehn, und die Dunkelheit machte diesmal dem Gefecht ein Ende.

Schulenburg wollte in der Nacht mit einigen Zügen Grenadieren gegen die Schweden anrücken, ihre Unordnung zu vermehren, und seinen übrigen Truppen einige Rast zu sichern; als er aber von gefangenen schwedischen Offizieren vernahm, daß der König jeden Augenblick den General Welling mit einer Verstärkung von 4000. Pferden erwarte, gab er jenes Vorhaben auf, und gedachte einzig des beschleunigteren Entkommens. Fünf Kanonen, die er noch bei sich führte, denn Eine hatten die Schweden im ersten Angriff erobert, ließ er, da die Fortschaffung unmöglich war, in verschiedene Brun=

nen werfen; die Lavetten wurden zerstückt, der Schießbedarf verstreut. Auf dem durchsuchten Schlachtfelde dagegen fanden sich fünf schwedische Standarten und zwei Paar Pauken, die mitgenommen wurden. Den Polen und Moskowitern, die sich den Meldungen zufolge ganz in der Nähe befanden, ließ er die nöthigen Weisungen zugehn; sachkundige Offiziere sandte er an die Oder voraus, um den Uebergang an guter Stelle durch was immer für Mittel schleunigst vorzubereiten. Nachdem dies geschehen, setzte er die Truppen in derselben Ordnung, wie sie gefochten, noch während der Nacht in Marsch nach Guhrau, einer kleinen Stadt in Schlesien; aller Lärm und selbst das Tabackrauchen war untersagt; die Schweden wurden in der That nichts gewahr. Unterwegs trat Schulenburg in ein Haus, um seine Wunden verbinden zu lassen; von acht Kugeln, die er bekommen, hatten ihm zwei die Brust gestreift, eine die Hand sehr übel verlezt, die übrigen ihm Hut und Kleider durchlöchert; sein Pferd war durch und durch geschossen. Die Truppen fanden sich durch andauernde Anstrengung und Hunger so sehr ermattet, daß man sie von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde mußte ruhen lassen. Schulenburg selbst eilte dem Zuge mehrmals auf einige hundert Schritt voran, stieg

vom Pferde, und ruhte am Boden, bis die Truppen wieder herangekommen. Die Kriegszucht war völlig aufgelößt; ein Oberstlieutenant mit 30. Reitern, den man unterwegs antraf, machte sich, ungeachtet des von dem Feldherrn selbst empfangenen Befehls, auf eigne Hand davon, und einige Offiziere, die noch beritten waren, mußten als Nachtrab zurückbleiben, um den Feind nicht ganz aus dem Gesicht zu verlieren. Nachdem die ganze Nacht marschirt worden, erreichte man um acht Uhr Morgens endlich Guhrau. Allein auch hier sollte noch keine Rast gefunden sein. Die Nachricht, der König von Schweden sei mit seiner gesammten Reiterei kaum noch eine Stunde entfernt, traf zugleich mit der Meldung ein, der Uebergang über die Oder sei möglichst eingerichtet; sogleich brach alles in Eile dahin auf, die Schwierigkeit war, wohlbehalten diesen Ort zu erreichen. Schulenburg mußte einen Theil des Weges, ungeachtet seiner Wunden, zu Fuß zurücklegen, da seine Reitknechte mit den Pferden sich im Gewirre verloren hatten. Die Sachsen mußten über die Parz, einen Bach, der nahebei in die Oder fließt; den Feind schon wieder im Auge habend zogen sie sich längs des Gehölzes hin, um in Sicherheit die kleine Brücke zu gewinnen, bei welcher der Vortrab der Schweden, den

nächsten Weg gradeus nehmend, fast zugleich mit ihnen anlangte, aber durch Flintenschüsse fürerst noch abgewehrt wurde. Endlich kam Schulenburg an den Uebergangsort selbst, ein großes Dorf mit Hecken und Gräben, zur Rechten eine Windmühle auf einer Anhöhe, die mit Grenadieren besetzt wurde, zur Linken ein Morast. Ein Müller, dessen Mühle an der Oder lag, bot hülfreiche Hand, um durch Fahrzeuge und Flößholz eine schmale Brücke zu Stande zu bringen; der Abend war indeß herangekommen, und einen Theil der Nacht hindurch gingen die Truppen einzeln in aller Stille über den Fluß; kaum war dies vollbracht, so wurde die Brücke wieder zerstört, und Schulenburg selbst fuhr der Letzte in einem Nachen hinüber. Der König von Schweden, überzeugt, daß die Sachsen, nunmehr zwischen Parz und Oder eingeschlossen, ihm nicht mehr entgehn könnten, hatte inzwischen, wider seine Gewohnheit und alles Verhoffen, seinen Truppen einige Ruhe gewährt, und sich selbst dem Schlaf ergeben, der ihn, nach langem Versagen, dann fest und andauernd zu befallen pflegte. Zwei Bauern, die sich als Kundschafter gebrauchen ließen, berichteten in der Nacht, der König schlafe ganz in der Nähe des Ufers, abgesondert von seinen Truppen, nur von sechs Leibwächtern umge-

ben, die gleichfalls in Schlaf gesunken seien. Schulenburg, unermüdet im Geiste, wollte auf das jenseitige Ufer zurückkehren, und den König aufheben; er dachte an der Spitze ausgewählter Mannschaft in Person den kühnen Streich auszuführen: allein der Mangel an tauglichen Fahrzeugen und die allgemeine Ermüdung nöthigten ihn von dem, wenn es geglückt wäre, folgekräftigen Unternehmen abzustehn. Nach vierstündiger Ruhe setzte er seinen Marsch nach Sachsen fort, wo er in langsamen Tagemärschen mit allen Truppen zur allgemeinen Verwunderung glücklich eintraf, nachdem der General Ertz, der mit seiner Reiterei gleich im Beginne des Treffens davongeritten war, überall das Gerücht von Schulenburgs Niederlage und Untergang verbreitet hatte. Karl XII. ging nicht über die Oder; die Verletzung des schlesischen, damals Kaiserlichen, Gebietes hätte ihn nicht abgehalten, aber seine Generale stellten ihm ernstlich vor, daß seine Reiterei durch die ungeheuern Märsche zu Grunde gerichtet und nicht mehr im Stande sei, den Feind ferner einzuholen und anzugreifen, diese Absicht sei als mißglückt zu betrachten, die Sachsen hätten Unerhörtes ausgestanden, und es sei großmüthig und sogar christlich, die armen Leute nun in Ruhe heimziehen zu lassen. Karl ergab sich

diesen Gründen und bekannte, daß diesmal Schulenburg den Vortheil über ihn davongetragen. Einen Offizier, den dieser an ihn wegen Bestattung der Todten sandte, nahm er ehrenvoll auf, und sagte, man dürfe sehr zufrieden sein, einen Kampf, wie diesen, so glücklich und ruhmvoll geendigt zu haben, die Gebliebenen aber werde er auf der Wahlstatt beerdigen lassen, wie er auch für sich selbst, wenn das Loos ihn getroffen, schon angeordnet gehabt, denn kein anderes Ehrenbette könne schöner sein!

Diese Ereignisse waren am 7. und 8. November vorgefallen. Die Sachsen verloren von Warschau bis an die Oder gegen 500. Mann; die Versprengten fanden sich größtentheils wieder ein. Der schwedische Verlust betrug in diesen letzten Gefechten über 600. Mann und ebensoviele Pferde; die Reiterei brauchte längere Zeit, um von diesem Verfolgungszuge sich wieder zu erholen. Schulenburg berichtete umständlich den Hergang dieser merkwürdigen Kriegsthat an den König August; auch schrieb er nach Breslau und Wien, um seinen unangekündigten Durchzug durch Schlesien zu entschuldigen, wo er jedoch strenge Ordnung hatte halten und alle Bedürfnisse baar bezahlen lassen.

Dem Prinzen Eugen von Savoyen, mit welchem er in fortgesetztem Briefwechsel geblieben, gab er gleicherweise von dem Vorgefallenen Nachricht, welche diesen grade bei der Belagerung von Landau traf. Schulenburgs Ruhm verbreitete sich durch alle Lande. Den König von Schweden persönlich hatte noch kein Feldherr ungestraft mit gleichen Waffen zu bestehn gewagt, mit geringeren dies ohne Niederlage vollführt zu haben, sah einem Wunder ähnlich. Der König August erließ ein Schreiben an Schulenburg voll der schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, ernannte ihn zum General der Infanterie und zum Obersten der Garde zu Fuß, mit dem Ersuchen, diese Würden einstweilen anzunehmen, bis der König, der jetzt wenig anzubieten habe, späterhin sich im Stande sähe, ihn besser noch zu belohnen. Der König hoffte durch den höheren Rang ihm zugleich den Eintritt in andre Kriegsdienste zu erschweren; denn Schulenburg blieb stets des früheren Vorhabens eingedenk, und wiederholte von Zeit zu Zeit dringender sein Abschiedsgesuch; ihm wurde ein Jahr lang der Gehalt seiner neuen Würde ausgezahlt, während er sich noch immer weigerte sie selbst anzunehmen. Die polnisch-sächsischen Angelegenheiten befanden sich in der That in einem trostlosen Zustande, und gewährten keine

Aussicht zu einer freudigen und erfolgreichen Thätigkeit. Das Kriegswesen gerieth, ungeachtet aller Bemühung, die darauf ernsthaft von Untergebenen, aber nur scheinbar von obenher verwendet wurde, in immer größeren Verfall; nirgends war Einheit, Ordnung und Plan. Der Hof lebte in den Genüssen des Tages, und ließ in Sorglosigkeit untergehn, was er nicht durch Ränke der Gunst und Laune noch entschiedener zu Grunde richtete. Schulenburg ließ sich am Ende dennoch überreden, in diesen Verhältnissen ferner auszuharren, wobei mehr als die schmeichelnde Hofgunst die Betrachtung wirkte, daß sein Weggehn dem Ganzen die letzte Stütze rauben würde, durch die es noch einigermaßen zu bestehen schien. Die nachfolgenden Ereignisse waren aber von der Art, daß er seine Nachgiebigkeit bitter bereuen mußte.

Während des Jahres 1705. hielt Schulenburg sich größtentheils in Sachsen auf, wo er mit Bildung eines neuen Heeres hinreichend beschäftigt war. Die Angelegenheiten von Polen, und selbst die Lage von Sachsen, wo man einen feindlichen Einbruch des Königs von Schweden fürchtete, geboten ungemeine Anstrengung. Die Truppen wurden so viel als möglich in Stand gesetzt, und nachdem sie bei Torgau eine Zeitlang in Uebungen zu-

gebracht, rückten sie endlich 18,000. Mann stark an die Oder vor, wo sie bei Guben ein Lager bezogen. Schulenburg begab sich von Dresden, wo er zuletzt krank gelegen, noch nicht ganz hergestellt nach Guben, und erkrankte bald auf's neue. Hier besuchte ihn der König August zu mehrerenmalen, und unterhielt sich gern mit ihm; die erneuerte Bitte um Entlassung wurde wie früher beseitigt. Der eintretende strenge Winter nöthigte jedoch bald wieder zur Aufhebung des Lagers, und die Truppen bezogen in Sachsen Winterquartiere. Der König reiste von Guben mit einiger Bedeckung nach Grodno, wo der Czar Peter an der Spitze beträchtlicher Heeresmacht seiner wartete; er ließ dahin von Krakau auch seine Garden und einige Reiterei kommen, wobei der Bruder unsres Schulenburg sich als Generalmajor befand. In Sachsen selbst ergaben sich inzwischen bedenkliche Verhältnisse; nicht bloß von Seiten der Schweden drohte Gefahr, auch im Innern hatte man einen Feind zu fürchten. Der Liefländer Patkul, früher General in Diensten des Königs von Polen und jetzt bei demselben Gesandter des Czars und zugleich Befehlshaber der moskowitischen Hülfstruppen, die Schulenburg auf dem Zuge von der Weichsel nach Sachsen glücklich mit durchgebracht hatte, glaubte

Ursache

Ursache zu haben, den König August zu befeinden, und knüpfte im Namen des Czars mit den Höfen von Berlin und Wien gegen jenen solche Verhandlungen an, daß den sächsischen Ministern, als sie dieselbe entdeckten, die äußerste Besorgniß daraus erwuchs. Die Gegenwart der moskowitischen Truppen gab den Anschlägen Patkuls ein gefährliches Werkzeug, das ihnen jeden Augenblick zur Ausführung verhelfen konnte; man glaubte daher ohne Säumen einen Entschluß nehmen zu müssen. Die Minister hielten eine Berathung, zu welcher auch Schulenburg, als Befehlshaber der Truppen in Sachsen, so wie andre angesehene Generale, gezogen wurden. Alle waren unsicher und zaghaft, bis auf Schulenburg, der allein auf Ergreifung entschiedener und rascher Maßregeln drang, zu denen die Lage der Dinge hinreichende Vollmacht sei, und so erhielt er selbst von der Versammlung den Befehl zur Verhaftung Patkuls, den er sogleich in aller Stille aufheben und nach Königstein in Gewahrsam bringen ließ. Die Sache erregte vielfaches Aufsehn und großen Unwillen, sowohl in Sachsen selbst, wo Patkul bedeutende Verbindungen hatte, als bei den Höfen von Berlin und Wien, besonders aber bei dem Czar, der über diese Verletzung des Völkerrechts anfangs die heftigste Beschwerde führte, späterhin jedoch, — ob in

Wahrheit oder zum Schein, ist ungewiß, — den Vorgang durch die Beweise, die sich gegen Patkul aus dessen Papieren ergeben sollten, als hinlänglich gerechtfertigt annahm. Schulenburg spricht von Patkuls Verrätherei als einer unzweifelhaften Sache; möglich allerdings, daß er ohne Vollmacht gehandelt, aber wahrscheinlicher ist freilich das Gegentheil; es scheint, derselbe habe die geheimen Betreibungen der sächsischen Minister zu einem besonderen Frieden mit dem Könige von Schweden, wobei der Czar seinem Schicksal überlassen bleiben sollte, durch nicht minder listige Einleitungen zu einem besonderen Frieden für diesen, wobei Sachsen das Opfer werden sollte, zu überbieten gesucht; ein Wetteifer, in welchem freilich, bei statthabender Entdeckung, der zuerst an Tag gezogene Unterhändler erliegen, und die schwersten Folgen eines wenn auch verstellten Zornes auf sich nehmen mußte! Als der König August späterhin von Grodno nach Dresden zurückgekommen war, billigte er das Verfügte, und Patkul, den der Czar nicht mehr zurückforderte, blieb in sächsischem Verhaft, unglücklicherweise so lange, bis der unversöhnliche Haß Karls XII. ihn zu grausamem Todeslose ausgeliefert erhielt.

Unterdessen hatten üble Nachrichten aus dem Innern seines Reiches den Czar aus dem Lager

von Grodno schleunigst abgerufen, und der König August verließ nun gleichfalls diesen Ort, und ging mit einem Theile der Truppen nach Warschau. Von hieraus schrieb er an Schulenburg wiederholt die dringendsten Mahnungen, die in Sachsen befindlichen Truppen aus den Winterquartieren zu ziehen, und ungeachtet der heftigen Kälte, welche die Elbe nnd Oder mit starker Eisdecke überzogen hatte, sofort nach Polen vorzurücken, um daselbst den schwedischen General Rehnschöld, der mit einigem Kriegsvolk in Großpolen stand, während Karl XII. in Litthauen Winterquartiere hielt, unvermuthet anzugreifen und zu schlagen. Dieser Auftrag hatte große Schwierigkeiten. Die sächsischen Truppen, der Zahl nach beträchtlich genug, waren übel zusammengesetzt; das Fußvolk bestand aus 15. Bataillons größtentheils neuausgehobener Leute, aus 4. Bataillons der bei Höchstädt gefangen genommenen Franzosen und Schweizer, die sammt ihren Offizieren gleich wieder Dienste genommen hatten, und aus 10. Bataillons Moskowitern, deren schon mehrmals Erwähnung gethan worden; die Reiterei war 40. Schwadronen stark, alles zusammen 18,000. Mann. Aber Kriegszucht, Muth und Tüchtigkeit wurden gänzlich vermißt, niemand that seine Pflicht, alle Ordnung und al-

ler Gehorsam fehlte, und Schulenburg, der dieselben mit fester Strenge handhaben wollte, wurde dafür bitter gehaßt und getadelt. Der Feldmarschall Steinau hatte zwar den sächsischen Dienst endlich verlassen, aber unter den Generalen und Offizieren behielt er viele Anhänger, die sich bei seiner Weise gut befunden hatten; es gab eine Menge Partheiungen und Ränke, die sich einander leidenschaftlich bekämpften, wobei zuletzt immer der Dienst den größten Schaden litt. Die sächsischen Soldaten, Neulinge vor dem Feinde, zitterten bei dem bloßen Anblick der Schweden, und viele Generale und Offiziere theilten diese Stimmung. Einen solchen Heerhaufen, der nur darauf zu warten schien, daß er eine Gelegenheit fände sich aufzulösen, inmitten des strengsten Winters unter den größten Entbehrungen dem kriegsmuthigen abgehärteten Feind entgegenführen, hieß sich der Vernichtung aussetzen. Schulenburg schrieb dies alles dem Könige, dem der Zustand ohnehin schon genug bekannt war, und beschwor ihn, nicht solchergestalt das Unglück herauszufordern; er legte ihm zugleich andre Plane vor, die sich mit besserer Zuversicht befolgen ließen; er drang vor allen Dingen auf Vereinigung der gesammten Streitkräfte, deren bester Theil bei dem Könige war;

oder wünschte wenigstens das Frühjahr abzuwarten. Doch der König verwarf diese Vorstellungen, und wiederholte die ertheilten Befehle; ja er schrieb nebenher einen besonderen Brief an Schulenburg, worin er diesen persönlich nochmals ermahnte, nicht länger zu säumen, sondern nur eiligst nach Polen vorzurücken und den General Rehnschöld, der nur wenige und schlechte Truppen habe, aufzureiben, der Augenblick sei günstig, der Erfolg unzweifelhaft. So träumte man im Hoflager, und täuschte sich nach Belieben über die feindliche wie über die eigne Stärke. Es war eine List von Rehnschöld, daß er sein Kriegsvolk überall für sehr gering angeben ließ; Schulenburg aber, der vielfache und genaue Kundschaft einzog, hatte bald erfahren, daß die Schweden 40. Schwadronen Reiter und 12. Bataillons Fußvolk, im Ganzen gegen 11,000. Mann zählten, größtentheils alte versuchte Truppen. Freilich waren die Sachsen an Fußvolk beinahe doppelt so stark, und mit vielem Geschütz versehn, welches jenen ganz abging; allein an Reiterei hatten die Schweden die Ueberzahl. Zu den Ermahnungen und Befehlen des Königs kam noch die Erklärung der sächsischen Regierungsbehörde, daß sie die Truppen nur noch wenige Tage verpflegen könne, nach deren Ablaufe weder Geld noch Brod ferner zu erwarten stände. Gedrängt von

allen Seiten, aber unter den schlimmsten Vorgefühlen und mit äußerstem Widerstreben, führte Schulenburg endlich die sächsische Heeresmacht, die er bei Sabor zusammengezogen hatte, über die Oder, und lagerte in dem durchschnittenen Ufergelände drei Stunden von Fraustadt, wo sich der Feind schon zeigte. Noch immer hätte er diesen, trotz der bestimmten Befehle, zu vermeiden gewünscht, um die Truppen erst nach und nach zum Felddienste zu gewöhnen, wäre nur auf irgend eine Weise für den Lebensunterhalt Rath zu schaffen gewesen; allein es blieb kein Ausweg, als gradaus vorzurücken, und die Schweden mit Gewalt aus Fraustadt und Lissa zu vertreiben, wo man Zufuhr aus der Gegend zu hoffen hatte. Die zum Kriegsrathe berufenen Generale und Obersten wußten sämmtlich keinen besseren Vorschlag, nach ihren Worten durfte man überdieß den Feind schon besiegt glauben, so zuversichtlich rühmten sie sich der großen Ueberlegenheit. Der General Wustromirsky, der die Moskowiter befehligte, denen man eine Anzahl deutscher Offiziere beigegeben hatte, versicherte, diese Truppen seien jetzt ganz andre geworden, und bloß mit ihnen wolle er die Schweden schlagen. Aehnlicher Betheurungen vermaßen sich andre Generale, und jede Besorgniß galt beinahe als Feigheit.

Schulenburg beschloß nun, obwohl schweres Herzens, den Feind anzugreifen. Der General Rehnschöld hatte sich etwas zurückgezogen, aber in der Absicht, wie die von Reiterpartheien eingebrachten Gefangene aussagten, am folgenden Tage zum Angriff gegen die Sachsen wieder vorzurücken. Schulenburg traf demnach die sorgfältigsten Anstalten, gab die umständlichsten Befehle, ordnete alles selbst an, und schärfte wiederholt den Generalen, Offizieren und Gemeinen die genauesten Vorschriften für alle die Fälle ein, die sich vorauszusehenderweise ereignen konnten. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, er nahm Bedacht auf jedes Erforderniß, keinen Umstand wollte er dem Zufall überlassen. Das Fußvolk sollte zu drei Mann hoch gestellt werden, die Reiterei zu zweien; die Staabsoffiziere der Fußvölker sollten während des Gefechtes zu Pferde bleiben, um jeder entstehenden Unordnung persönlich desto schneller abzuhelfen. Die größte Ordnung und Stille wurde anbefohlen, die Aufsparung des Feuers bis zur Annäherung auf 60. Schritt. Die Aufstellung der spanischen Reiter wurde bestimmt; sie sollten noch insbesondere durch aufgestellte Schützen, hauptsächlich die Offiziere des Feindes bezielend, vertheidigt werden. Die Reiterei sollte gar nicht schießen, sondern

gleich mit dem Degen in der Faust angreifen. Jeder Einzelne, wie jede Truppe, sollte trachten die andern durch Beispiel und Aufsicht zu ermuthigen; bei Todesstrafe wurden feige Reden untersagt. Wenn Unordnung in einem Bataillon oder in einer Schwadron entstünde, sollten die nebenstehenden sich nicht daran kehren, sondern nur selbst ihrer Schuldigkeit eingedenk sein; Verlust des Lebens und der Ehre wurde auf das Verlassen des Schlachtfeldes gesetzt, zugleich aber durch ausgestellte Rückwachten dafür gesorgt, daß die Weichenden wieder zum Standhalten gebracht würden. Die Bestimmung der Geschütz- und Gewehrladungen wurde für eintretende Fälle verschieden angeordnet, und den Offizieren besonders anempfohlen. Nachdem diese und andere Vorschriften ertheilt waren, rückte man in guter Ordnung vor, und kam Abends bis dicht vor Fraustadt. Es war mitten im strengsten Winter, und alle erdenkliche Sorgfalt nöthig, um die Menschen und Pferde gegen die heftige Kälte zu schützen, die Wachen wurden häufig gewechselt, die Patrouillen mußten die ganze Nacht in Bewegung bleiben. Noch vor Tage erhielt Schulenburg Nachricht von dem Anrücken der Schweden, und wählte schnell eine gute Strllung zwischen zweien Dörfern. Röhrsdorf, zur linken Seite, war von

sieben- bis achtfachen Hecken und Zäunen umgeben, und bot eine treffliche Vertheidigung dar; 2. Bataillons besetzten dasselbe, und gleiches geschah mit Jägersdorf, das zur rechten Seite lag; die Reiterei bildete beide Flügel, zum Theil durch Hohlwege und glattgefrorne Teiche gedeckt; den linken Flügel befehligte der General Dünewald, den rechten der General Lützelburg, beide zusammen der General Plötz, der sich jedoch mehr zu dem rechten halten sollte, weil der linke ohnehin völlig gesichert schien. Den Zwischenraum beider Dörfer füllte das Fußvolk in vertiefter Linie aus; die besten sächsischen Bataillons, die bei Punitz mitgefochten, wurden in das erste Treffen rechts gestellt, dann von 2. Bataillons ein Haken gebildet, um die links angereihten Moskowiter, welche etwas zurückstanden, besser zu unterstützen. Das zweite Treffen war nach Verhältniß aus den gleichen Truppengattungen gebildet. Die ganze Linie war mit 32. Kanonen und 44. Granatenmörsern besetzt, ferner mit spanischen Reitern, die, mit Eisenspitzen und scharfen Messern beschlagen und durch Ketten verbunden, vorzüglich den Moskowitern als starke Brustwehr bestimmt waren. In Betreff dieser Truppen wurde noch eine besondere Maßregel genommen. Sie galten für den unzuverlässigsten

Theil des Ganzen, und es war zu befürchten, daß der Oberst Görtz, der sie ehemals befehligte, jetzt aber als Ueberläufer bei den Schweden diente, sie sogleich erkennen, und die ganze Stärke des schwedischen Angriffs auf sie lenken würde. Die Sachsen trugen damals rothe Röcke, die Moskowiter weiße mit rothem Unterfutter; Schulenburg ließ daher letztere ihre Röcke umwenden, und das Futter herauskehren, damit sie gleich den Sachsen rothbekleidet erschienen; um nicht durch die Fahnen kenntlich zu werden, sollten diese im Beginn des Treffens gesenkt bleiben. Zum Rückhalt waren die nöthigen Truppen schicklich angeordnet; für Sicherung des Gepäckes hinlänglich gesorgt. In dieser Verfassung konnte man selbst einer Uebermacht des Feindes mit allem Erfolge Trotz bieten, niemals befanden sich Truppen vortheilhafter und sicherer, angemessener und sorgfältiger aufgestellt. Schulenburg beritt die ganze Schlachtordnung, wiederholte alle Vorschriften und Ermahnungen, zeigte die Gewißheit des Sieges, wenn man ihn nur ernstlich wolle, verhieß den Tapfern Belohnung und Strafe den Feigen. Leider jedoch fand er schon jetzt mehrere Offiziere und selbst Generale nicht mehr des muthigen Sinnes, mit dem sie im Kriegsrathe geredet; er schalt ihre Niedergeschla-

genheit, und hielt ihnen vor, daß hier selbst Weiber es mit dem Feinde aufnehmen könnten, so lange sie nur dem Schrecken nicht Raum gäben. Er befahl noch, die Truppen in unaufhörlicher Bewegung und bis zum Augenblicke des Gefechts in allerlei Kriegsübung zu erhalten, gab das Losungswort: „Gott mit uns!“ und ritt sodann zu seinem Generalstabe, der vorwärts Röhrsdorf nach dem Feinde hin bei einer Windmühle hielt, wo man die ganze Gegend überschaute. Die Schweden rückten in einer einzigen Linie heran, deren Mitte aus 12. Bataillons Fußvolk, untermischt mit vielen Schwadronen Reiterei, die beiden Flügel aus der gleichgetheilten übrigen Reiterei bestanden. Das Erdreich neigte sich von ihrer Seite abwärts, und gab dadurch dem Vordringen beschleunigten Ungestüm. Schulenburg ertheilte seine letzten Befehle, sprengte zu seinen Truppen zurück, und ließ der ganzen Linie nochmals kund thun, durch eine bloß viertelstündige Ausdauer werde der Sieg errungen sein. Zu seinem Erstaunen fand er den General Dünewald mit der Reiterei des linken Flügels schon jetzt nicht mehr auf der angewiesenen Stelle, sondern aus zaghafter Verlegenheit hinter das Fußvolk zurückgewichen; er führte ihn wieder vor, und ermahnte den Obersten; hierauf besich-

tigte er noch den rechten Flügel, und begab sich sodann zu dem Fußvolk, wo er für das Treffen seinen Stand erwählt hatte.

Die Schweden griffen an. Der General Rehnschöld stürmte zuerst mit 8. Schwadronen gegen Röhrsdorf und den linken Flügel der Sachsen heran. Sogleich ergriff General Dünewald die Flucht mit seiner ganzen Reiterei, die den Feind kaum recht erblickt hatte; Rehnschöld verfolgte sie heftig zwei Stunden weit, ohne sich um die übrigen Truppen zu kümmern. Gegen den rechten Flügel der Sachsen drangen die Schweden gleichfalls 8. Schwadronen stark heran; der glatte Spiegel der gefrornen Teiche machte sie stutzen, aber nur einen Augenblick; sie saßen ab, führten ihre Pferde an der Hand hinüber, stiegen wieder auf, und stürmten ohne Besinnen auf 20. sächsische Schwadronen los, die jenem Uebergange ruhig zugesehn hatten, und jetzt mit verhängtem Zügel davonjagten. Das schwedische Fußvolk, mit Reiterei vermischt, griff herzhaft die Mittellinie an, drang, wiewohl nicht ohne Verlust, durch die spanischen Reiter, und warf sich zuerst auf die Moskowiter, die, nach einmaligem verlornen Losschießen, die Gewehre wegwarfen und ihr Heil im Weiten suchten. Einige sächsische Bataillons thaten an-

fangs gute Gegenwehr, und warfen den Feind so-
gar zurück, aber nach wenig Augenblicken wurde
die Flucht allgemein; Abtheilungen, die durch Zahl
und Stellung der ganzen feindlichen Macht gewach-
sen waren, Fußvolk, Reiter, Artilleristen, alles
floh noch ehe das Gefecht sie erreichte. Junge ge-
putzte Offiziere flohen zuerst; andre, welche die
Ordnung herstellen wollten, wurden von ihren eig-
nen Leuten erschossen. Schulenburg in Verzweif-
lung suchte vergebens Einhalt zu thun; an der
Spitze der 4. Bataillons Franzosen und Schwei-
zer wollte er eine vereinzelte schwedische Abthei-
lung zurücktreiben, doch jene waren nicht von der
Stelle zu bringen, sie blieben eine Weile unbe-
weglich stehn, bis endlich die Mehrzahl die Ge-
wehre wegwarf und zu den Schweden überlief.
Noch hatten die Sachsen kaum 50. Todte und Ver-
wundete, die Schweden waren überall aufgelöst,
und wenige Truppen konnten hinreichen, das Schick-
sal des Tages zu wenden. Während Schulenburg
im Getümmel ermahnend und scheltend angestrengt
seine ganze Kraft aufbot, traf ihn eine Kugel ge-
gen den Hüftknochen, deren heftiger Schlag, ob-
wohl durch Mantel und Pelz geschwächt, ihn bei-
nahe vom Pferde warf; er nahm sich indeß zusam-
men, verhehlte Wunde und Schmerz, und suchte

mit 11. Bataillons und 3. Schwadronen, die noch nicht alle Fassung verloren hatten, einen geordneten Rückzug gegen Fraustadt zu machen. Er wiederholte sein kraftvolles Zureden, zeigte die Gewißheit der Rettung, und gelobte alle glücklich heimzuführen, wenn sie nur einige Haltung behaupten und seinen Befehlen genau gehorchen wollten. Aber kaum zeigten sich 2. schwedische Schwadronen, die noch ziemlich von fern aber gradesweges im Trabe herankamen, so floh die noch übrige sächsische Reiterei, das Fußvolk warf die Waffen weg, und drängte sich verwirrt in einen Klumpen zusammen, der sein Geschick wehrlos erwartete. Schulenburg befand sich anfangs mitten darin, nicht ohne Mühe wickelte er sich aus dem Gewirr hervor, und verließ, da nirgends mehr ein Halt zu erblicken war, von einem Fähndrich und einem Reitknechte begleitet, das gräuelhafte Schlachtfeld. Vier schwedische Reiter verfolgten ihn; er wandte sich, und schoß den nächsten, eben im Begriffe ihn von hinten zu durchstechen, mit der Pistole vom Pferde, und setzte dann seinen Weg ungestört fort. Alles Geschütz, alle Fahnen und alles Gepäck ging verloren. Die Schweden fanden auf dem Wahlplatze 6000. noch geladene Gewehre. Von den Sachsen entkamen viele durch die frühe Flucht glücklich

über die Oder, von den Moskowitern wenige, sie wurden nach schon beendigtem Gefechte, gleich geduldigen Schafen, von den Schweden grausam niedergemacht. Ein panischer Schrecken hatte gleich anfangs die ganze sächsische Linie ergriffen, Geist und Muth waren außerdem durch die furchtbare Kälte betäubt. Einzelne Züge von Heldenmuth fehlten zwar nicht, sie blieben aber, wie gewöhnlich bei solch allgemeiner Niederlage, unwirksam und ungerechnet. Die Schweden hatten gesiegt, weniger durch eignes Verdienst der Tapferkeit, als durch Feigheit, Schwäche und vielleicht sogar Bosheit, welche auf Seiten der Gegner waren. Die Sachsen verloren gegen 9000. Mann, die verwundet oder todt auf dem Platze blieben; was noch übrig war, befand sich auf der Flucht aufgelöst und versprengt. Der Verlust der Schweden betrug kaum 1000. Mann. Solchen Ausgang nahm dieses Treffen, von dem Schulenburg mit Recht schreiben konnte: „Aller Vortheil war auf unsrer Seite, nur der göttliche Beistand war entzogen.“

Der König August, der inzwischen von Warschau mit seinen Truppen aufgebrochen war, stand nur 15. Meilen entfernt, als dieses Treffen am 13. Februar 1706. bei Fraustadt vorfiel; auch der General Brause war mit einiger Reiterei von Kra-

kau über Petrikau vorgerückt; alles zu spät und ohne Nutzen! Schulenburg ging über die Oder, und sammelte die Trümmer seiner Truppen in Sabor. Er schrieb von hier einen ausführlichen Bericht über das Vorgefallene an den König, mit großer Mäßigung, ohne jemanden namentlich anzuklagen, doch voll tiefes Schmerzes über das erlittene Mißgeschick; die Reiterei, sagte er darin unter andern, habe gleich anfangs zu einem scharfen Gefechte wenig Belieben erwiesen, sie und das Fußvolk habe weder Herz noch Hand gebrauchen wollen, er wünschte daß mit Aufopferung seines Lebens solches Unglück zu verhüten gestanden. Doch versagte er sich nicht, dem Könige selbst vorzuhalten, wie wenig derselbe von dem Erlittenen überrascht sein könne, da ihm die Beschaffenheit seiner Truppen längst bekannt gewesen; er erinnerte an alles, was er früher in seinen Briefen gegen die erhaltenen Befehle eingewendet, an die Klagen, die er geführt, und deren Grund dennoch stets unverändert geblieben, so daß bloß die Einsicht, wie alles Bemühn hier unnütz und vergeblich sein müsse, ihn so oft habe bewegen dürfen, um seine Entlassung zu bitten. Hierauf begab sich Schulenburg nach Dresden, wo er alles in der größten Bestürzung fand. Er suchte die Minister des Königs in

etwas

etwas zu beruhigen, traf die nöthigsten Anstalten zur ersten Unterkunft der geretteten Truppen, und reiste dann zum Könige, der sich indeß nach Krakau wieder zurückgezogen hatte. Der König empfing ihn sehr gnädig, und sagte unter andern, er wisse selbst aus Erfahrung, wie wenig er sich auf seine Truppen verlassen könne. In dem Kriegsgerichte, welches mit Untersuchung des ganzen Vorganges beauftragt wurde, sollte Schulenburg den Vorsitz führen, er bat aber den König, ihn solcher Ehre zu überheben, da er in diese Angelegenheit persönlich zu sehr verflochten sei, als daß er hoffen dürfe, seine Unpartheilichkeit in den Augen der Welt vollkommen zu behaupten. Der Vorsitz wurde darauf dem Gouverneur von Dresden, Grafen von Zinzendorf, übertragen, der zu Schulenburgs entschiedenen Gegnern gerechnet wurde. Man schmiedete allerlei Ränke, um die Schuld, welche man durch keine Bemühung auf den Oberbefehlshaber bringen konnte, — so klar und stark sprachen alle Thatsachen und Zeugnisse, — doch wenigstens von denen abzuwälzen, auf welchen sie in Wahrheit haftete. Schulenburg verhielt sich während der ganzen Untersuchung höchst gelassen und gleichgültig, und that keinerlei Schritte, weder zu seiner eignen Rechtfertigung, noch zur Anklage An-

derer. Die allgemeine Stimme hatte ihn längst von jedem Vorwurfe freigesprochen, und sein Kriegsruhm wurde durch das Treffen bei Fraustadt so wenig geschmälert, daß derselbe vielmehr nur um so ehrenvoller sich ausbreitete, je nachdem seine getroffenen Anstalten und sein persönlich tapferes Benehmen allgemeiner bekannt wurden. Der König, unzufrieden mit dem unredlichen Gange der Untersuchung, durch welche mit schamloser Frechheit die strafbarsten Leute, sobald nur einige Hofgunst sie stützte, freigesprochen, dagegen minder strafbare, aber schutzlose, zu den grausamsten Strafen verurtheilt wurden, verwarf die Aussprüche des Kriegsgerichts, und erklärte, er sehe nur allzusehr aus allen Ergebnissen, wie wahrhaft Schulenburg ihm den Zusammenhang der Sache berichtet habe, die Truppen hätten freilich ihre Schuldigkeit nicht gethan, aber mehrere Generale und Offiziere noch weit weniger, und die Feigheit der Anführer habe die der Truppen zur Folge gehabt. Eine neue Untersuchung fand aber nicht Statt; einige Soldaten, die zuerst feldflüchtig geworden, wurden des Beispiels wegen gerädert, einige andre gehangen, und drei Offiziere schimpflich weggejagt; im Uebrigen blieb alles beim Alten.

Schulenburg führte während des andauernden Aufenthalts, den der König August in Polen genommen, nach wie vor den Oberbefehl über die Truppen in Sachsen, deren Herstellung er unablässig aus allen Kräften betrieb, obwohl der Erfolg keinesweges seinem Eifer entsprach, denn die Minister erklärten sich außer Stand, die nöthigen Hülfsmittel herbeizuschaffen. Dieser traurige Oberbefehl konnte gleichwohl den Neid des Generals Grafen von Flemming erregen, der von Berlin, wo er Gesandter des Königs war, an den Hof nach Polen reiste, um die Umstände, die er sich günstig glaubte, gegen Schulenburg zu benutzen. Flemming hatte mit ihm früherhin einen Zweikampf gehabt, worin Schulenburg, stets großmüthig in fremden Vortheil willigend, unbegleitet den zahlreich begleiteten Gegner bestanden hatte, der ihm von daher nur um so tieferen Haß nachtrug. Er kehrte jedoch aus Polen diesmal unverrichteter Sache zurück, und Schulenburg behielt die Führung der Kriegssachen. Inzwischen traf gegen Ende Augusts 1706. in Dresden die Nachricht ein, daß Karl XII. über die Weichsel gegangen, in Großpolen den General Rehnschöld an sich gezogen habe, und gradesweges auf Sachsen losgehe. Der König von Schweden war der unauf-

hörlichen Hin- und Herzüge in dem weitläuftigen und zerrütteten Polen, durch die nichts zur Entscheidung kam, endlich überdrüssig, und wollte diese, trotz alles Widerrathens seiner Generale, nun auf dem kürzesten Wege dadurch herbeizwingen, daß er den Krieg unmittelbar in die Erbstaaten seines Gegners hineinspielte. Hier gerieth sogleich alles in die äußerste Bestürzung; niemand wußte irgend Rath in dieser furchtbaren Bedrängniß; die geängsteten Minister beriethen sich jeden Tag mit Schulenburg. Allein die Lage der Dinge gestattete auch diesem wenig mehr auszurichten. Wohl waren alsbald einige Bataillons Fußvolk in nothdürftigen Stand gesetzt, die Reiterei dagegen war in solcher Eile nicht herzustellen; die Aushebung von Mannschaft konnte nicht ohne Schwierigkeit geschehn, frühere Anwerbungen von Hamburg her waren schon zu dem Könige nach Polen abgegangen. An kräftigen Widerstand gegen Karl XII. war bei den geringen Mitteln nicht zu denken; die Minister entschlossen sich, bei dem Könige von Schweden für Sachsen um Frieden anzuhalten. Der Kammerpräsident Imhof und der geheime Referendair Pfingsten wurden nach Bauzen gesandt, um von dort aus mit dem Könige, der schon über die Oder gegangen war, Unterhandlungen anzu-

knüpfen. Schulenburg folgte ihnen dahin mit einigen Truppen, um die weiteren Bewegungen des Feindes wenigstens zu beobachten. Er sandte den Obersten Jordan mit 500. Reitern gegen Görlitz vor, mit dem gemessenen Befehl, immer auf seiner Hut zu sein und sich in kein Gefecht einzulassen; die Schweden überfielen ihn dennoch, seine Mannschaft wurde auseinandergesprengt, er selbst büßte seine Unaufmerksamkeit mit dem Leben. Dieser Vorgang, den das Gerücht sehr vergrößerte, erfüllte die sächsischen Truppen neuerdings mit Schrecken, und der Gedanke, auch nur den Anblick der Schweden im freien Felde zu bestehn, mußte gänzlich schwinden. Die aus Polen eingehenden Willensmeinungen des Königs, die Rathschläge der Minister und Schulenburgs eigne Ansicht der Dinge ließen keinen andern Entschluß mehr übrig, als ein möglichst vortheilhaftes Abkommen mit dem Feinde zu treffen, bis dahin aber einige feste Plätze zu bewahren, und die übrigen Truppen in Sicherheit zu bringen. Zur Besatzung von Dresden, von Königstein und Sonnenstein blieben demnach 4000. Mann zurück, mit den übrigen nahm Schulenburg den Weg über Meißen nach Leipzig, wo er auch die Pleißenburg mit einiger Mannschaft besetzte. Er suchte den Magistrat von Leipzig zu bewegen,

eine Summe Geldes zur Ausrüstung der Truppen vorzuschießen, aber nur nach vieler vergeblichen Bemühung, und bloß auf sein persönliches Wort, erhielt er zuletzt 8000. Thaler nebst einigen andern Gegenständen des dringendsten Bedarfs, doch schon zu spät, um dieselben gehörig in Gebrauch zu setzen, da die schwedische Reiterei schon über die Mulde gegen Leipzig heraneilte, um die Sachsen anzugreifen. Schulenburg brach ungesäumt auf, und zog sich nach Weißenfels und Naumburg, in der Absicht über Chemnitz nach Böhmen zu entkommen, und auf diesem Wege zu dem Könige nach Polen zu gelangen; der Mangel an Verpflegungsmitteln, dem er auf dieser Straße nur durch baares Geld hätte abhelfen können, nöthigte ihn diesen Plan aufzugeben, und seinen Rückzug gegen den Thüringer Wald fortzusetzen. Unsägliche Mühsale hatte Schulenburg auszustehn; die Einwohner, überall schon der Schweden gewärtig, versagten den Sachsen jede Hülfe, jedes noch so geringe Darlehn; unter den Truppen selbst herrschte die größte Auflösung. Der General Dünewald, der ungeachtet seiner bei Fraustadt bewiesenen Feigheit durch die Gunst, welche die Gräfin Hoym, damalige Geliebte des Königs, ihm zuwandte, wieder auf's neue einem Theil der Reiterei vorgesetzt war,

erbat sich von Schulenburg in dem Augenblick, da ein Zusammentreffen mit den Schweden befürchtet wurde, die Erlaubniß sich zu entfernen, weil er sich nicht wohl befinde; ein Gleiches that ein Oberst von den Dragonern, und obgleich diesem sein Begehren abgeschlagen wurde, ritt er dennoch davon und ließ sein Regiment im Stich, welches hierauf unbefehligt in die Irre ging, und zurückgeholt werden mußte. Ganze Abtheilungen Reiter flohen vor dem Feinde, sobald er sich zeigte, und ließen sich gar nicht wieder sehn; truppweise kehrte das Fußvolk, nachdem es die Waffen weggeworfen, nach Sachsen zurück. Die noch bei den Fahnen blieben, litten Mangel und Noth in allen Dingen; die Einwohner hatten ihre Habe meistens geflüchtet, und sperrten die Wege gegen die Nachbringenden durch Verhaue und sonstige Anstalten. Ueber Weimar und Ilmenau setzte Schulenburg seinen bedrängnißvollen Rückzug fort. Ein schlimmer Umstand vermehrte noch seine Verlegenheit. Er hatte die 8000. Thaler, die ihm in Leipzig dargeliehen worden, und einige Bekleidungsvorräthe, die zu vertheilen keine Zeit gewesen, dem Hauptmann Benkendorf übergeben, der damit nach Eisenach vorausgehn und dort neue Befehle erwarten sollte. Dieser Offizier flüchtete aber von Eisenach, wo er

sich nicht sicher glaubte, sogleich weiter nach Kassel, wo er dem Prinzen von Kurland erst seine Sendung, und, durch dessen Vorspiegelungen verleitet, alsbald auch die ganze Summe anvertraute, mit dem Beding, sie dem General Schulenburg, sobald dieser sie fordern würde, abzuliefern. Aber der Prinz hatte kaum die Summe in Händen, als er eine Stafette an Schulenburg sandte, anzeigend, daß er das Geld behalten werde, um sich wegen einer Schuldforderung an den König von Polen bezahlt zu machen, auch würde ja den sächsischen Truppen ohnehin jetzt das Geld weniger nöthig sein, da der Abschluß des Friedens ganz nah bevorstehe. Schulenburg antwortete dem Prinzen in starken Ausdrücken, und schrieb auch dem Landgrafen von Hessen=Kassel bittre Beschwerden über dieses hinterlistige und gewaltsame Benehmen, aber beides ohne Erfolg. Er sah niemals etwas von diesem Gelde wieder, fand sich für den Augenblick ohne alle Baarschaft, und mußte, um nicht ganz entblößt zu bleiben, zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse 2000. Thaler aus Prag holen lassen, wo zum Glück noch einige Gelder zu heben waren.

Inzwischen hatten die Sachsen in Zerrüttung und Noth den Thüringer Wald zurückgelegt, und die Schweden, deren Reiterei unter dem Obersten

Görtz ihnen bisher nachdrücklich auf den Fersen gewesen, setzten hier endlich ihrer Verfolgung ein Ziel. Während Schulenburg dem Ueberreste seiner Leute einige Ruhe gewährte, erhielt er vom Könige den Befehl, diese Truppen jetzt nicht mehr nach Polen zu führen, wo sie bei ihrer Ankunft nichts mehr nützen, sondern nur zur Last fallen würden, indem der Frieden mit Schweden schon so gut wie abgeschlossen sei; vielmehr habe er sich zu bemühen, diese Truppen in gutem Dienstverhältnisse bei dem verbündeten Heere anzubringen, wozu durch die schon in Anspruch genommene Verwendung des Kurfürsten von Hannover bei dem Herzoge von Marlborough die beste Hoffnung vorhanden sei. Schulenburg begab sich nach Bamberg, um sich mit dem Kurfürsten von Mainz zu besprechen, und ein erstes Unterkommen für die Truppen zu besprechen. Allein die Sache fand große Schwierigkeiten. Nur nach vielen Einwendungen nahm der Prinz Ludwig von Baden in seinem Heere vor Philippsburg endlich 1500. Moskowiter auf, welche dennoch bald nachher wieder entlassen wurden, und durch Böhmen und Polen heimziehen mußten. Den Rest der Truppen führte Schulenburg auf die Nachricht von dem zwischen Sachsen und Schweden am 14. September 1706. zu Alt-

ranstädt geschlossenen Frieden nach Thüringen zurück, wo sie Quartiere bezogen; er selbst reiste nach Warschau, wohin der König sich mit seinen Truppen einstweilen verfügt hatte, um sich den Moskowitern zu entziehen, von welchen er, nachdem sein Bündniß mit dem Czar durch den Frieden aufgelöst war, nur Ungelegenheiten befürchten mußte. Schulenburg fand eine ziemlich kalte Aufnahme; seine Feinde hatten nicht unterlassen, in einer Zeit, wo die Zustände des Krieges nur traurige Ergebnisse darboten, die widerwärtigen Eindrücke auch gegen den Feldherrn zu wenden. Ihm widerfuhr sogar eine beleidigende Zurücksetzung. Der König hatte nämlich in Grodno dem General Ogilvi, der das Heer des Czars befehligte, das Versprechen gegeben, ihn nach dem Abgange Steinau's an dessen Stelle zum Feldmarschall zu ernennen; dies geschah jetzt, wiewohl auch Schulenburg von dem Könige, als dieser ihn von seinem Abschiedsgesuche zurückzubringen bemüht gewesen, mündlich und schriftlich die betheurende Zusicherung empfangen hatte, daß niemand ihm in Betreff der Befehlsführung jemals vorgehn würde. Sein Inneres empörte sich mehr um der Wortbrüchigkeit und Schwäche, die ihm gegenüber stand, als um der Beeinträchtigung willen, die er selbst erlitt; und die derjenige

nicht allzuhoch in Anschlag bringen konnte, der diese Verhältnisse mit allen Aussichten nur immer gewünscht hatte zu verlassen. Er unterdrückte jedoch seinen Unwillen und führte keine Beschwerde, da er dies für den Augenblick völlig zwecklos hielt; er war sogar bedacht, mit Ogilvi selbst im besten Einverständnisse zu leben. Der König begab sich von hier zuerst wieder nach Krakau, wo er inmitten seines glänzenden Hofes und in der reizenden Geselligkeit von Polen die Unglücksfälle seiner Staaten zu vergessen schien, dann endlich nach Leipzig, wo auch Schulenburg bald eintraf, und plötzlich wieder, gegen alles Erwarten, in großer Gunst erschien. Der König gab die angenehmsten Feste, erlustigte sich mit Scheibenschießen und Ringelstechen, hielt Jagden bei Fackelschein, und diesen Vergnügungen, an denen die damalige Geliebte des Königs Gräfin Kosel, und viele schwedische Generale Theil nahmen, mußte auch Schulenburg regelmäßig beiwohnen, zum größten Verdrusse seiner Gegner, die ihn bald auch wieder in den wichtigsten Staatsgeschäften zu Rath gezogen sahen.

Karl XII. hielt Sachsen fortwährend besetzt, und drückte das Land durch harte Kriegslasten; er selbst hatte sein Hauptquartier auf dem Edelhofe zu Altranstädt, wo er in strenger Einfachheit wie

ein rauher Krieger lebte. Der König August, den er in Polen entthront und durch sonstige harte Friedensbedingungen tief gedemüthigt hatte, besuchte ihn mehrmals, und es fanden zwischen beiden viele Höflichkeiten statt. Auch Schulenburg machte dem Könige von Schweden zu Altranstädt seinen Besuch. Der König empfing ihn in seinem Kabinet, und trat ihm sogleich entgegen, und da Schulenburg nach einer Verbeugung schweigend die Anrede des Königs erwartete, schritt dieser, ohne ein Wort zu sprechen, immer näher auf ihn ein, und drängte den allmählich Zurückweichenden auf diese Art bis zu einer Ecke des Zimmers; nach dieser seltsamen bildlichen Wiederholung von Punitz brach er das Schweigen, und begann ein Gespräch über die Kriegsbegebenheiten, welche sie zusammen gehabt; einige schwedische Generale mischten sich in die Unterhaltung, die alsbald so lebhaft wurde, daß der König gegen seine Gewohnheit lachte und scherzte, und eine Stunde auf solche Weise zubrachte. Während der Mittagstafel, bei welcher Schulenburg neben dem Könige saß, sprach dieser kein Wort, und sah ernsthaft vor sich hin. Nach dem Essen, das nicht über eine halbe Stunde dauerte, folgte Schulenburg nebst den schwedischen Generalen dem Könige wieder in sein Kabinet,

und man verbrachte abermals eine Stunde in munteren Gesprächen über mannigfache Gegenstände. Schulenburg speiste noch ein zweitesmal bei ihm, und sprach ihn auch bei andrer Gelegenheit öfters, immer auf gleiche Weise begünstigt und ausgezeichnet, indem der König Gefallen fand sowohl allgemeine Verhältnisse als besondre Vorfälle aus dem Fache des Kriegswesens mit ihm durchzusprechen. Schulenburg entwirft in seinen Denkwürdigkeiten von diesem großartig sonderbaren Fürsten eine gute Schilderung, von vielen merkwürdigen Zügen belebt, und im Ganzen dem Bilde nicht unähnlich, welches späterhin durch Voltaire's Feder lebhaft ausgeführt, der diese Züge dabei vor Augen hatte, allgemeine Verbreitung und bewundernden Beifall gefunden hat. Der Anschein guten Vernehmens zwischen dem Könige August und Karl XII. hinderte indessen letzteren so wenig als der geschlossene Frieden, in Sachsen völlig wie in einem eroberten Lande zu hausen; man rechnete, daß die Schweden binnen 13. Monaten an baarem Geld und andern Leistungen über 21. Millionen Thaler daraus gezogen. Bei dieser Bewandniß glaubten die Sachsen durch den für sie ganz unwirksamen Frieden auch ihrerseits gegen die Schweden nicht mehr gebunden zu sein, und man sann auf Mittel, sich der unleidlichen Be=

drückung zu entledigen. Schulenburg unter andern entwarf einen Plan, den König von Schweden in Altranstädt, wo er mit geringem Gefolge, und auf Stundesweite von den nächsten schwedischen Truppen entfernt, im Quartiere lag, nächtlich aufzuheben, ihn nach Königstein zu führen und dort so lange gefangen zu halten, bis er den Frieden, unter billigen Bedingungen neu geschlossen, treu erfüllt, und alle seine Truppen nach Schweden zurückgeschickt hätte. Die Sache war leicht und fast ohne Gefahr auszuführen, Schulenburg hatte selbst mit vier Offizieren die Oertlichkeit genau erkundet, und drang mehrmals in den König, ihm Vollmacht und Auftrag zu ertheilen; allein dieser konnte sich nicht entschließen, und erschrak immer auf's neue vor dem Gedanken an die Folgen, welche die Sache haben könnte, nicht erwägend, daß die Furchtbarkeit des Feindes mit dessen Gefangenschaft aufgehört hätte. Als bald nachher im September 1707. Karl XII. bei seinem endlichen Abzuge aus Sachsen unvermuthet in Dresden erschien, und nur von vier Generalen begleitet sich der Gewalt seines bisherigen Gegners anvertraute, wurde derselbe Vorschlag von Andern angeregt, der jedoch diesmal weniger rechtlich zu begründen war; allein die bestürzten Gemüther vermochten sich nicht so schnell

zu fassen, und ehe ein Entschluß zu Stande kam, war die Gelegenheit schon vorübergegangen. Schulenburg aber befand sich in dieser Zeit gar nicht in Dresden, sondern auf einer Reise in Hannover, wohin besondere Umstände ihn geführt hatten.

Seinen Unmuth über so mancherlei Mißgeschick, das ihn niederbeugte, hatte der König August auf die Werkzeuge geworfen, die ihm bei dem unheilvollen, aber von ihm selbst beeilten Friedensschlusse gedient hatten. Der Präsident Imhof und der geheime Referendair Pfingsten waren verhaftet und nach Königstein gebracht worden, weil sie, so hieß es, bei dem Friedensgeschäft über ihre Vollmachten hinausgegangen waren. Das Gerücht hatte sich verbreitet, auch der General Schulenburg, dem man allerlei vorwerfe, solle verhaftet werden. Auf diese Nachricht sandte der Kurfürst von Hannover, mit Schulenburgs Schwester durch Bande dauernder Zuneigung innig verbunden, und dadurch auch für diesen mit lebhaftem Antheil erfüllt, sogleich dessen jüngeren Bruder, der in seinen Diensten stand, mit dem Auftrage nach Dresden, den General zu warnen, und ihn einzuladen, im Falle wirklicher Gefahr nur sogleich an den Hof nach Hannover zu kommen. Schulenburg war allerdings in der Gunst des Königs wieder gesunken, fürchtete

aber keine solche Maßregel, zu welcher auch, wie er wußte, nicht der geringste Grund vorhanden war; doch mochte er selbst wünschen, sich eine Zeitlang zu entfernen, und die Ungunst selbst zu ihrer eignen Widerlegung gebrauchend bat er den König, nach vieler Klage, daß so nachtheilige Gerüchte über ihn in Umlauf gesetzt würden, um die Erlaubniß, durch sein persönliches Erscheinen an mehreren Höfen den Ungrund jener Ausstreuungen thatsächlich darzuthun. Diese Erlaubniß wurde ihm gern ertheilt, und er reiste zuvörderst nach Hannover, dem Kurfürsten für seine besondere Theilnahme sich dankbar zu erweisen. Dieser war eben im Begriff nach dem Rhein abzugehn, um daselbst den Oberbefehl der Reichstruppen zu übernehmen, und ließ durch seinen Gesandten in Dresden für Schulenburg um die Anführerstelle über die sächsischen Kriegsvölker nachsuchen, allein diese Stelle war bereits dem General Wackerbarth zugesagt, der als sächsischer Gesandter in Wien die Verwendung des Kaiserlichen Hofes für sich hatte. Nichtsdestoweniger überwog zuletzt der Einfluß des Kurfürsten, in welchem schon der künftige König von Großbritannien berücksichtigt wurde, und Schulenburg erhielt den Oberbefehl über die sächsischen Truppen, welche 9000. Mann stark im Juni 1708. nach den

Nieder-

Niederlanden zogen, um in holländischem Solde gegen die Franzosen zu fechten.

Der Krieg um die Erbfolge in Spanien wurde von Ludwig XIV. und seinen verbündeten Gegnern mit aller Erbitterung fortgeführt. Den französischen Befehlshabern, dem Herzoge von Vendome und später dem Marschall von Villars, standen der Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough, beide in seltner Eintracht siegreich verbunden, als Anführer des verbündeten Heeres in den Niederlanden gegenüber. Schulenburg fand hier erwünschte Verhältnisse, tüchtige Streitkräfte, geschickte Führung, erprobte Feldherren, welche seinen Werth erkannten, und sein Vertrauen verdienten. Die Verbündeten hatten eben am 11. Juli 1708. den Sieg bei Oudenarde erfochten, und Prinz Eugen belagerte Ryssel, als Schulenburg mit seinen Truppen bei dem Heere anlangte, wo bald nachher auch der König August selbst eintraf. Schulenburg that sich alsbald in Rath und Ausführung hervor; sein geistvolles Urtheil und seine besonnene Tapferkeit gewannen ihm vor allen die Zuneigung des Prinzen Eugen, der ihn durch besonderes Vertrauen und ehrenvolle Aufträge auszeichnete. Seine Stellung jedoch brachte es mit sich, daß der Ruhm seines Namens minder ausschließlich glänzte, als

da er selbst den Oberbefehl eines unabhängigen, wenn auch geringeren Ganzen geführt. Dagegen sollte sein Verdienst hier auf einem ganz neuen Gebiete hervorleuchten. In den Niederlanden hatte man viel mit Belagerungen zu schaffen, und Schulenburg, der zwar in jedem Theile der Kriegskunst bewährte Kenntniß und Einsicht besaß, aber bisher fast nur im freien Felde gegen den Feind gestanden hatte, lernte hier durch werkthätige Erfahrung in dem Festungskriege dasjenige Fach kennen, dem er künftig seines Ruhmes schönsten Lorbeer verdanken sollte! Als im folgenden Jahre 1709. unter der Oberaufsicht des Herzogs von Marlborough die Belagerung von Dornik begann, erhielt er die Leitung eines der drei Angriffe, welche gegen die Festung gerichtet wurden. Seinem Befehle waren hiebei drei Generallieutenants untergeben, der Herzog von Argyle, der General Weck und der Graf Wackerbarth. Sein Angriff rückte von allen am schnellsten vor, und beunruhigte die Franzosen am meisten; er hatte bereits den bedeckten Weg von der Schelde, das dortige Hornwerk und die dabei befindlichen Basteien mit Sturm erobert, und einen Ausfall glücklich zurückgeschlagen, als die Besatzung die Stadt übergab und sich auf die Citadelle beschränkte. Schulenburg eröff-

nete auch gegen diese die Laufgräben, und führte seinen Angriff über und unter der Erde, — denn in den Minen sogar kam es zu förmlichen Gefechten, — mit solcher Geschicklichkeit, daß die Franzosen nach 26. Tagen hartnäckigster Gegenwehr sich kriegsgefangen gaben. Kaum war diese Belagerung beendigt, so eilte Schulenburg mit seinen Truppen zu dem verbündeten Heere, welches sich anschickte, den Franzosen eine Schlacht zu liefern, die aber der Prinz Eugen nicht zulassen wollte, bevor nicht die Belagerungstruppen von Dornik eingetroffen wären; sie kamen Abends den 10. September an, und am 11. begann die große Schlacht von Malplaquet, in welcher von beiden Seiten mit hartnäckiger Ausdauer und größtem Verluste gestritten wurde, bis zuletzt doch die Franzosen erlagen. Schulenburg stand mit den Sachsen an diesem heißen Tage im ersten Treffen, unter dem Befehl des Prinzen Eugen, und bewies so außerordentliche Proben der Einsicht und Tapferkeit, daß dieser Feldherr ihm laut seine Bewunderung zollte, und ihn von dieser Zeit mehr als irgend einen andern seiner Generale ehrte. Im Juli des Jahres 1710. wurde den Generalen Schulenburg und Fagel die Belagerung von Bethune aufgetragen, welche Festung mit einer starken Besatzung

versehn und dem tapfern General Vauban, einem Verwandten des berühmten Marschalls, zur Vertheidigung anvertraut war. Sie rückten mit 20,000. Mann am 15. Juli vor den Platz, der sogleich berennt und bald nachher beschossen wurde. Anfangs machte der General Fagel auf seiner Seite raschere Fortschritte; Schulenburg hatte bei seinen Arbeiten größere Schwierigkeiten zu überwinden, weil der Boden, durch Ueberschwemmung verdorben, erst ausgetrocknet werden mußte, bevor der Angriff geschehn konnte. Seine Anstalten waren aber so zweckmäßig, daß selbst die Holländer, jedes Wasserbetriebes vor allen kundig, ihr Erstaunen darüber ausdrückten; die Abzapfung des Wassers, welche man für unmöglich gehalten, wurde mit großer Anstrengung in wenig Tagen bewirkt; der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough kamen selbst, um die merkwürdige Arbeit in Augenschein zu nehmen. Schulenburg schlug hierauf mehrere Ausfälle der Belagerten siegreich zurück, und setzte dann seinen Angriff so rasch und nachdrücklich in's Werk, daß er bereits alle Anstalten zum Hauptsturme traf, als die Franzosen, in Erwägung dieser Gefahr, den bisher hartnäckig vertheidigten Platz am 28. August an ihn übergaben. Der General Fagel empfand über Schulenburgs

unvermuthetes Gelingen solchen Verdruß, und konnte sich so wenig in das Geschehene finden, daß er kaum davon abzubringen war, die schon übergebenen Werke noch weiter zu beschießen, um sie auch seinerseits einzunehmen. Mit der Eroberung einiger andern Festungen, wobei wir Schulenburgs jedoch nicht erwähnt finden, wurde dieser Feldzug geendigt.

Inzwischen hatten die Wandlungen der Gunst und die Ränke der Selbstsucht am sächsischen Hofe nach wie vor ihr verderbliches Spiel, und erstreckten ihren gehässigen Einfluß auch auf Schulenburgs Verhältnisse, und dies um so mehr, als mit seinem Verdienst und Ruhm auch die Eifersucht und Erbitterung seiner Feinde zunehmen mußte. Ueberdrüssig der vielen Widerwärtigkeiten und unaufhörlichen Plackereien, ging er während eingetretener Waffenruhe nach Sachsen, wiederholte sein oftmals erneuertes Gesuch, und bestand auf seinen Abschied, den er endlich im April des Jahres 1711. erlangte. Vergebens suchte der König ihn auch diesmal wieder durch Versprechungen und Schmeicheleien von seinem Vorhaben abzuwenden; er fand ihn unerschütterlich in seinem Entschlusse beharrend, und mußte ihm willfahren. Er that es in Gnaden, und ließ ihm noch zuletzt, als Zeichen

dankbarer Anerkennung seiner vieljährigen ruhmvollen Dienste, ein ansehnliches Geschenk reichen, zugleich als Ersatz für so mancherlei Opfer, die er aus eignen Mitteln im Laufe dieser Dienste aufgewendet. Von hier an mangeln uns über die nächsten Lebensjahre Schulenburgs die umständlicheren Nachrichten. Wir können nur angeben, daß er diese Zeit theils auf seinem Gute Emden bei Magdeburg, theils auf Reisen in Deutschland, Holland und England zugebracht, und unter andern im Jahre 1712. zu Frankfurt am Main der Kaiserkrönung Karls VI. und im Jahre 1713. dem Friedenskongresse zu Utrecht, der den spanischen Erbfolgekrieg beendigte, beigewohnt habe. Ohne Zweifel war er in dieser Zwischenzeit, auch ohne in Staatsdiensten zu sein, in den öffentlichen Angelegenheiten vielfach thätig und wirksam. Seine Verbindungen in Sachsen dauerten fort; andre sehr angesehene hatte er, wie schon erwähnt, in Hannover; aus dem Kriegsdienst in dem verbündeten Heere, der ehrenden Freundschaft des Prinzen Eugen und der Hochachtung des Herzogs von Marlborough verblieben ihm nahe und wichtige Verhältnisse. Seinen Reisen, seiner Anwesenheit bei den genannten großen Staatshandlungen, dürfte wohl, neben persönlichen Zwecken, ein politischer

Antheil nicht ganz fremd gewesen sein. Doch fehlen hierüber die sichern Angaben. Wir finden ihn gegen Ende des Jahres 1714. zu Wien in der ausgezeichnetsten Gunst bei dem Kaiser und im vertrautesten Umgange mit dem Prinzen Eugen, der in den wichtigsten und geheimsten Arbeiten der Kriegs- und Friedensgeschäfte ihn häufig zur Theilnahme berief. Sein wirklicher Eintritt in Kaiserliche Kriegsdienste würde sonder Zweifel bald erfolgt sein, wenn nicht von andrer Seite eine ganz neue Aussicht ihn gerufen hätte, welche dem Kaiserlichen Hofe wie ihm selbst genehm und erwünscht sein mußte.

Die Republik Venedig befand sich in schweren Krieg mit den Türken verwickelt, welche das Königreich Morea, durch die Venetianer unter Franz Morosini heldenmüthig erkämpft und im Frieden von Karlowitz glücklich behauptet, mit allen Kräften wiederzuerobern strebten. Venedig, seit Jahrhunderten nachtheilig ringend gegen die Wirkung der neuen Wege des Welthandels, fühlte längst im Stillen die Wandlung der Zeiten, deren Zukunft ihm fortan kein neues Emporsteigen zu hoffen gab. Aber die Macht und Größe dieses Staates waren so außerordentlich, daß ihre glänzende Entfaltung noch oft über ihre wirkliche Abnahme

täuschen konnte; Staatsklugheit und Tapferkeit erhielten noch weithinaus, und mehrten sogar auf Augenblicke, den erworbenen Besitz und das überkommene Ansehn aus älterer Zeit. Geschickte Unterhandlung wendete manche Gefahren ab, die aus den politischen Verwickelungen der europäischen Mächte oftmals hervorgingen; entschlossene Kriegsführung bestand mit abwechselndem Glücke diejenigen, welche der furchtbare Andrang der türkischen Macht immer näher gegen Venedig heranwälzte. Die Republik nahm seit langer Zeit in solcher Bedrängniß stets ihre Zuflucht auch zu auswärtiger Hülfe; sie besoldete fremde Kriegsvölker und berief auswärtige Anführer. Groß ist die Zahl besonders deutscher Namen, die in den Kriegen Venedigs neben den alten venetianischen Namen mit Ruhm genannt werden; unter den Feldherren dieses Freistaats finden sich Prinzen von Braunschweig, Grafen von Mansfeld, Waldeck, Trautmansdorf, und viele andre Kriegsmänner, auch von minder berühmter Herkunft. Es war zum eingeführten Gebrauche geworden, daß, während die Seemacht nur Einheimischen anvertraut blieb, Ausländern der Oberbefehl über die Landtruppen übertragen wurde. Auch jetzt, da die Gefahr größer als je über die bestürzte Republik hereinbrach, und alle Mittel

des Heils aufgeboten werden mußten, wandte der Senat seine Sorgfalt mit größtem Eifer dahin, dem Staate Truppen und Anführer vom Auslande herbeizuziehen. Die venetianischen Gesandten, welche nach Wien geschickt worden, um mit dem Kaiser gegen den gemeinschaftlichen Feind ein Bündniß abzuschließen, bei dessen Verhandlung der Prinz Eugen durch Schulenburgs Rath und Thätigkeit eifrig unterstützt wurde, erhielten den Auftrag, wegen Berufung dieses letztern in venetianische Dienste die nöthigen Schritte zu thun. Schulenburgs Name war durch den Ruf seiner Thaten, besonders als Gegner Karls XII., auch in Italien längst berühmt. Kaiser Karl VI. sah die Sache Venedigs als seine eigne an, und während er selbst sich mit aller Macht zum Kriege rüstete, welchen seinerseits der Prinz Eugen in Ungarn führen sollte, mußte er eifrigst wünschen, auch die Venetianer einen Feldherrn wählen zu sehn, der, durch seine eignen Fähigkeiten sowohl als durch gutes Einverständniß mit dem Kaiserlichen Heerführer, dem gemeinschaftlichen Unternehmen gutes Vertrauen und glücklichen Fortgang gewährte. Hatte der Prinz Eugen die Venetianer wiederholt versichert, sie könnten niemals einen tüchtigeren und dem Kaiserlichen Hofe erwünschteren Feldherren berufen, so unter-

stützte nun auch der Kaiser mit größter Wärme bei Schulenburg die Anträge der Venetianer. Die Republik bot dem General die Würde eines Feldmarschalls an, für die Kriegszeit 10,000. Zechinen jährlicher Besoldung, ein Regiment zu Fuß von 1000. Mann, und andre angemessene Vortheile. Auf diese Bedingungen kam zu Wien am 5. Oktober 1715. zwischen Peter Grimani und Schulenburg der Dienstvertrag des letzteren mit der Republik, einstweilen auf drei Jahre, glücklich zu Stande. Der Kaiser bezeigte seine lebhafte Theilnahme an dieser Sache sogleich durch Schulenburgs Erhebung in den Reichsgrafenstand, die unter dem 23. Oktober ausgefertigt wurde. Dieser ordnete seine Angelegenheiten so gut es die Kürze der Zeit erlaubte, und beeilte seine Ankunft in Venedig. Mehrere Offiziere, besonders Sachsen, die unter ihm gedient hatten, folgten ihm dahin nach. Den Freiherrn von Nostitz nahm die Republik als Generallieutenant für Dalmatien noch besonders in Dienst.

Im December 1715. langte Schulenburg in Venedig an, und wurde höchst ehrenvoll empfangen. Gleich bei seinem ersten Auftreten erwarb er ein überwiegendes Ansehn, wie niemals vor ihm ein fremder General in Venedig besessen hatte. Er verband entschlossene Stärke mit vorsichtiger

Klugheit. Die reichen Erfahrungen, welche er auf den Schaubühnen des Staatslebens, die schlaue Gewandtheit, welche er im mannichfachen Verkehr so vieler Höfe gewonnen, und das feine Betragen, welches ihm von daher in hohem Grade eigen war, mußten ihm bei den Edlen Venedigs besonders zu Statten kommen, als welche von jeher in solchen Eigenschaften Auszeichnung und Ruhm fanden. Hier kam es darauf an, nicht eines Einzelnen Gunst, sondern den Beifall und die Mitwirkung von Vielen in mannichfachen Verhältnissen dauerend zu gewinnen. Er wußte die Schwächen der Meisten bald zu erkennen und geschickt zu benutzen. Die Vorzüge, welche Wahn und Eitelkeit sich anmaßten, ließ er gern als wirkliche gelten, den Schein von Tugenden, welcher oft das Gegentheil derselben nur schlecht verhüllte, hütete er sich zu verletzen; in der Gestalt von Andrer Vorschlägen und Entwürfen schaffte er den seinigen sichren Eingang. Kein Verhältniß durfte er unbeachtet lassen; wichtiger jedoch, als alle übrigen in Venedig, war für ihn das zu dem Savio alla Scrittura. Dieser Beamte, ursprünglich nur Zahlmeister bei den Truppen, hatte in Kriegszeiten nach und nach die bedeutendste Wirksamkeit erworben; zu seinem Bereiche gehörten alle Verwaltungsgegenstände, Fe-

stungsbau, Ordnung und Ausrüstung der Truppen, die sämmtlichen Beförderungen; von ihm hing es größtentheils ab, welche Mittel dem Feldherrn zur Ausführung seiner Zwecke verliehen würden. Schulenburg fand einen Savio im Amte, der ihm persönlich abgeneigt und dabei von keiner sehr edlen Denkungsart zu sein schien; diesen zu gewinnen war die nächste Aufgabe. Derselbe befand sich grade auf seiner Villa in ländlicher Behaglichkeit, als er durch Schulenburgs Besuch plötzlich überrascht wurde. Diese unerwartete Zuvorkommenheit, die Ehre die ihm dadurch widerfuhr und der Ruf des Mannes selbst setzten ihn schon in Verwirrung; als jener mit aller Ueberlegenheit der großen Welt ihm seine Hochachtung in verbindlichen Ausdrücken bezeigte, den Garten, das Haus, und alles was vor Augen kam, lobpreisend bewunderte, endlich aus einer prächtigen Dose ihm Taback bot, und diese Dose, die unter dem Taback mit Zechinen reichlich gefüllt war, dem erstaunten Savio zum Geschenk machte, wurde dieser völlig hingerissen, bekannte seine frühere Abneigung, gelobte aber statt deren jetzt die beste Freundschaft und Ergebenheit, die er auch nachgehends durch die That bewährte! Wenn Schulenburg auf diese Weise nicht eben zart in der Wahl seiner Mittel

erscheint, so gebührt ihm dagegen das Lob, in der Wahl seiner Zwecke desto strenger gewesen zu sein. Allgemein wurde anerkannt, und durch alle Folgezeit bestätigt, daß er die durch Klugheit und List erlangten Vortheile mit größter Rechtschaffenheit immer zum Guten verwendet, keinerlei Mißbrauch weder für sich noch für Andre damit geübt, und seine Verhältnisse nur gesichert und erhöht habe, um desto freier und nachdrücklicher seinem Berufe Genüge zu thun.

Schulenburg schonte zwar die einzelnen Personen mit großer Vorsicht, aber die allgemeinen Anstalten und Einrichtungen, welche ihrem Zwecke nicht entsprachen, behandelte er mit rücksichtloser Strenge. Genug gab es hier zu tadeln, abzustellen, zu ersetzen. Die wenigen Truppen waren in schlechtem Zustande, das Festungswesen vernachlässigt, die Arbeiten im Arsenale höchst mangelhaft. Was er von den Offizieren, die aus der Levante anwesend waren, über den Zustand der dortigen Angelegenheiten hörte, machte ihn an dem Gelingen des bevorstehenden Feldzuges fast verzweifeln. Eifrig drang er darauf, daß größere Anstrengungen gemacht würden. Seine Vorstellungen erwirkten ihm von dem Senate den Auftrag, von den deutschen Fürsten für den venetianischen Dienst noch

6000. Mann in Sold zu nehmen. Außer dieser für die Folge ersprießlichen Vermehrung, mußte für das Bedürfniß des Augenblicks noch schleunigere Hülfe geschafft werden. Es gelang ihm, viele kriegsgefangene Schweden anzuwerben, und das gute Handgeld, das sie erhielten, lockte noch andre tüchtige Soldaten unmittelbar aus dem schwedischen Heere herbei. Da die Berathschlagungen in Venedig über den Plan des Feldzuges eine große Vorliebe für die Wiedereroberung von Morea und Candia zeigten, so übergab Schulenburg dem Senat in einer ausführlichen Denkschrift die Entwikkelung seiner ganz entgegengesetzten Ansicht. Die Unfälle, welche die venetianischen Waffen in den letzten Feldzügen erfahren hatten, leitete er hauptsächlich von dem Unzusammenhang und der Entlegenheit jener Besitzungen ab. Morea, Candia und die übrigen Inseln, sagte er, erforderten in ihrer vereinzelten Lage auch vereinzelte Vertheidigungsanstalten, die ungemeine Kosten verursachten, und gleichwohl unzureichend blieben, da jeder Punkt für sich allein der ganzen Macht des Feindes bloßgestellt sei, ohne die Kräfte zum Widerstande gleicherweise daselbst vereinigen zu lassen. Anstatt dieser Länder möchte die Republik lieber die Eroberung Albaniens versuchen, eines nahgelegenen, an

Dalmatien angeschlossenen Landes, welches durch hohe Berge, deren Vertheidigung der große Skanderbeg einst gelehrt, von den übrigen türkischen Provinzen getrennt, und daher um so leichter zu behaupten sei; die Republik würde auf diese Weise ihren Verlust reichlich ersetzen, an Land und Volk und Einkünften beträchtlich gewinnen, und ihre Herrschaft über den adriatischen Meerbusen durch neue Bande sichern. Zugleich gab er die Mittel an, durch welche die Ausführung dieses Planes, der zuvörderst die Eroberung von Prevesa, Voiniza und Lepanto bezweckte, im Einzelnen zu erreichen stünde. Die kleine oder Galeerenflotte, meinte er, würde jene Unternehmungen der Landmacht von der Seeseite zu unterstützeu haben, während die große Flotte der türkischen Seemacht den Ausgang aus den Dardanellen verwehrte, oder sie wenigstens verhinderte in die ionischen Gewässer zu gelangen, welches durch Kreuzen unter Zante am sichersten bezweckt werden möchte.

Bevor noch ein fester Schluß genommen war, ging Schulenburg am 2. Februar 1716. mit 300. deutschen Soldaten und großen Vorräthen von Lebensmitteln und Schießbedarf nach den ionischen Inseln unter Segel. Alle Nachrichten aus der Levante machten eine furchtbare Schilderung von

den ungeheuern Zurüstungen der Türken, deren gesammte Kriegsmacht, nachdem Candia, Morea und mehrere Inseln mit allen festen Plätzen bereits in ihrer Gewalt waren, nunmehr zunächst, so mußte man vermuthen, gegen Corfu sich wenden würde. Die sämmtlichen Inseln, Venedig selbst, ja ganz Italien war dem verheerenden Einbruche der Osmanen bloßgestellt, wenn dieses Bollwerk in ihre Hände fiel. Die Insel Corfu, von etwa 50,000. Einwohnern bevölkert, liegt der Küste von Albanien gegenüber, und bildet mit dieser einen langen Kanal, der in der Mitte sich zu einem Bekken erweitert, an beiden Enden aber enger zusammenzieht. In dieses Becken erstreckt sich von der Ostküste der Insel ein Vorgebirge, welches von dem übrigen Lande fast getrennt scheint, und auf dessen Felsenboden die der Insel gleichnamige Stadt erbaut ist. Gegenüber, auf der Küste von Albanien, in der Tiefe einer kleinen Bucht, liegt die Bergstadt Butrinto; in dem Kanale selbst, dem Hafen gegenüber, die Insel Vido. Die Stadt Corfu, mit etwa 14,000. meist griechischen Einwohnern, war von Alters her mit ansehnlichen Festungswerken versehn, deren kunstvoller und sogar prächtiger Bau über ihre Zweckmäßigkeit täuschen konnte; ein starkes Schloß, von drei Seiten

her

her meerumfluthet, erhob sich, auf der Spitze des Vorgrundes; die eigentliche Stadt, zwiefach vom Meere angespült, lag unmittelbar dahinter, gegen die Landseite durch eine Reihe von Basteien und andern Werken genugsam befestigt, wenn nicht die nahe vor der Stadt aufsteigenden Anhöhen St. Abraham und St. Salvador diese Werke beherrscht hätten. Corfu mußte für den Schlüssel der dortigen Meere gelten. Schulenburg sollte daher die Festungswerke und sonstigen Vertheidigungsmittel besichtigen, und das etwan Mangelhafte schleunigst herstellen. Er fand alles im traurigsten Zustande, die Werke schlecht angelegt und verfallen, die Besatzung äußerst gering, die Einwohner abgeneigt, ja feindlich gestimmt. Er setzte den Senat sogleich von allem in Kenntniß, und verlangte die nöthigen Hülfsmittel; inzwischen gab er Befehl, die Festungswerke schleunigst auszubessern und durch neue Anlagen zu erweitern, besonders aber nach der Landseite die beiden Anhöhen, und, zur Sicherung des Hafens, die Insel Vido zu verschanzen. Der Senat gab seinen Vorschlägen völligen Beifall und bewilligte zu deren Ausführung alle verlangten Mittel; aber diese blieben dennoch aus, und sogar die Schanzarbeiten geriethen in Stokken, da die schwache Besatzung kaum für den täg-

lichen Dienst ausreichte, und die Einwohner unbezahlt nicht Hand anlegen wollten. Man harrte in Venedig mit banger Ungeduld auf die Kriegserklärung des Kaisers, der als Bundesgenosse gegen die Türken aufzutreten zögerte; ungeachtet der flehentlichen Mahnungen des Pabstes und des dringenden Betreibens abseiten des venetianischen Botschafters Grimani in Wien, erfolgte sie erst am 13. April, und diese ganze Zwischenzeit verlor sich in Hemmung und Schwanken. Schulenburg bereiste indessen die übrigen Inseln und nahliegenden Küsten, ließ Parga in Vertheidigungsstand setzen, und auch sonst überall, soviel es die Umstände erlaubten, die nöthige Vorkehr treffen. So vergingen mehrere Monate. Inzwischen erhob sich auf dem Festlande gegenüber von Corfu ein türkisches Lager, dessen Absicht deutlich auf Corfu zu beziehen war; die außerordentliche Anhäufung von Truppen in demselben und das Auslaufen der türkischen Flotte aus den Dardanellen unter dem Kapudan-Pascha Dianun Cogia ließen befürchten, daß der Zeitpunkt des Angriffs ganz nah bevorstehe. Schulenburg gab dem Senate hievon Nachricht, und fügte die dringendsten Vorstellungen hinzu, wie sehr es nöthig sei bei so großen Zurüstungen des Feindes die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen, um

Corfu aus der Gefahr zu retten, die unmittelbar hereinzubrechen drohe. Der Senat höchstbestürzt beschloß die verlangte Hülfe in möglichster Eile zu senden, um aber in der Zwischenzeit, bis jene Hülfe einträfe, Corfu nicht bloßgestellt zu lassen, sollte die venetianische Flotte, obgleich noch nicht verstärkt durch die versprochenen Hülfsgeschwader andrer christlichen Mächte, durch jedes Mittel die türkische Seemacht aus den ionischen Gewässern entfernt halten, und Schulenburg erhielt den Befehl, zur desto sichreren Führung der Sache selbst mit auf die Flotte zu gehn, und mit ihr nach Zante zu schiffen.

Auf die Nachricht, daß die türkische Flotte schon weit in See und ziemlich in der Nähe sei, liefen die Venetianer in den Hafen von Zante ein, um daselbst frisches Wasser einzunehmen, und mehrere beschädigte Schiffe auszubessern. Vergebens ermahnte Schulenburg, den Feind in dessen eignen Gewässern aufzusuchen und anzugreifen, damit dessen weiterer Lauf nach Corfu und die Ueberschiffung der auf der Küste gegenüber bereitstehenden Landtruppen um so sichrer verhindert würde; die venetianischen Anführer hatten beschlossen, die feindliche Flotte bei Zante zu erwarten und sich hier auf ein Treffen gefaßt zu machen. Bald aber

brachte ein englisches Schiff die erschreckende Nachricht, daß die türkische Flotte bereits an Zante vorübergesegelt und auf der Rhede von Corfu vor Anker gegangen sei; sie bestand aus 22. Linienschiffen und 35. kleineren Kriegsschiffen, die zusammen über 2000. Kanonen führten. Dieser Macht war die venetianische keineswegs gewachsen, und ein Angriff, der in offner See, wegen der venetianischen Ueberlegenheit im Manövriren, noch zu wagen gewesen wäre, jetzt kaum mehr rathsam. Schulenburg aber fand sich von Corfu abgeschnitten, wo seine Anwesenheit mit jedem Augenblick dringender nöthig wurde. Schon wollte er auf einem französischen Schiffe heimlich hineinzuschlüpfen suchen, als die Venetianer einen besseren Rathschlag faßten, und ihn durch die Galeeren, wiewohl nicht ohne Gefahr, im Angesichte der türkischen Flotte am 5. Juli glücklich an's Land setzten. Er fand die Einwohner in Flucht und Schrecken, die Truppen völlig muthlos. Noch war keine Verstärkung eingetroffen, die anbefohlenen Arbeiten waren großentheils unterblieben, in allen Anstalten herrschte Mangel und Verwirrung. Er überschaute ganz das Schreckliche seiner Lage; sein Muth aber beschloß, auch so den Platz zu vertheidigen, und der türkischen Macht, wenn auch nur durch seinen Un-

tergang, hier entgegenzustehn. Wenn nur das Meer offen bliebe, und die verheißene Verstärkung nicht zu spät einträfe, hielt er einen glücklichen Ausgang nicht für unmöglich. Er suchte den Geist der Truppen zu ermuthigen, den Eifer der Einwohner zu beleben, die venetiänischen Anführer zu gutem Vertrauen zu ermuntern. Die Galeeren, welche ihn übergeschifft, ließ er wieder zur Flotte abgehn, nachdem er einige sclavonische und italiänische Mannschaft daraus zurückbehalten. Mit unglaublicher Anstrengung und Eile traf er die übrigen Anstalten; in ununterbrochener Arbeit von drei Tagen und Nächten wurde die Versäumniß von Monaten eingebracht, die Werke und Schanzen in Stand gesetzt, das Geschütz aufgeführt, die ganze Vertheidigung angeordnet; kaum blieb auch nur diese Zeit übrig, denn schon am 8. Juli setzte der Kapudan-Pascha, welcher inzwischen die besten Landungsplätze ausgewählt, das ganze Heer des Seraskiers, 30,000 Mann zu Fuß, 3000 Reiter und unendliches Geschütz, von der Küste Albaniens auf die Insel über. Gegen diese Macht hatte Schulenburg nur 1600 Mann dienstfähiger Soldaten, welchen allein jede Verrichtung oblag; denn als er die Einwohner und geflüchteten Landleute, die sich zahlreich in der Stadt befanden, zu mancherlei

Dienstleistungen in Kompanieen abtheilen wollte, mit dem Versprechen, sie nicht gegen den Feind zu stellen, sondern nur im Innern zu verwenden, widerstanden sie seinem Zuspruch und Beispiel mit hartnäckiger Weigerung, die zuletzt sogar in heftigen Aufstand auszubrechen drohte. Sein anfängliches Vorhaben, die Landung der Türken zu hindern oder doch zu erschweren, hatte er aufgeben müssen; die venetianischen Anführer konnten ihn aber nicht bewegen, sich auf die Vertheidigung der eigentlichen Stadt allein zu beschränken, vielmehr besetzte er mit seinen wenigen Truppen die Außenwerke, und selbst die vor der Stadt liegenden Anhöhen; er hoffte durch eintreffende Verstärkung bald den ganzen Bereich wirklich behaupten, oder, im Falle früheren Angriffs, doch immer zeitig genug sich in die Stadt werfen zu können.

Seine Hoffnung betrog ihn nicht ganz. Während die Ausschiffung der Türken noch fortdauerte, und der Kapudan-Pascha mit dem Seraskier am Land eine Unterredung hielt, erscholl plötzlich Kanonendonner vom Norden der Insel. Es war die große venetianische Flotte unter dem Provveditor Cornaro, vereinigt mit der leichten unter Pisani, welche das nördliche Vorgebirge der Insel umschiffend die Kapelle der heiligen Jungfrau von Cassopo be-

grüßte, sie fuhr mit günstigem Winde in den Kanal von Corfu ein, und richtete ihren Lauf gradezu gegen die türkische Flotte. Der Kapudan-Pascha konnte nicht eilig genug zu seinen Schiffen gelangen, wo bereits Verwirrung und Schrecken herrschte. Cornaro begann das Gefecht mit heftiger Beschießung der Türken, welche um die Hälfte stärker dennoch mehr Schiffe verloren, und sich endlich in die Bucht von Butrinto zurückzogen. Cornaro blieb auf der Rhede von Corfu; Pisani mit den Galeeren nahm inzwischen die Hülfsschiffe auf, die er von Venedig unterwegs wußte, und geleitete sie glücklich in den Hafen; sie brachten 1000. Mann deutscher Truppen und vielerlei Kriegsbedürfnisse mit, auf welche man sehnlichst geharrt hatte. Die türkische Flotte nahm bald darauf eine Stellung am Kanal zunächst der Küste, und begnügte sich das Belagerungsheer zu decken, während die venetianische Flotte den Belagerten die freie Verbindung mit dem Meer erhielt, und sie von dieser Seite gegen Angriff sicherte. Da fortan der Wind immer ungünstig war, so konnten Cornaro und Pisani gegen die türkische Flotte fürder nichts Wirksames unternehmen; der Kapudan-Pascha hingegen bezeigte keine Lust, ein zweites Seetreffen gegen die Venetianer zu versuchen.

Der Seraskier hatte sein Lager eine Stunde von der Stadt bei den Salzwerken von Potamo genommen, und war beschäftigt das schwere Geschütz, das in ungeheurer Menge ausgeschifft worden, theils zur Sicherung des Ufers aufzustellen, theils zum Angriffe gegen die Stadt heranzubringen. Die Langsamkeit dieser mühvollen Anstalten gab für Schulenburg eine kaum gehoffte Frist, die unvollendete Befestigung mit rastloser Anstrengung noch um ein Bedeutendes zu fördern. Er vermehrte die Waffenplätze, Gräben, Einschnitte, legte Blockhäuser und Flatterminen an, ließ mit Macht an der Verschanzung der beiden Anhöhen fortarbeiten, setzte die Truppen in guten Stand, und ertheilte die nöthigen Vorschriften. Nichts wurde verabsäumt, was nur immer die Kriegskunst in ihrer ganzen Ausdehnung einem tapfern Feldherrn unter bestimmten Umständen darbieten kann. Auch die Türken indeß betrieben ihre vielfachen Eingrabungen, zwar ihrer Gewohnheit nach ohne feste Regel und innere Verbindung, doch für ihre Fechtweise zweckmäßig genug; ihre Ungeduld begnügte sich aber mit diesem langsamen Vorrücken nicht, sie schwärmten unaufhörlich in großen Haufen bis dicht unter die venetianischen Schanzen heran. Schulenburg nahm seinen Vortheil wahr, brach

an der Spitze von 400. Mann unvermuthet hervor, und warf die verwegenen aber ungeordneten Schwärme mit großem Verlust gegen das Lager zurück. Dieses erste Gefecht, worin Schulenburg mit persönlichem Beispiel tapfer voranging, stärkte durch seinen Erfolg den Muth der Truppen. Sie schlugen um so leichter das nächste Anrennen der Türken gegen die Anhöhen St. Abraham und St. Salvador zurück, wobei diese abermals bedeutenden Verlust erlitten. Die Werke waren jedoch trotz aller Arbeit noch sehr unvollkommen, und wegen Kürze der Zeit noch nicht überall umpfählt und geschlossen, die Türken kehrten in verstärkter Anzahl zum Sturme wieder, drangen endlich durch eine Lücke in die Befestigungen von St. Abraham ein, wo sie die dort aufgestellten Sclavonier nach verzweifelter Gegenwehr niedermachten; sie bemächtigten sich gleicherweise durch stürmenden Ueberfall des Postens von St. Salvador, den die deutschen Truppen fast ohne Widerstand verließen. Schulenburg, obgleich betroffen über den schnellen Verlust jener Anhöhen, mußte zufrieden sein, von den Truppen, die dort gestanden, noch einige erhalten zu sehn. Die Türken, im Besitze der günstigsten Stellung, führten nunmehr ihre Laufgräben und Linien näher gegen die Stadt, legten mehrere Bat-

terieen an und trafen alle Anstalten zu einer heftigen Beschießung.

Nach kurzer Frist eröffneten sich, auf beiden Seiten längs des Meerufers, in der Mitte zwischen beiden Anhöhen, und von diesen herab, in rascher Folge an neun verschiedenen Punkten gegen 50. Feuerschlünde vom stärksten Belagerungsgeschütz, welche durch Kugeln und Bomben die Stadt dergestalt beschossen, daß sie bald in Flammen stand, und binnen wenig Tagen fast ganz eingeäschert und in Schutt verwandelt war. Die Trümmer der Häuser ließen den Feldherrn unerschüttert, für ihn waren die Festungswerke die Stadt. Diese jedoch wurden von den Anhöhen herab völlig überschaut, und jede Schwäche des Platzes, so wie jede Bewegung innerhalb desselben, dem Feinde jeden Augenblick kund. Die Türken führten dieser Uebersicht gemäß ihren Angriff hauptsächlich gegen den Scarpon, ein geschlossenes Werk, welches unterhalb St. Abraham den Hauptwall deckte, und ohne Graben und bedeckten Weg augenscheinlich der schwächste Punkt der Festung war; einen zweiten Angriff richteten sie unterhalb St. Salvador gegen das Thor Raimondo. Mit wildem Eifer suchten sie in stets wiederholtem Anlaufe diese Werke zu erstürmen, wurden aber mehrmals nach hartnäcki-

gem Kampfe tapfer zurückgetrieben, und erlitten dabei großen Verlust durch das Feuer der Festung. Die Schwäche der Besatzung wurde jedoch in diesen Gefechten sogleich offenbar. Schulenburg ließ den Hauptwall nur zum Scheine durch die wenig zuverlässigen Griechen, das alte Schloß aber nur von Invaliden besetzt, und legte die übrigen Truppen gesammt in die Außenwerke. Die Türken stürmten Tag für Tag in unnachlassender Wuth; sie achteten der zahlreichen Opfer nicht, mit welchen ihr Rückzug den Kampfplatz jedesmal bedeckt ließ. Spanische Reiter und Fußangeln hinderten zwar fast bei jedem Schritte ihr Vordringen; Kartätschen, Flatterminen, Granaten und Pulversäcke, besonders das wohlgeleitete Kleingewehrfeuer, schlugen mörderisch in ihre dichten Schaaren; aber unerschrocken und unermüdet boten diese jedem Verderben Trotz; sie ersetzten schnell ihre unaufhörlichen Verluste durch Verstärkung vom nahen Festlande, und erneuerten in stets gesteigerter Anzahl und Wuth ihre furchtbaren Angriffe. Auch die Venetianer verloren viele Leute, und die noch übrigen Truppen waren durch die wiederholten Gefechte, die steten Anstrengungen und das viele Wachen gänzlich abgemattet; die kleine Zahl tauglicher Soldaten war ohne Unterlaß im Dienst, und

dabei schutzlos unter freiem Himmel der verzehrenden Gluth ausgesetzt, mit welcher die Sonne in den heißen Tagen des Juli und August, in denen man sich befand, jenen Felsenboden heimsucht. Die Gewehre waren vielen Soldaten von dem unaufhörlichen Feuern in der Hand zersprungen; auch die Geschütze mit ihren Lavetten und Bettungen hatten beträchtlich gelitten, und standen zum Theil ihrer Bedienung beraubt. Alles war dem feindlichen Feuer ohn' Unterlaß bloßgestellt, nirgends eine Zuflucht oder Erholung. Die Einwohner hatten sich in unterirdische Gemächer, hinter Schutt und Trümmer verkrochen, angstvoll des völligen Untergangs gewärtig. In dieser schlimmen Lage, da bei dem geringsten Versehn oder Unfall die Festung in einem Augenblick erobert sein konnte, wurde Schulenburg von den Türken durch abgeschossene Briefe mit verfänglichen Anerbietungen aufgefordert den Platz zu übergeben, im Weigerungsfalle sollte er selbst und der Rest seiner Truppen bei der unausbleiblichen Einnahme in Stücken gehauen werden. Corfu schien wirklich ohne Rettung; unabsehbar erstreckte sich das Gewimmel der türkischen Truppen über die Insel, niemals konnte Venedig gegen diese Kriegsmacht eine genugsame Hülfe schicken, und alles rieth dringend zur Uebergabe.

Nur Schulenburg blieb unerschüttert, verachtete die Drohung des Feindes wie seine Anerbietungen, sprach den Seinigen Muth ein, und verkündigte seinen Entschluß, den Platz bis zum Aeußersten zu vertheidigen, und mit ihm unterzugehn, wenn kein andres Heil mehr zu hoffen bliebe.

Bald offenbarte sich ein neuer Nachtheil. Den Türken wurde durch Ueberläufer, wie man aus den Folgen ersehen konnte, die Lage der Minen und andrer solcher Vorkehrungen verrathen, und bei dem täglich erneuerten Anstürmen erreichten sie öfters und entzündeten dann die in den Werken gegen einen Hauptsturm vorräthig bewahrten Feuerkünste, die solchergestalt unnütz in die Luft flogen. Um solchen Verrath weiterhin unmöglich zu machen, besetzte Schulenburg den ganzen bedeckten Weg lediglich mit Sclavoniern, auf deren Treue unter allen Truppen am meisten zu bauen war. Die Türken fuhren indeß fort, tagtäglich gegen die Werke in großen Schaaren stürmend anzulaufen, mit abwechselndem Glücke, so daß sie bisweilen, nicht ohne größte Gefahr der Festung, mehrere Stunden im Besitz eines Punktes blieben, und nur mit größter Anstrengung daraus vertrieben werden konnten. Auch die Beschießung aus den Batterieen dauerte ohne Unterbrechung fort,

hauptsächlich gegen das Thor Raimondo und die benachbarten Werke, wo der Wall an mehreren Stellen einzubrechen anfing; hieher führten sie zugleich ihre Minen, an denen mit großem Eifer gearbeitet wurde. Alle Anstalten und Bewegungen von dieser Seite deuteten auf einen nahen Hauptsturm. In dieser Zeit höchster Bedrängniß langte ein Geschwader von zehn englischen Schiffen aus Venedig an, welche nebst ansehnlichen Vorräthen von Mund- und Kriegsbedürfnissen auch eine Verstärkung von 1500. Soldaten mitbrachten, meist Deutsche und Schweden, welche die Republik aus den in Pommern gemachten Kriegsgefangenen hatte anwerben lassen. So gering dieser Zuwachs erschien, in Vergleich sowohl des wirklichen Bedürfnisses der Festung, als der gewaltigen Uebermacht des Feindes, so wurde doch Schulenburgs Muth dadurch ungemein erhoben, und sein kühner Geist sogleich zu selbstthätiger Unternehmung angeregt. Die Anstalten der Türken zum allgemeinen Sturm wurden indeß mit jedem Tage sichtbarer, und es mußte für höchsten Gewinn gelten, diese bedenkliche Prüfung, wenn auch nur von einem Tage zum andern, entfernt zu halten. Schon hieß es, der sehr nahe 19. August sei von dem Feinde zu der großen Unternehmung festgesetzt, und Schu-

lenburg durfte daher keine Zeit mehr verlieren. Er beschloß die Türken durch einen Ausfall anzugreifen, ihre Laufgräben zu zerstören, und wo möglich das Geschütz ihrer Batterieen zu vernageln, damit sie durch die Nothwendigkeit neuer Anstalten in ihrer Hauptabsicht für einige Zeit gestört würden. Die venetianischen Befehlshaber Antonio Loredano und Sala mußten ein Vorhaben billigen, dem sie in der augenscheinlichen Lage der Dinge nichts entgegenzusetzen sahen. Schulenburg traf seine Anordnungen mit gewohnter Vorsicht und Sorgfalt. Eine Anzahl Galeeren erhielten Befehl, an beiden Meerufern, zwischen denen das türkische Lager sich ausdehnte, auf Schussesweite in der Nacht still vorzurücken. Gegen 1000. Mann gewählter Truppen, halb Deutsche halb Sclavonier, wurden an verschiedenen Thoren in Bereitschaft gehalten. Genaue Ordnung und tiefste Stille waren streng anempfohlen. Um Mitternacht vom 18. auf den 19. August, unter heftigem Feuer aus allem Geschütz der Festung und der Galeeren, brachen diese Truppen rasch hervor, und stürzten ungestüm gegen den Feind. Sie waren, um dessen Aufmerksamkeit desto mehr zu zerstreuen, in mehreren Abtheilungen ausgerückt, zwei kleinere, größtentheils Deutsche, aus dem Thore Raimondo, die dritte größere, meist

aus Sclavoniern bestehend, aus dem Scarpon hervor; sie warfen die ersten Wachten, auf die sie stießen, mit dem Degen in der Faust nieder, und stürmten unter heftigstem Kleingewehrfeuer unaufhaltsam in die Laufgräben vor, wo die Türken, von den Sclavoniern und Deutschen zwischen zwei Feuer gebracht, nicht Stand hielten, sondern in Schrecken und Unordnung die Flucht ergriffen. Sie wurden bis an den Fuß der Anhöhe St. Abraham heftig verfolgt, hier aber, durch zustoßende Truppen verstärkt, boten sie wieder die Stirne, und es entstand ein wüthendes Gefecht, in welchem sie endlich doch wieder zu weichen begannen. Allein in der Dunkelheit waren die Deutschen mit den Sclavoniern nahe zusammengetroffen, und diese für Feinde haltend streckten sie im ersten Abfeuern 200. derselben zu Boden. Die Unordnung, welche dadurch einriß, war nicht zu stillen; die Befehlshaber sahen zwar den Irrthum bald ein, die Truppen aber glaubten sich umgangen, hörten nicht auf die Stimme der Führer, und nur mit Mühe gelang es diesen, mit der verwirrten Schaar, eine Art von Rückzug in den Hauptgraben der Festung zu bewerkstelligen. Durch dieses Mißgeschick ging der gehoffte Vortheil des wohlerdachten und gutgeführten Ausfalls inmitten des Gelingens wieder verloren.

verloren. Die Türken rückten in ihre Laufgräben wieder ein, und stellten ihre verstörten Arbeiten leicht wieder her.

Hierauf erfolgte bei den Türken eine grose Stille; im Lager und in den Laufgräben war weder Laut noch Regung zu spüren. Schulenburg fand diese auffallende Ruhe alsbald bedenklich, und schloß daraus, daß der Feind den auf den 19. festgesetzten Sturm nicht aufgegeben habe. Er traf demnach seine Anstalten, hieß die Wachten fleißig aufmerken, ertheilte mündlich und schriftlich allen Befehlshabern die nöthigen Weisungen, was sie in den verschiedenen Fällen thun sollten, und ließ den Einwohnern bestimmt ansagen, auf welches Geschick sie sich zu bereiten hätten, wenn der Feind, was jetzt zur Entscheidung kommen müßte, sich der Stadt bemeisterte. Sein warnend Aufgebot blieb diesmal nicht ohne Wirkung, ein großer Theil der streitbaren Männer aus allen Klassen griff zu den Waffen, und schloß sich den Truppen an. Schulenburg selbst brachte den Rest der Nacht mit seinen Generalen in dem Graben zu, den bevorstehenden Tag überdenkend, und alle Hülfsmittel seines Muthes und seiner Kriegskunde um seine Brust versammelnd. Der Seraskier, durch jenen Ausfall nur desto heftiger aufgereizt, wollte seine

Rache keinen Augenblick mehr verzögern; mit Tagesanbruch ordnete er seine Heerschaaren zum allgemeinen Sturm. Anfangs in größter Stille, durch ungeheuren Staub verdeckt, dann mit wildem Geschrei, wuth- und rachentflammt, drangen die Türken in reißender Fluth gegen die Festung an, überschwemmten den beengten Boden, erstiegen aufgedrängt den Scarpon, welchen die Besatzung von 300. Deutschen nicht Zeit hatte zu vertheidigen, rissen die Verpfählungen nieder, ergossen sich unwiderstehlich in die Waffenplätze und Gräben, und waren in wenig Augenblicken Meister mehrerer Werke, auf welchen schon ihre zahlreichen Fahnen wehten, bevor Schulenburg rechte Kunde von dem Unternehmen erlangt hatte. Sie kam ihm zuerst theilweise mit den flüchtigen Truppen zu, welche die ganze Nacht im Gewehr gestanden, und durch Arbeit und Schlaflosigkeit ermüdet einem so frischen Anfall nicht zu widerstehn vermocht, und nun von allen Seiten nach der Stadt zurückwichen. Schulenburg eilte an den Ort, wo die Gefahr am dringendsten hereinbrach, warf sich den Flüchtigen entgegen, raffte sie zusammen, verwies ihnen ihre Feigheit, und ihnen streng vorhaltend, daß in der Flucht keine, in Muth und Kampf noch die einzige Hoffnung sei, führte er sie

herzhaft wieder an den Feind hinan, wurde aber gleich mit einem so mörderischen Gewehrfeuer empfangen, daß auch er für den Augenblick sich zum Rückzuge gezwungen sah. Die Türken drangen ohne Unterlaß stürmend vor; trotz des heftigen Feuers, das aus dem Festungsgeschütz von den Wällen, aus dem Kleingewehr von den Seitenwerken unaufhörlich in ihre Massen schlug, trotz der Minen, Pulversäcke und Flatterminen, die längs der ganzen Linie verheerend aufflogen, hatten sie sich alsbald, indem auch die Italiäner und Sclavonier wichen, des bedeckten Weges, aller Waffenplätze, Caponieren, ja sogar schon einiger Ausfallpforten bemeistert, und richteten ihre Anstrengung nun verdoppelt gegen Thore und Hauptwall, zu dessen Ersteigung sie Sturmleitern von besonderer Zurüstung und Größe herantrugen. In diesem Augenblicke schwebte die Festung auf dem Gipfel der Gefahr; jeder nächste Vorschritt der Türken entschied unrettbar ihren Fall. Schulenburg bewies in dieser verhängnißvollen Drangsal die ganze Größe seines Heldenmuthes. Auf allen Punkten war er zugegen, kämpfend, anordnend, ermuthigend. Sein Beispiel befeuerte die Generale Loredano und Sala, die ihn kräftigst unterstützten. Die Truppen wandten sich wieder dem

Feind entgegen, und der Kampf wüthete geraume Zeit sonder Entscheidung noch Wanken. Alles war im Gefecht, Deutsche, Italiäner, Sclavonier, Griechen, die Corfioten selbst; ja Mönche, Weiber und Mädchen halfen wetteifernd bei der Vertheidigung. Auch die Juden hatten sich bewaffnet, und thaten guten Dienst; Einer von ihnen bewies so glänzende Tapferkeit, daß Schulenburg ihn auf der Stelle zum Hauptmann ernannte. Ein griechischer Mönch stürzte wüthend auf das Handgemenge los, und auf Schulenburgs Anruf, was er beginne? rief er, ein großes eisernes Kreuz schwingend, in verwirrtem Eifer die Lästerung: „Laßt mich, laßt mich! dieser verfluchte Christus soll sie auf die Köpfe treffen!" — Sechs Stunden schon dauerte dieser Sturm; die Verwirrung war gränzenlos, das Gemetzel schrecklich; in Pulverdampf und Staub eingehüllt, von Schußgetöse und Geschrei betäubt, erkannte sich oft Freund und Feind nicht. Die Wuth der Türken war noch keineswegs in Abnahme; stets frische Truppen gegen Wall und Thore ansetzend schien der Seraskier den Besitz von Corfu heute um jeden Preis erringen zu wollen. Schulenburg rang mit gleicher Anstrengung um diesen Preis des Tages; er setzte sich an die Spitze seiner Truppen, und versuchte

vor allem den Scarpon stürmend wiederzuerobern, fünf- bis sechsmal erneuerte er den verzweifelten Angriff, jedesmal mußten die Seinigen vor dem heftigen Feuer der Türken wieder zurückweichen; nach unsäglichem Ringen und mit großem Verlust gelang es endlich durch Leitersteigung dort festen Fuß zu fassen, und den Feind aus dem Scarpon zu vertreiben. Diesem Gelingen, als dem entscheidenden Wendepunkt, reihten sich stufenweise fernere Erfolge an. Die Truppen auf den Wällen fochten mit erneutem Eifer, warfen die Anstürmenden zurück, und drangen selbst allmählig wieder vor. Doch blieb der Ausgang noch immer zweifelhaft, und alles war verloren, wenn der Feind im Besitz der Außenwerke blieb, und von daher seinen Angriff beliebig erneuern konnte; die Türken hatten an diesem Tage einen Theil nur ihrer Truppenmenge, die Venetianer dagegen ihre letzte Kraft angestrengt. In dieser Erwägung faßte Schulenburg den kühnsten Gedanken, das Aeußerste wagend für das einzige Heil. An der Spitze von 800. Mann, nicht achtend der Entblößung der Wälle, stürmt er aus einem Seitenthore hinaus, wirft sich auf den Feind, den er im Rücken angreift und in Unordnung bringt, und treibt ihn mit großer Niederlage nun völlig in die Flucht. Die Außen-

werke sind in einem Augenblicke sämmtlich wiedergenommen, und die Türken werden von dem kühnen Häuflein in verwirrter Fluchtmasse bis in ihre Laufgräben verfolgt. Sie ließen vor den Wällen 4000. Todte und Verwundete, alles Sturmgeräth und 20. Fahnen zurück. Die Belagerten hatten den geringen Verlust von 500. Mann, worunter viele Offiziere, in ihrer Lage noch mehr zu betrauern, als jene den ihrigen.

Corfu war diesmal gerettet. Aber Schulenburg durfte bei einem folgenden Angriffe, der wahrscheinlich noch bevorstand, um so weniger auf gleichen Erfolg zählen, als durch den jetzt errungenen die Truppen und Einwohner schon ganz erschöpft waren. Alle wollten nach dem heißdurchkämpften Tage sich der augenblicklichen Ruhe freuen, und jede Befehlsordnung mußte dem allgemeinen Bedürfnisse weichen. Die furchtbarste Spannung der Einbildungskraft hatte sich der gewaltigen Körperanstrengung gesellt, und in gränzenloser Ermüdung fand jetzt keine neue Vorstellung Eingang. Schulenburg mußte der entstandenen Auflösung eine Weile nachgeben, und inzwischen die Bewahrung des Platzes dem bloßen Glück anheimstellen. Doch schon nach wenigen Stunden regte sein Eifer allmählig neue Thätigkeit an. Er befahl die Minen eiligst herzustellen

und mit Pulver zu füllen, neue Flatterminen anzulegen und Bomben einzugraben, ließ das beschädigte Geschütz wieder in Stand setzen, und überhaupt alle Vorkehrungen treffen, welche die Lage der Dinge erforderte und zuließ. Wie begründet seine Sorge war, zeigte sich alsobald. Schon am folgenden Tage kehrte der Feind zum Angriff zurück, aber glücklicherweise mit geringer Anzahl und wenig Nachdruck, so daß die Wirkung des Geschützes hinreichte, ihn von den Werken abzuhalten. Die Türken begnügten sich hierauf, das Feuer von den Wällen aus ihren Batterieen zu erwiedern. Inzwischen ereignete sich ein schreckliches Ungewitter mit Donner und Blitz und heftigem Sturmwind, der das Meer finster emporwühlte. Die Schiffe im Hafen geriethen in Gefahr; der Regen stürzte in Strömen vom Himmel, und überschwemmte die Festungswerke, das Wasser füllte die Minen und machte das Pulver unbrauchbar. Gleicherweise wurden die Laufgräben der Türken und ihr ganzes Lager zerstört, die Zelte umgestürzt und zerrissen, Menschen und Thiere beschädigt. Dieses Naturereigniß schlug ihren schon gesunkenen Muth vollends nieder. Noch am 20. August hatte der Kapudan-Pascha neue Verstärkung an's Land gesetzt, und ein heftiges Feuer wurde aus Stücken und

Mörsern bis nach Mitternacht unterhalten; dann aber wurde alles ungewöhnlich still, und am 21. mit Tagesanbruch fand man die Laufgräben und das Lager völlig verlassen. Schulenburg besetzte mit Vorsicht die beiden Anhöhen St. Abraham und St. Salvador, und nahm dann das verödete Lager in Augenschein. Der Abzug der Türken war in solcher Unordnung und Eile geschehn, daß sie weder Geschütz noch Vorräthe mitgenommen. Man fand über 60. Stücke Geschütz, ungeheure Vorräthe von Pulver und Kugeln, mehrere tausend Pferde, Maulesel und Kamehle, Schlachtvieh und Lebensmittel aller Art. Man begriff nicht, was die Türken zu solch übereilter und schmählicher Flucht zunächst bestimmt haben konnte. Endlich erfuhr Schulenburg von einigen Gefangenen, die er dem türkischen Nachzuge vor dessen Einschiffung noch abgenommen, daß die Janitscharen sich geweigert, zu einem neuen Sturme vorzurücken, daß die Nachricht von einer anderweitigen Niederlage der Türken eingegangen, und die Annäherung einer großen Flotte gemeldet worden. Gleich darauf erschien diese Flotte in See heranschiffend; es waren die vereinten Geschwader spanischer, portugiesischer, päbstlicher und andrer italiänischen Schiffe, welche zu der venetianischen Flotte stoßen sollten. Eines

der Schiffe lief in den Hafen ein, und brachte die Nachricht von dem herrlichen Siege, welchen der Prinz Eugen von Savoyen am 5. August bei Peterwardein über die Türken erfochten hatte. Einige Tage später kamen noch 2000. Mann Verstärkung aus Venedig und Dalmatien an, und Corfu sah jetzt voll Stolz und Freude zu Wasser und zu Lande sich von befreundeter Streitmacht, wie eben noch von feindlicher, umgeben. Schulenburg ließ wegen der glücklichen Erlösung der Insel in der Hauptkirche der Stadt, die noch einigermaßen erhalten war, ein feierliches Tedeum halten, dem er mit allen Truppen beiwohnte. Die Belagerung hatte 42. Tage gedauert, die Türken durch Schwert und Krankheiten gegen 15,000. Mann, die Venetianer über 3000. gekostet. Die Stadt lag in Trümmern, viele Einwohner waren umgekommen; eine furchtbare Seuche, durch den entsetzlichen Gestank der unbegrabenen Leichname verursacht, wüthete unter den Uebriggebliebenen.

Dies war die Belagerung von Corfu. An diesem Felsen brach sich die grimmigste Wuth der Türkenmacht, welche seitdem nie wieder so drohend und gefahrvoll gegen die christlichen Staaten sich erhoben hat. Schulenburg allein gebührt das Verdienst und die Ehre dieser außerordentlichen Ver-

theidigung: in schlechten Festungswerken, mit schwacher Besatzung, hatte er den Sturm eines furchtbaren Heeres, dem das Mißlingen zur Niederlage ward, siegreich bestanden, und einen Platz behauptet, der mehr als einmal unrettbar schien. Unerschöpflich an Muth wie an Hülfsmitteln zeigte er hier alle Eigenschaften des Feldherrn und des Kriegers; seine Erfahrenheit, seine Geistesgegenwart, seine Ausdauer und Tapferkeit leuchteten wetteifernd hervor. Seine Plane und Anordnungen, noch spät in den Händen kriegskünstlerischer Meister, wurden von diesen, ungeachtet die Kriegskunst seitdem so wesentliche Aenderungen erfahren, als höchst vortrefflich anerkannt und bewundert. Willig unterordneten sich ihm die andern Befehlshaber, die Truppen selbst hingen ihm staunend in scheuer Ehrfurcht an. Sein Ruhm erscholl durch ganz Europa. Der deutsche Kaiser, der König von Spanien, die Fürsten Italiens insgesammt, voll Preis und Freude über die abgewandte Gefahr, gaben ihm durch besondre Schreiben ihre Glückwünsche und Danksagungen zu erkennen. Venedig selbst, welches den nahen Fall jener Vormauer mit Zittern erwartet und schon türkische Raubschiffe in seinen Gewässern hatte sehen müssen, war von unbeschreiblichem Jubel erfüllt. In der St. Mar-

kuskirche wurde ein feierliches Dankfest gehalten, begleitet von dem Donner des Geschützes und dem Jubel des Volkes, das sich der ausgelassensten Siegesfreude überließ. Der Senat, nachdem er dem heiligen Spiridion, dem Schutzpatron von Corfu, gebührende Danksagung zuerkannt, vergaß den weltlichen Schützer keineswegs; er beschloß in derselben Sitzung, dem heldenmüthigen Feldmarschall bei seiner Ankunft in Venedig einen kostbaren Ehrenbegen und die Zusicherung eines lebenslänglichen Gehalts von 5000. Dukaten darzubringen, am Eingange des Arsenals sein Brustbild, in Corfu selbst aber seine Bildsäule in Lebensgröße auf dem großen Marktplatze aufstellen zu lassen. Franz Imvianchi, ein damals berühmter Bildhauer, bekam den Auftrag, beide Werke in Marmor auszuführen. Auch zwei Denkmünzen ließ der Senat zu Ehren Schulenburgs prägen, auf welchen seine Thaten bildlich vorgestellt waren. Außer diesen beiden kamen noch andre zum Vorschein, worunter eine, sein wohlgetroffenes Bild mit der Umschrift zeigend: Auspiciis Venetum virtus germana tuetur, Corcyrae 22. aug. 1716. besonders selten geworden ist, vielleicht auf Betrieb der Regierung, welche dabei irgend eine Mißfälligkeit finden mochte. Das Standbild aber in Corfu wurde schon im fol-

genden Jahre wirklich aufgerichtet, und erhielt zur Inschrift die würdigen Worte: Mathiae comiti Schulemburgio, summo terrestrium copiarum praefecto, christianae reipublicae in Corcyrae obsidione laborantis fortissimo assertori, adhuc viventi, Senatus. Anno 1716. die 12. sept. Damit das Denkmal desto schöner dastünde, befahl der Senat zugleich die Niederreißung aller andern Bildsäulen, welche die niedrige Schmeichelei des Adels der Corfioten in früherer Zeit mehreren unverdienten Proveditoren errichtet hatte. Schulenburgs Bild stand demnach allein, von hoher Stelle weit über das Meer hinschauend; sie blieb auch in dem Unglück, welches durch Pulverentzündung im Jahre 1718. einen Theil der Stadt zerstörte, inmitten von Trümmern allein unversehrt.

Wir kehren zu den Kriegsbegebenheiten zurück. Die türkische Flotte setzte den Seraskier mit seinen geretteten Truppen auf der nahen Küste von Albanien bei Butrinto an's Land, von wo sie alsbald sich in das innere Land verzogen. Der Kapudan-Pascha nahm seine Richtung nach Candia, von der venetianischen, jetzt sehr ansehnlichen Flotte verfolgt, aber wegen ungünstigen Windes nicht erreicht. Schulenburg indeß verlor keine Zeit, sondern traf alle Anstalten zum Wiederaufbau der zer-

störten Festungswerke, ließ die Stadt möglichst säubern und herstellen, und die schon vor der Belagerung angeordneten, aber durch diese unterbrochenen, neuen Befestigungen thätig fördern. Auf die Nachricht, daß der Feind in Butrinto einige Vorräthe zurückgelassen, beschloß er diese kleine Feste zu nehmen; er schiffte am 8. September mit 800. Mann hinüber, und halb durch List, halb durch Kühnheit gewann er den Ort und alles was darinnen war. Anfangs dachte er den Hafen zu verschütten und die Festungswerke in die Luft zu sprengen; bald aber, die Wichtigkeit erwägend dieser Lage in solcher Nähe von Corfu, fand er gerathener, den Posten durch einige Anlagen völlig haltbar zu machen, und zur Verstärkung jener Inselfeste zu behaupten; er schrieb deßhalb an den Senat, und ließ vorläufig, bis dessen Genehmigung einträfe, eine kleine Besatzung dort. Zur bessern Sicherung wurden die nahgelegenen Festen und Schanzen auf der Küste von Albanien, aus denen die Türken der Besatzung von Butrinto leicht gefährlich werden konnten, sämmtlich erobert und geschleift. Hierauf begab sich Schulenburg mit 2000. Mann auf die kleine Flotte, besuchte die Inseln Zante und Cefalonia, wo er die Arbeiten in Augenschein nahm, vereinigte sich alsdann mit der

großen Flotte, und kreuzte eine Zeitlang an der Küste von Morea; da jedoch hier, wie er bald einsehn mußte, nichts zu unternehmen war, so wandte er sich nach der Insel St. Maura, welche die Türken nach Sprengung der Festungswerke verlassen hatten, und setzte dieselben wieder in guten Wehrstand, da sie durch ihre Lage und örtliche Beschaffenheit in den Zusammenhang der umfassenden Plane gehörte, die er zur Vertheidigung dieser Gegenden entworfen hatte. Nochmals kehrte er von hier auf die große Flotte zurück, welche aber, der stürmischen Jahreszeit wegen, nicht länger in See bleiben konnte, sondern ohne den Feind getroffen zu haben im December zur Ueberwinterung in Corfu einlaufen mußte. Er besichtigte daselbst die inzwischen hergestellten Werke, ertheilte für die fortdauernden Arbeiten weitere Befehle, und nachdem er alle Sachen bestens bestellt und angeordnet, schiffte er gegen Ende Decembers, auf die öffentliche Einladung des Dogen, in Begleitung vieler Offiziere nach Venedig.

Sein Empfang war überaus glänzend. Als er nach gehaltener Quarantaine am 3. Januar 1717. am Markusplatze ausstieg, strömten ihm alle Einwohner entgegen, jeder wollte den Helden von Corfu, den Retter der Republik sehen. Das Volk

erhob ihm ein unendliches Jubelgeschrei und unaufhörliches Händeklatschen, alles war von Freude begeistert. Die Seeleute wollten von ihm nicht ablassen, sondern trugen ihn auf ihren Schultern im Triumphe bis zum Throne des Dogen, der umgeben von der glänzenden Versammlung der Edlen ihn als Helden begrüßte, und ihm feierlich den prächtigen Ehrendegen überreichte, welchen der Senat ihm zuerkannt hatte. Schulenburg sprach mit edlem Anstand und würdiger Fassung eine kurze kriegsmännische Anrede, beglückwünschte den Dogen und die ganze Versammlung wegen des Entsatzes von Corfu, und rühmte, ohne der seinigen zu erwähnen, preisend die Verdienste der Edlen, welche sich in dem Feldzuge hervorgethan. Der versammelte Adel brach in die rauschendsten Beifallsbezeigungen aus, den großen Feldherrn bewundernd, der seinen Ruhm nicht auf Verdunkelung der Andern eifersüchtig zu gründen brauchte, sondern dadurch um so herrlicher leuchten ließ, daß er ihn großmüthig seinen Umgebungen mittheilte. Die Häuser derjenigen Edlen, welche mit ihm gedient hatten, beglückwünschten ihn noch besonders durch feierliche Botschaften, und erstatteten ihm für seine gütigen Aeußerungen ihren eifrigsten Dank. Alles bestrebte sich, ihm Ehre und Huldi-

gung zu erweisen, seines Anblicks, seiner Reden konnte man sich nicht ersättigen; das Volk insbesondre folgte ihm überall in schwärmerischer Zuneigung; daß er ein Fremder, ein Protestant sei, wurde ganz vergessen, er hieß in Aller Munde der getreue und gute Marcolin, ein volksthümlicher Ausdruck, welcher den ächten, wohlgesinnten Venetianer mit höchstem Lobe bezeichnen sollte.

Schulenburg benutzte den Taumel der Freude, welchen seine Gegenwart in Venedig erweckte, um in diesem Augenblicke, da man gern alles nur irgend Gewährbare ihm zugestand, für seine protestantischen Glaubensgenossen den Genuß größerer Rechte und überhaupt so viel Duldung und Freiheit auszuwirken, als mit dem Grundgesetze der Republik, das nur den katholischen Gottesdienst öffentlich erlaubte, irgend vereinbar schien. Obgleich Venedig niemals der römischen Kirche übertrieben gehuldigt, hätte doch kein Andrer diese Maßregel ohne Mißstimmung und Gährung zu bewirken vermocht; jetzt wurde an keinen Vorwurf oder Tadel gedacht. Nach dieser redlichen Fürsorge, deren Gegenstand von früher Jugend seinem Herzen immer werth und gegenwärtig geblieben, wandte er alle Gedanken und Bemühungen mit verdoppeltem Eifer auf den neuen Feldzug, der gegen die

Türken

Türken in diesem Jahre mit dem Frühsten eröffnet werden sollte. Auf alle Weise betrieb er die vielfachen Kriegsanstalten, welche bei aller Dringlichkeit in der herkömmlichen Behandlung saumseliger Behörden häufig vernachlässigt wurden; geschickte Gewinnung der Personen durch geschicktes Betragen, Erhaltung ihres guten Willens durch angemessene Reden und Geschenke, mußten hier oft mehr ausrichten, als strenger Dienstbefehl und anklagende Beschwerde. Den gleich anfangs vorgelegten Kriegsentwurf zur Eroberung von Albanien, dessen Ausführung im vergangenen Jahre durch die Ereignisse von Corfu verhindert worden, dachte Schulenburg im nächsten Feldzuge mit Eifer zu verfolgen. In der That schien in diesem Plane für Venedig ein neuer Keim von Ruhm und Größe niedergelegt, der einen unberechenbaren Umfang künftiger Entwickelung verhieß, und vielleicht die ganze Bedingung darbot, unter welcher das sinkende Ansehn dieses Staates neue Gewähr dauernden Machtbestandes gewinnen konnte. Schulenburgs richtiger Blick hierin gehörte eben so sehr dem großen Staatsmann als dem kühnen Feldherrn; Venedig im Besitze von Albanien konnte, auf das italiänische Festland verzichtend, einen neuen Körper im Osten gewinnen, das Haupt ei-

nes großen Reiches werden, dessen Gestalt späterhin unter Ali-Pascha's Herrschaft nur als unvollkommene Erscheinung vorüberzog, und vielleicht unter ganz andern Bedingnissen sich vollständig entwickelt! Zur Ausführung dieses Plans war vor allen Dingen die Vermehrung der Landtruppen nöthig, deren Stärke sich im vergangenen Feldzug als viel zu gering erwiesen hatte. Demnach ließ Schulenburg die schon bestehenden Werbungen in Deutschland auf alle Weise befördern; besonders kam aus Baiern und Sachsen viele Mannschaft, welche großentheils der glänzende Ruf seines Namens herbeilockte. Die Ausrüstung der Flotte wurde mit nicht geringerem Eifer betrieben; die Venetianer hatten immer große Vorliebe für die Seemacht, die überdies auch für die Ausführung des großen Vorhabens unentbehrlich war, um jede störende Dazwischenkunft der türkischen Flotte in den venetianischen Gewässern abzuwehren.

Das Frühjahr 1717. erschien, und Schulenburg reiste von Venedig ab, um auf den Inseln und Küsten, wo die Türken sich bereits zu regen anfingen, die Kriegsunternehmungen zu leiten. Er machte den Anfang seiner Reise zu Lande, und ging zuerst nach Rom. Niemand hatte über die Rettung von Corfu größere Freude bezeigt, als

Pabst Clemens XI., der darin eine Sache der ganzen Christenheit erblickte, und sich überhaupt die Sorge des Türkenkriegs eifrigst zu Herzen nahm. Er hatte mehrmals das sehnliche Verlangen ausgesprochen, den deutschen Helden, der dieses große Werk vollbracht, in Rom zu sehn, und sich mit ihm über die Fortsetzung des Krieges zu besprechen. Diese Gelegenheit sollte Schulenburg benutzen, um die Beschleunigung der Hülfsgeschwader zu bewirken, welche Venedig von dem Pabste auch in diesem Jahre zu erhalten hoffte. Die Zusammenkunft hatte jedoch ihre Schwierigkeiten, und wäre beinahe unterblieben, bis endlich nach einiger Unterhandlung ein Ausweg vermittelt wurde. Obwohl für den Pabst von persönlicher Hochachtung erfüllt, und voll Ehrerbietung für die hohe Stelle desselben in der Christenheit, weigerte Schulenburg als Protestant dennoch jede Handlung, die mit dem Sinne seiner Glaubensgenossen nicht verträglich schien. Es wurde demnach ausgemacht, daß nur eine Privatunterredung statt finden sollte. Also sprach Schulenburg den Pabst im Garten des Vatikans, mit bedecktem Haupte, den Degen an der Seite, ohne sonstige Ceremonien, als die jedem weltlichen Fürsten gebühren konnten; dies alles nicht aus schnödem Trotz und übermüthiger An-

maßung, wie späterhin wohl selbst katholische Fürsten bei solcher Gelegenheit gegen ein ehrwürdiges Oberhaupt bewiesen, sondern aus treuer Pflichtgesinnung, damit der protestantischen Kirche, deren Mitglieder er hier gleichsam vertrat, an so bedeutender Stelle in seiner Person nichts vergeben würde. Der Pabst war hocherfreut über den Anblick des bewunderten Feldherrn, und fand großes Gefallen an dessen verständiger Rede. Er sah ihn im Verfolge noch zweimal auf dieselbe Weise, gab ihm wiederholt seinen Dank, seine Zufriedenheit zu erkennen, und beschenkte ihn beim Abschiede mit einer kostbaren Denkmünze, die er auf die Befreiung Italiens eigends hatte prägen lassen. Der Kardinal Gualtieri war beauftragt, ihn während seiner Anwesenheit festlich zu bewirthen; viele andre vornehme Römer wetteiferten in gleichem Bemühn, und überhäuften Schulenburg mit Ehrenbezeigungen und Aufmerksamkeiten. Nach kurzem Aufenthalte in Rom begab er sich nach Neapel, wo ihn der Vicekönig gleichfalls mit größten Ehren empfing, und mit der Zollfreiheit für alle Gegenstände beschenkte, die er für sein Regiment aus Neapel etwan beziehen möchte. Von hier ging er nach Otranto, und schiffte in Begleitung vieler angesehenen Freiwilligen, die seinem Ruhme folg-

ten, hinüber nach Corfu, wo er zu Ende des Aprils glücklich eintraf.

Hier fand Schulenburg alles in großer Bewegung; bald nach ihm erschienen der General Nostitz und der Proveditor Mocenigo, eiligst aus Venedig ihm nachgesandt, weil man daselbst aus eingegangenen Nachrichten die Besorgniß gefaßt, der Feind würde seine ganze Macht auf's neue gegen Corfu wenden. Die Insel war jedoch durch Schulenburgs Vorkehrung im besten Vertheidigungszustande, und durfte einen Angriff so sehr nicht fürchten. Er setzte indeß auch die Feste Butrinto, höchst wichtig für solchen Fall, in gute Verfassung, so wie die Insel St. Maura, gegen welche die Türken schon einen fehlgeschlagenen Streich versucht hatten. In einem gehaltenen Kriegsrathe wurde beschlossen, die große Flotte sollte die türkische Seemacht in ihren Häfen einschließen, oder durch eine Schlacht zum Rückzuge dahin nöthigen, die kleine Flotte aber bei den Unternehmungen in Dalmatien und Albanien mitwirken. Nachdem einige Zeit in vergeblicher Erwartung der verheißenen Hülfsgeschwader hingegangen, segelte Ludwig Flangini als außerordentlicher Befehlshaber mit den venetianischen Schiffen allein bis vor die Dardanellen, und lieferte nach mehreren Vorgefechten

in den dortigen Gewässern am 16. Juni dem Kapudan-Pascha eine große Seeschlacht, in welcher die Venetianer siegten, Flangini selbst aber tödtlich verwundet wurde. Ein zweites Seetreffen, unter Anführung Pisani's am 19. Juli bei dem Vorgebirge Matapan, war ebenfalls siegreich, doch keineswegs entscheidend. Seitdem der Seekrieg mehr mit Linienschiffen, als mit Galeeren, der ursprünglichen Stärke der Venetianer, geführt wurde, hatten die letztern ihr früheres Uebergewicht allmählich eingebüßt. Der Kapudan-Pascha drang, ungeachtet jener Treffen, in die ionischen Gewässer vor, und suchte sich daselbst zu behaupten, während zugleich von Morea her die Türken durch eine ansehnliche Kriegsmacht neue Angriffe gegen die Insel drohten, besonders gegen Zante und St. Maura. Durch diese schwebenden Ungewißheiten und die deßhalb in Venedig stets erneuerten Besorgnisse wurde Schulenburg wider Willen in Corfu zurückgehalten. Nach mancherlei Wechsel entworfener Absichten und begonnener Bewegungen gelang es endlich den Venetianern, die türkische Flotte zu verscheuchen und das ionische Meer ungestört zu beherrschen; aber ein großer Theil des Sommers war darüber hingegangen. Schulenburg hatte die Ausführung seines Hauptplans gegen Albanien um

dieser Umstände willen abermals versäumen müssen; doch gab er denselben keineswegs auf, und wünschte die noch übrige Zeit zur vorgängigen Eroberung einiger festen Plätze auf der gegenüberliegenden Küste zu benutzen. Er trug seine Absicht dem Kriegsrathe vor, uud entwarf zuerst eine Unternehmung gegen Prevesa, welche Feste den Eingang des Meerbusens von Lepanto beherrscht. Nach sorgfältiger Zurüstung segelte Schulenburg von Corfu mit 5000. Mann im Oktober dahin ab, von der kleinen Flotte unter Pisani begleitet, während die große bei Zante liegen blieb, um das Unternehmen gegen jeden Versuch türkischer Seemacht sicher zu stellen. Er setzte seine Truppen an's Land, und bemächtigte sich einer Anhöhe, unter deren Schutze sogleich die Laufgräben eröffnet und der Platz heftig beschossen wurde. Die türkische Besatzung, zwar nur 600. Mann stark, aber von einem Pascha befehligt, widerstand mit großer Tapferkeit, und machte mehrere Ausfälle, um die Batterieen der Venetianer zu zerstören; sie wurden aber zurückgeschlagen, und die Beschießung dauerte in vermehrter Stärke fort. Endlich steckten die Türken die weiße Fahne auf, und verlangten freien Abzug. Schulenburg wollte diesen zugestehn, wenn auch Voiniza, wo ein Unterbefehlshaber des Pa-

scha in Besatzung stand, übergeben würde. Der Pascha verneinte jedoch, daß er über diese Feste mitverfügen könne, indessen schrieb er zum Scheine die verlangten Befehle zur Uebergabe. Während des Waffenstillstandes aber, der einstweilen bewilligt worden, brachen die Türken unvermuthet mit dem Säbel in der Faust unter furchtbarem Geschrei in das venetianische Lager, und gewannen nach blutigem Kampfe, worin beiderseits viele Offiziere getödtet wurden, glücklich den Weg nach Larta. Schulenburg besetzte nun Prevesa, wo er 30. Kanonen und große Vorräthe fand, ließ in der türkischen Moschee ein feierliches Tedeum halten, und schiffte sich dann sogleich wieder ein, um nunmehr Voiniza anzugreifen. Dieser Platz, auf einer Höhe zwischen Meer und Sümpfen gelegen, leistete ungeachtet seiner natürlichen Festigkeit wenig Widerstand. Nachdem die Beschießung einige Tage angedauert, und Schulenburg die Entsatztruppen, welche aus der Umgegend heranrückten, zweimal in die Flucht geschlagen hatte, zog die Besatzung von 1800. Mann unvermerkt ab, und überließ dem Sieger die Festung mit 40. Kanonen, vielen Vorräthen und 36. Kriegsfahrzeugen, die im Hafen zurückblieben. Larta, ebenfalls von den Türken geräumt, unterwarf sich freiwillig der Re-

publik, und versprach jährlichen Tribut. Nachdem diese Festen sämmtlich in guten Stand gesetzt und mit Truppen wohl versehen worden, kehrten Schulenburg und Pisani gegen Ende des Novembers nach Corfu zurück. Weniger glücklich betrieb der Proveditor Mocenigo die Sachen in Dalmatien, wo die Venetianer, obwohl über 10,000 Mann stark, nichts Erhebliches ausführten, zum großen Mißvergnügen Oesterreichs, welches von daher eine kraftvolle Ablenkung zu Gunsten des Heeres an der Donau vergeblich erwartet hatte.

Venedig sah mit großer Freude durch den Besitz der wichtigen Festungen Prevesa und Voiniza den sicheren Zugang nach Albanien eröffnet, und der Senat beschloß, in Schulenburgs tiefdurchdachten Plan jetzt völlig eingehend, im nächsten Feldzuge diese Eroberungen nachdrücklich zu verfolgen. Mit lebhaftem Eifer wurde durch vielfache Anstalten die große Unternehmung vorbereitet. Während alle Thätigkeit nach dieser Seite gerichtet war, trübten sich die politischen Verhältnisse höchst bedenklich von Westen her. Der Kardinal Alberoni, Minister des Königs von Spanien, ganz Europa mit seinen Ränken umspinnend und geübt in allen hinterlistigen Anschlägen, sann auf Wiedereroberung der im Kriege über die Erbfolge Spaniens verlo-

renen Nebenländer dieses Reiches. Seine trügerische Staatskunst enthüllte sich jetzt deutlich durch die unerwartete Wegnahme Sardiniens, zu welcher die Flotte und die Truppen verwendet wurden, die er dem Pabste selbst als eine nach Corfu bestimmte Hülfsmacht vorgespiegelt hatte; ganz Italien schien bedroht, von spanischer Heeresmacht überfallen zu werden. Kaiser Karl VI. sah mit größter Besorgniß die andringende Gefahr, welcher zu begegnen seine ganze Macht erforderlich schien, und um nicht mit getheilten Streitkräften auf den entgegengesetzten Gränzen seines Reiches zwei Feinde zugleich bekämpfen zu müssen, suchte er den Türkenkrieg im vortheilhaften Augenblicke schleunig zu beenden. Nach vorläufigem Waffenstillstande wurden alsbald im Frühjahr 1718. die Friedensunterhandlungen zu Passarowitz eröffnet, zum größten Verdrusse der Venetianer, welche jetzt erst die Bahn glänzender Vortheile zu beginnen dachten; sie schlossen sich den Verhandlungen zwar an, hofften aber deren Fortgang durch außerordentliche Waffenerfolge bald wieder zu hemmen. Mit verdoppelter Anstrengung wurden daher alle Rüstungen beschleunigt. Der Proveditor Mocenigo zog seine Truppen bei Spalatro zusammen; Schulenburg landete mit ansehnlicher Streitmacht und vie-

lem Geschütz in Sebenigo, und schickte sich ernstlich zu dem Einfall in Albanien an. Nachdem Pisani die türkische Flotte durch ein glückliches Seetreffen entfernt, begann Schulenburg mit den Landtruppen am 22. Juli die Belagerung von Dulcigno, einem türkischen Raubneste am adriatischen Meere. Schon waren die Festungswerke großentheils niedergeschossen, die türkische Heeresmacht, welche ein Seraskier zum Entsatze heranführte, mit großem Verluste zurückgeschlagen, und der Platz der Uebergabe nahe, als am 1. August Abends eine Feluke von Venedig mit Briefen des Senats anlangte, welcher die Einstellung aller Feindseligkeiten anbefahl, indem der Friede so gut wie geschlossen sei; die Republik fühlte sich zu schwach, mit ihren eignen Kräften allein den Krieg gegen die ganze türkische Macht auf sich zu nehmen, und mußte sich der Nothwendigkeit unterwerfen, welche aus der allgemeinen Lage der Staatsverhältnisse hervorging. Schulenburg, inmitten vielversprechender Fortschritte gehemmt, ergab sich voll Unmuths in sein neues Geschick, stellte das Feuer ein, ließ an der Spitze der Laufgräben die weiße Fahne aufstecken, und der Besatzung die erhaltene Nachricht mittheilen; allein die türkischen Befehlshaber trauten der Sache nicht, sondern verwiesen ihn an den

Seraskier, der mit verstärkten Entsatztruppen wieder nahe herangekommen war, und setzten indeß die Feindseligkeiten ihrerseits fort. Der Seraskier, schon unterrichtet, nahm den Schein an, als ob er an der Zuverlässigkeit der Nachricht zweifle, und erklärte sich zur Einstellung der Feindseligkeiten nur unter Bedingungen bereit, welche Schulenburg mit Unwillen verwerfen mußte. Auch der späteren Nachricht von dem zu Passarowitz am 21. Juli wirklich erfolgten Friedensschlusse verweigerten die Türken, sich im Vortheile wähnend, allen Glauben. Mittlerweile erhob sich ein ungeheurer Sturm, der alle Fahrzeuge der Venetianer an der Küste zerstreute oder zerschmetterte; ohne Möglichkeit des Rückzugs und ohne Zufuhr von Lebensmitteln, von den Türken täglich näher bedrängt und angegriffen, ohne selbst vorrücken zu dürfen, befand sich Schulenburg in nicht geringer Verlegenheit. Da die Türken nicht aufhörten, ihn feindlich zu belästigen und immer drohender zu umstellen, so beschloß er durch einen kühnen Angriff sie zurückzuwerfen, und lieber den Krieg, weil sie ihn doch wollten, zu ihrem Nachtheil zu führen, als zu dem seinigen den Frieden zu halten; allein Pisani widerrieth ängstlich solchen Schritt, dessen Folgen, wie er meinte, für Venedig höchst un-

glücklich sein könnten. In dieser schlimmsten aller Lagen verlor Schulenburg die Fassung nicht; sein Muth und seine Geistesstärke zeigten sich in ganzer Größe. Nachdem er eine Zeitlang in gänzlicher Abgeschnittenheit ausgedauert, legte sich endlich der Sturm, und die meisten der zerstreuten Fahrzeuge erschienen wieder an der Küste; nun war die Rettung vor Augen, und es galt die Schiffe ohne Zeitverlust zu erreichen. Allein der Rückmarsch zu dem Einschiffungsorte war unterdessen sehr gefahrvoll geworden; der Seraskier hatte sich mit der Besatzung von Dulcigno vereinigt und die sämmtlichen Anhöhen besetzt, durch deren Schluchten die Venetianer das Ufer gewinnen mußten. Schulenburg durfte nicht säumen, er brach in der Nacht auf, und da die Türken ihm den Weg versperrten, griff er sie mit Ungestüm an, und eroberte die Höhen, auf welchen sie sich schon festgesetzt hatten. Kaum hatte er seinen Zug eine Strecke fortgesetzt, so kehrten sie in vermehrter Anzahl wieder, und umringten ihn von allen Seiten; neuer Kampf mußte wiederholt den Weg öffnen. Er bedurfte aller seiner Kriegserfahrung und Geschicklichkeit, um unter so schwierigen Umständen ohne wesentlichen Verlust davonzukommen. Alle Brunnen waren in türkischer Gewalt, und

Schulenburg mußte persönlich an der Spitze von Grenadieren das nöthige Wasser mit dem Degen in der Faust erkämpfen. Um das allzu hitzige Eindringen des Feindes auf seinen Nachtrab zu mäßigen, raffte er, in Ermangelung andrer Reiterei, einen Theil seiner Offiziere und etwa 30. Dragoner zusammen, und warf sich an der Spitze dieses Häufleins einhauend so tapfer auf die gedrängten Türkenschaaren, daß diese mit großem Verlust auseinanderstoben, und geraume Zeit brauchten, sich wieder zu sammeln. Ueberall selbst anordnend und ermuthigend durch Wort und Beispiel, führte er seinen Zug vermittelst künstlicher Bewegungen und kluger Aufstellungen, unter unaufhörlichen, aber stets vergeblichen Angriffen der Türken, unverletzt durch alle Schwierigkeiten des verwickelten Erdreichs, und erreichte glücklich das Meer, wo er die Truppen, ohne daß die Türken es hindern konnten, mit allem Geschütz und Gepäck einschiffte, und wohlbehalten nach Cattaro brachte. Sein Rückzug war ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung, und die Ehre davon blieb ihm allein um so vollständiger zugeeignet, als kein andrer Befehlshaber ihn bei den vielfachen Anordnungen und Gefechten hatte unterstützen wollen.

Der Friede von Passarowitz war günstiger für Oestreich, als für Venedig. Das Königreich Morea, Cerigo und andere Inseln blieben in der Gewalt der Türken; dagegen behielt die Republik die letzten Eroberungen Schulenburgs, Buttinto, Parga, Prevesa, Voiniza, und mehrere Plätze in Dalmatien; dieser Gewinn, an sich nicht unbedeutend, für die Herrschaft in jenen Meeren und für den Besitz von Corfu höchst wichtig, konnte gleichwohl für den Verlust von Morea nicht entschädigen, und die Venetianer fühlten tief, daß sie von ihrer Macht herabstiegen. Schulenburg eilte, nach eingetretenem Friedenszustande, eine persönliche Angelegenheit abzumachen, die sich ihm während des Krieges erhoben hatte. Er war sehr unzufrieden mit dem General Nostitz, der seinen Anordnungen bei mehreren Gelegenheiten widersetzlich gewesen, und überhaupt das Ansehn des Oberbefehlshabers zu mißkennen gewagt. In Zurechtweisung und Widerspruch hatte sich ein Wortwechsel entsponnen, den beide übereingekommen waren nach beendigtem Türkenkriege durch den Zweikampf auszugleichen. Inzwischen wurde die Sache ruchtbar und ihr Ausbruch durch mancherlei Hemmungen hingehalten; man suchte mittlerweile eine Aussöhnung zu Stande zu bringen; durch das Bemühen

des Kaiserlichen Hofes gelang es endlich, den Streit ohne Zweikampf zu Schulenburgs Zufriedenheit beizulegen. In diesem Jahre ereignete sich ein großes Unglück in Corfu, durch welches Schulenburg, dem nach dem Kriege wenig zu thun übrig schien, unvermuthet zu neuer Thätigkeit berufen wurde. Ein schrecklicher Sturm verheerte die Insel; der Blitz schlug in das neue Schloß und entzündete den Pulverthurm, es erfolgte eine gräuelhafte Verwüstung; viele Häuser und Paläste stürzten ein, über tausend Menschen, unter ihnen der Seeheld Pisani, kamen um's Leben, die Schiffe wurden im Hafen gegen einander geschmettert, die Festungswerke lagen völlig zerstört danieder. Daß Schulenburgs Bildsäule wie durch ein Wunder inmitten der Trümmer unbeschädigt blieb, ist schon erwähnt worden. Dieses Unglück gab Anlaß, daß Schulenburg den Auftrag erhielt, die bisherige, zwar sorgfältige, aber in ihrer ersten Anlage verfehlte Befestigung von Corfu nach seinen Planen in ganz neuer und regelmäßiger Gestalt wieder aufzubauen. Dieses große Werk wurde von ihm, gemäß den Vorschriften des Senats, dem an schleuniger und vollkommener Herstellung dieses Bollwerkes der Republik äußerst gelegen war, sogleich unternommen, und nach seinen Entwürfen, unter seinen

seinen Augen, da er oft und lange in Corfu verweilte, während zehn Jahren ununterbrochen fortgeführt, bis mit großer Anstrengung und ungeheurem Aufwande endlich im Jahre 1729. das Ganze vollendet war. Alle Männer vom Fache stimmten überein, daß Schulenburg in diesem Werke ein Meisterstück der Befestigungskunst aufgestellt, und Corfu jetzt durch seine Anlagen für immer so unüberwindlich gemacht habe, als es vor kurzem bloß durch seinen Heldenmuth gewesen.

Venedig pflegte nach geendetem Kriege seine ausländischen Generale und Truppen mit angemessener Belohnung zu entlassen. Dieser Fall trat jedoch nicht für Schulenburg ein, dessen Thätigkeit der Republik auch im Frieden bedeutend blieb, und dessen Ansehn und Kriegsruhm mit ihren Staatsverhältnissen vortheilhaft verflochten war; der Senat erneuerte daher sorgfältig den geschlossenen Dienstvertrag in herkömmlichen Fristen von drei zu drei Jahren. Auf diese Weise verblieb Schulenburg seine ganze folgende Lebenszeit im Dienste Venedigs, und in seiner Würde nicht minder einflußreich, als hochgeehrt und gepriesen. Die herrschenden Häuser des Staates, besonders das große Haus der Pisani, waren seine Freunde, und

unterstützten ihn kräftigst in allen Unternehmungen und Arbeiten, die er in Betreff des venetianischen Kriegswesens nothwendig erachtete, und für welche die beträchtlichen Ausgaben im Frieden gar leicht zu hoch gefunden werden. Er bereiste das venetianische Gebiet nach allen Richtungen, und schiffte besonders häufig nach den griechischen Inseln, wo außer dem großen Festungsbau von Corfu noch viele andre Aufgaben und Anlagen ihn beschäftigten. Sein rastloser Eifer und seine beharrliche Thätigkeit achteten kein Hinderniß; er gönnte sich keine Ruhe, bevor nicht alles gethan war, was zu seinem Zwecke geschehen konnte. Er hatte dabei vielfaches Ungemach, auch selbst Lebensgefahr auszustehn; auf einer Rückreise von Corfu litt er bei der Insel Lissa in Dalmatien Schiffbruch, und wurde nur mit genauer Noth gerettet. Auch in der inneren Einrichtung versuchte er mancherlei Verbesserungen zu erwirken, nachtheilige Formen oder üble Gewohnheiten abzuschaffen. Er wußte aus Erfahrung, wie zweckwidrig die große Verwaltungsmacht des Savio alla Scrittura auf den Gang der Kriegsführung hemmend einwirken könne, und wie wenig überhaupt die Anstalten selbst den Absichten und dem Aufwande des Staats entsprächen. Durch sein großes Ansehn und unablässiges Bemühn

brachte er es auch wirklich dahin, daß im Jahre 1721. eine eigne Kriegsbehörde eingesetzt wurde, welche nach zweckmäßiger Vorschrift die Verwaltungsgeschäfte führen sollte; sie bestand aber nicht lange, und die alte Einrichtung kehrte mit allen ihren Mängeln und Mißbräuchen zurück. Von der Zeit an gab Schulenburg es auf, die unübersteiglichen Schwierigkeiten, die sich in dem Wesen selbst der venetianischen Verfassung begründet zeigten, weiterhin nutzlos zu bekämpfen.

Unsre Nachrichten über Schulenburgs weiteres Leben und Wirken werden von nun an sehr mangelhaft. Nur einzelne Vorgänge schimmern abgesondert aus dem Verlauf der Jahre hervor. Als Oberbefehlshaber der sämmtlichen Landtruppen der Republik hatte er seinen regelmäßigen Wohnsitz in Verona, wo er jedoch erst in späteren Jahren sich bleibend aufhielt, indem er früher meist in Venedig und in der Levante, theils auch auf anderen Reisen abwesend war, die er in persönlichen Angelegenheiten unternahm. Im Jahre 1720. reiste er nach Deutschland, besuchte sein Stammgut Emden bei Magdeburg, und ging hierauf nach Berlin und Wien. Eine größere Reise unternahm er sechs Jahre später nach England, wo seine Schwe=

ster Irmengard Melusina am Hofe König Georgs I. in Verhältnissen lebte, deren etwan mangelhafte Seite nicht nur durch Macht und Größe, sondern auch durch Würde und Bildung glänzend überdeckt war. Sie hatte schon am Hofe zu Hannover, als Kammerfräulein der Kurfürstin Mutter, durch ihre außerordentliche Schönheit und trefflichen Verstand die heftigste Neigung des Kurfürsten erweckt, dessen entschiedene und dauernde Gunst sie zwar nicht zu seiner Gemahlin erheben gekonnt, aber nach seiner Thronbesteigung von England ihr mit andern vornehmen Titeln den einer Herzogin von Kendal verliehen, und bei dem Kaiser Karl VI. ihre Erhebung zur Reichsfürstin von Eberstein bewirkt hatte. Im Juli 1726. traf Schulenburg bei seiner Schwester im Pallaste zu Kensington ein. Der König war über seine Ankunft so sehr erfreut, daß er ihn sogleich in den Reisekleidern vor sich kommen ließ, und nach einer lebhaften Unterhaltung von zwei Stunden sofort zum Abendessen zurückbehielt. Die außerordentliche Gunst dieses Fürsten, und die Ehrenbezeigungen, welche, nach dem Willen und Beispiele des Königs, von allen Großen des Hofes, und selbst von den fremden Gesandten, ihm bei allen Gelegenheiten erwiesen wurden, machten ihn fast

betreten. Er empfing von den angesehensten Personen, die dem Könige gefällig zu sein wünschten, den ersten Besuch, unter andern von dem französischen Gesandten, Grafen von Broglie, dessen Stolz ungern zu solcher Zuvorkommenheit sich verstehn wollte. Er musterte die Truppen in deren Reihen er mehrere Offiziere begrüßte, welche mit ihm in den Niederlanden gedient hatten. Der König fand ungemeinen Reiz in seiner Unterhaltung; er lud ihn fast täglich zu Spaziergängen ein, die oft bis tief in die Nacht dauerten. Die langen Unterredungen, die Schulenburg mit dem Könige hatte, und das große Vertrauen, dessen er genoß, gaben Anlaß zu politischen Vermuthungen; man glaubte, der König habe durch Schulenburg den Beitritt Venedigs zu dem Bündnisse gewinnen wollen, das im Jahre vorher zu Herrnhausen zwischen Großbritannien, Frankreich und Preußen aus Eifersucht gegen die entstandene Befreundung Oesterreichs und Spaniens geschlossen worden. Doch diese Vermuthung bestätigte sich nicht; das Verhältniß der Herzogin von Kendal und Schulenburgs persönliche Eigenschaften waren hinlänglicher Grund zu der ausgezeichneten Aufnahme, die er am englischen Hofe fand. Das Anerbieten des Ingeburtrechtes, verbunden mit großbritannischen Diensten,

Titeln und Würden, scheint Schulenburg beharrlich abgelehnt zu haben. Nach längerem Aufenthalte in England beurlaubte er sich bei dem Könige, der ihn höchst ungern entließ, zu seiner Rückreise. Er ging über Berlin und Wien, wo ihm ebenfalls große Ehren erwiesen wurden, nach Venedig zurück. In Berlin empfing er bei seiner damaligen Anwesenheit aus den Händen des Königs Friedrich Wilhelms I. den schwarzen Adlerorden.

Nachdem Schulenburg viele Jahre hindurch dem venetianischen Kriegswesen vorgestanden, und alle Einrichtungen und Arbeiten so weit vollendet hatte, daß einstweilen das Geschehene überall genügen mochte, um so mehr, als die Republik während der ganzen Zeit einer tiefen Friedensruhe genoß, so glaubte sein Zartgefühl die Fortdauer seines Dienstverhältnisses, dem er bei zunehmendem Alter nur abnehmende Kraft zu widmen hatte, in Frage stellen zu müssen. Als daher beim abermaligen Ablaufe des dreijährigen Vertrages im Herbste des Jahres 1730. die gewöhnliche Erneuerung desselben sich ungewöhnlich verzögerte, gab er sein Bedenken dem Senate schriftlich zu erkennen, und verhehlte nicht, daß, wenn auch seine Wünsche ihn nach Deutschland hinzögen, er gleichwohl aus Erkennt-

lichkeit für genossene Güte sich die Hände dergestalt gebunden sähe, daß ihm keineswegs freistünde zu erwählen, was er sonsten etwan, Alters und und vieler andern jetzigen und künftigen Umstände wegen, zu wünschen und zu suchen hätte, sondern entschlossen sei, sich des Senats Befehle hierin gänzlich zu unterwerfen. In derselben Zeit, wie sein Schreiben, kam in Venedig die Nachricht von einer großen Empörung an, die in Konstantinopel ausgebrochen war, und eine wichtige Staatsveränderung daselbst bewirkt hatte. Der Senat begehrte deßhalb von Schulenburg, ohne dessen persönlicher Angelegenheit nur zu erwähnen, eiligst sein schriftliches Gutachten über die zweckmäßigste Sicherstellung der venetianischen Besitzungen in der Levante, falls dieselben in Folge jenes Ereignisses gefährdet werden sollten. Schon nach zwei Tagen lieferte Schulenburg einen ausführlichen Aufsatz, der alles Erforderliche gründlich angab, und mit größtem Beifall aufgenommen wurde. Gleichwohl verzögerte sich noch immer die Erneuerung des Dienstvertrages, und Schulenburg mußte glauben, daß sein Bedenken Eingang gefunden habe, und die Republik seiner Dienste wohl entrathen dürfte. Diese Ungewißheit dauerte bis zum 25. November, nicht aber aus zweifelnder Ueberlegung, oder sonst

einer Absicht, sondern aus bloßer Zufälligkeit, weil viele Mitglieder des Senats abwesend waren; denn kaum war die Sitzung wieder vollzählig, so erfolgte sogleich am genannten Tage jene Erneuerung durch einhelligen Beschluß des Senats, unter freudigster Zustimmung von ganz Venedig. Diese zufällige Stockung blieb die einzige, und fortan bis zu seinem Ende sah Schulenburg sein Dienstverhältniß von dem Senate fürsorglich in den gewohnten Fristen vor dem Ablauf erneuert. Es gab fast kein Beispiel, daß ein ausländischer Feldherr so viele Jahre in dem Dienste Venedigs ausgedauert, und in einer so mürrischen Republik, wie ein früherer Schriftsteller sie nennt, die allgemeine Zufriedenheit in so hohem Grade zu erhalten gewußt. Es ereignete sich fernerhin wenig, was seine Thätigkeit hätte in Anspruch nehmen können. Doch trat er im hohen Alter zuletzt noch einmal auf, als im Jahre 1741. die Republik, wegen der bedenklichen Aussichten nach Kaiser Karls VI. Tode, ein Beobachtungsheer von 20,000. Mann unweit Verona zusammenzog; er fand sich bei demselben ein, ohne jedoch den eigentlichen Oberbefehl zu übernehmen.

Als Voltaire die Lebensgeschichte Karls XII. neu herausgeben wollte, und seiner beredten Dar-

stellung das Verdienst größerer Genauigkeit zu geben wünschte, wandte er deßhalb, durch Vermittelung des französischen Gesandten in Venedig, auch an Schulenburg die Bitte um mancherlei Nachrichten und Aufschlüsse, welche dieser allerdings vor andern der Wahrheit gemäß ertheilen konnte. Schulenburg erwiederte die schmeichelhafte Zuschrift durch Uebersendung ausführlicher Denkblätter, welche sowohl die Kriegsereignisse der Jahre 1703. bis 1706., als auch andre bedeutende Vorgänge jener Zeit in französischer Sprache abhandeln. Voltaire benutzte diese Schriften, und ließ ein zweites Schreiben an Schulenburg der neuen Ausgabe jenes Geschichtbuches, als öffentliches Zeichen seiner Dankbarkeit, vordrucken. Dieser Briefwechsel fällt in das Jahr 1740., und es scheint, daß die Denkschriften selbst erst in dieser Zeit aus Tagebüchern und andern Aufzeichnungen zu dem bestimmten Zwecke zusammengestellt wurden, denn sie tragen unverkennbar die Mängel des hohen Alters, obwohl die Schreibart sonst kräftig und zuweilen musterhaft ist. In der Zeitschrift für die Kriegskunst, welche von Offizieren des preußischen Generalstabs im Jahre 1817. herausgegeben worden, sind jene Mittheilungen, soweit sie Voltaire empfangen, großentheils im Druck erschienen. Wahr-

scheinlich befanden sich in dem handschriftlichen Nachlasse Schulenburgs auch über andre Zeiträume seines Lebens ähnliche Nachweisungen und Aufschlüsse, deren Verlust oder Verborgenheit wir zu bedauern haben.

Schulenburg starb am 14. März 1747. zu Verona im siebenundachtzigsten Jahre seines Alters, nachdem schon vier Jahre vorher das Gerücht seines Todes fälschlich ergangen war. Er war nie verheirathet gewesen, und hinterließ keine Kinder. Seiner Schwester ältester Sohn, Ludwig Graf von Oynhaussen, den er schon lange an Kindesstatt angenommen, war der einzige Erbe seines beträchtlichen Vermögens. Venedig huldigte dem Andenken des Helden, den es im Leben so hochgeehrt, nicht minder nach seinem Tode. Der Proveditor der Terrafirma, Simon Contarini, hielt ihm zu Verona ein prunkvolles Leichenbegängniß. Späterhin wurde seine Hülle nach Venedig gebracht, wo ihm die Signoria ein prächtiges Grabmahl zu errichten beschloß.

Von Schulenburgs Person und Karakter dürfte folgende Schilderung, durch kundige Hand nach dem Anblicke seines wohlgeprägten Bildes entwor-

sen, am Schlusse dieses Abrisses nicht ungeziemend stehn. „Ein sehr schönes Gesicht, wie man nur selten eines sieht. Man erahndet in ihm die haltungsvolle Größe und kriegerische Würde der ganzen Gestalt. Das Kostüm, wie unser großer Kurfürst; leichte und doch dichte Locken, in der Mitte der Stirn aufgekraust, so daß diese ganz zu sehen ist: eine von denen, die man durchaus schön nennen kann, und die selten vorkommt, grade in die Höhe steigend, und nur, wenn man sie genauer untersucht, sieht man, daß sie genug rückwärts gebogen ist. Sie ist der Platz des größten, kräftigsten Nachdenkens, und nicht nur den sieht man vollkommen gebildet vor sich, sondern die schönsten Spuren einer solchen Arbeit selbst, und dies ist der Ausdruck des ganzen würdigschönen Gesichts. Besorgte, gütige, und doch dem Entschluß nicht wehrende, aber erwägende, nach den vollkommen schönen Schläfen hin sanft gebogene Augenbraunen; ausgearbeitete Augenwinkel, wo man wohl Scherz und die Lust daran wahrnimmt. Etwas Verachtung aller Dinge — wohlverstanden, aller — in dem sehr belebten, ebenfalls Erwägung und eben so Entschlossenheit andeutenden Munde, dessen Unterlippe vorstehen will, weil sie stärker ist als die obere, den aber der Wille ganz bemeistert.

Ueberhaupt ist Selbstherrschaft der vorwaltende Ausdruck des länglichen, großen und großartigen Gesichts; etwas Trauer; viel Entschluß, große Ausdauer, Talent, Erwägung und Güte, eine durchaus edle, und wenn auch sinnende, doch zumeist thatkräftige Natur."

König Theodor von Corsica.

König Theodor von Corsica.

Außer dem Königreich Portugal und der Republik Venedig hat auch die Insel Corsica im vorigen Jahrhundert einen Deutschen zu sich gezogen, dessen Leben durch die fremde Schaubühne zur unerhörtesten Entwickelung gesteigert worden. Theodor von Neuhof verdient durch die ansehnliche Rolle, welche er in den Ereignissen seiner Zeit gespielt, und an welche er, zwar mehr Abentheurer als Held, doch den Muth, die Standhaftigkeit und den Geist eines Helden gewandt, in unserem Andenken nicht vergessen zu sein. Sein Leben ist in Betracht der wechselvollen Verhältnisse und unaufhörlichen Irrfahrten, denen er ausgesetzt war, nicht ohne geschichtlichen Reiz; und aus der reichen Gruppe vielfacher Abentheurer, die wir mit und nach ihm

in allen Gestalten über die glänzendsten Schau-plätze der europäischen großen Welt wandeln sehn, leuchtet er immer noch als einer der außerordentlichsten hervor.

Theodor Stephan Freiherr von Neuhof, aus einem altadelichen und angesehenen Geschlechte der Grafschaft Mark in Westphalen abstammend, wurde in Frankreich geboren. Sein Vater Anton von Neuhof hatte früher als Hauptmann in der Leibwache des Bischofs von Münster gedient, allein unbefriedigt mit diesem beschränkten Loose eine gründliche Verbesserung desselben durch die Heirath mit der Tochter eines Kaufmanns aus Viset im Hochstift Lüttich gesucht, der durch Lieferungen im Kriege ein großes Vermögen gewonnen hatte. Die adelichen Verwandten aber sahen durch eine solche damals noch hartbeurtheilte Mißheirath den Stolz ihres Namens mehr als durch ein wirkliches Verbrechen entehrt, und Neuhof hatte deßhalb so bittere Anfeindung und gehässige Verfolgung zu erdulden, daß er es vorzog, die Heimath zu verlassen, und sein weiteres Glück in Frankreich zu suchen. Er fand in Paris eine wohlwollende Beschützerin an der Herzogin von Orleans, welche als geborne pfälzische Prinzessin ihre deutschen Landsleute mit Vorliebe aufnahm. Ihre Fürsprache verschaffte

schaffte

schaffte ihm auch alsbald die Kommandantenstelle eines kleinen Forts im Gebiete von Metz, wo er fortan zufrieden lebte, und mit seiner Gattin zwei Kinder bekam, einen Sohn und eine Tochter, die sein im Jahre 1695. erfolgter Tod unmündig in der Welt zurückließ. Die Herzogin von Orleans nahm sich jedoch der beiden Kinder, die von ausgezeichneter Schönheit waren, lebhaft an, und ließ sie an ihrem Hofe auferziehen. Die Tochter, Namens Elisabeth, wurde in der Folge Hofdame der Herzogin, und traf dann eine ansehnliche Heirath mit dem Grafen von Trevoux, der von ihren liebenswürdigen Eigenschaften heftig eingenommen war. Der Sohn aber, Theodor Stephan, empfing als Page der Herzogin sogleich alle Vortheile jenes Unterrichts, der zumeist die Persönlichkeit ausbildet und in der großen Welt von überwiegendem Nuzzen ist. In allen ritterlichen Uebungen zeigte er Muth und Gewandtheit, Waffen und Kriegswesen waren seine früheste Beschäftigung, während zugleich die Gewöhnung des Hoflebens den Sinn bedeutender Verhältnisse und geselliger Feinheit in ihm ausbildete. Aber auch die eigentlich geistige Entwickelung wurde nicht vernachlässigt. Er faßte eine leidenschaftliche Vorliebe für das Studium der Geschichte, und die Beispiele heldenmüthiger

Unternehmungen und großer Thaten, die ihm besonders Plutarch darbot, entflammten seinen jugendlichen Ehrgeiz. Den genannten Schriftsteller soll er unaufhörlich gelesen und theilweise auswendig gelernt haben. Doch entzog ihn der Reiz leichtsinnigen Jugendlebens in dem reichen Glanze der französischen Hauptstadt allzuleicht dieser strengeren Richtung, und er gab sich allen Zerstreuungen und Vergnügungen hin, welche in dem Wetteifer müssiger Verkehrtheit auch noch den Ehrgeiz anregen und befriedigen. Er machte sich in diesem Kreise bemerklich, und gewann durch seine Anmuth und Klugheit viele angesehene Freunde und theilnehmende Gönner. Der Prinz von Birkenfeld trug ihm eine Lieutenantstelle im Regiment Elsaß zu Straßburg an; allein Theodor mochte den Aufenthalt von Paris um einer so geringen Stelle willen nicht verlassen. Der Marquis von Courcillon, Oberst eines Reiterregiments, machte ihn bald darauf zum Rittmeister; sie lebten einige Jahre in vertrauter Freundschaft, und Theodor genoß alle Annehmlichkeiten eines solchen Verhältnisses, bis ein ausgebrochener Zwist dasselbe trübte, und nun auch die Dienstverbindung lästig wurde, die er daher ohne Bedenken verabsäumte. Er blieb in Paris, und lebte mit ziemlichem Aufwande, wozu

sein Glück im Spiel die reichlichen Mittel gab. Bald aber spielte er unglücklich, verlor mehr als er besaß, und gerieth in Verlegenheiten, welche die Fortdauer seines bisherigen Wandels unmöglich machten. Er zog sich zurück, und beschloß ein ernsteres Lebensziel zu fassen.

Unzufrieden mit seinen nunmehr in Frankreich beschränkten Aussichten, gedrängt von den Zerrüttungen seiner Lage, und mächtig angezogen von dem strahlenden Ruhme des kriegerischen Königs von Schweden, der selbst als wirklicher König und Held mehr noch den kühnen Abentheurer hervorzukehren schien, nahm Theodor seine Entlassung aus französischen Diensten, eilte nach dem Norden, und wurde Offizier im Heere Karls XII. Hier zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten aus, und bewies den unerschrockenen Muth, der den Beruf des Kriegers zwar begründet, aber den des Feldherrn bei weitem nicht erfüllt. Die vielfachen Erfahrungen, welche der Dienst im Felde dem Jünglinge darbot, und die rege Aufmerksamkeit, mit welcher sein Geist die dargebotenen Gegenstände verfolgte, machten ihn bald des Kriegswesens hinreichend kundig, um überall in diesem Fache mit Ehren auftreten zu können; allein der innere Zusammenhang seiner eigensten Fähigkeiten und Neigungen zog

ihn überwiegend nach einer andern Seite hin. Dem Freiherrn von Görz, Rathgeber und Freund Karls XII., war Theodor einigermaßen verwandt; jetzt wurde er demselben auch persönlich bekannt, und der scharfblickende Staatsmann erkannte schnell in dem jungen Offizier die vorherrschenden Talente, zu deren vortheilhaftem Gebrauche die großen Entwürfe und betriebsamen Thätigkeiten des Ministers leicht Rath wußten. Dieser seltne Mann, aus einem deutschen reichsritterschaftlichen Geschlecht entsprossen, im Staatsdienste des jungen Herzogs von Holstein angestellt, und an Schweden durch kein anderes Verhältniß, als das des persönlichen Vertrauens, gebunden, hatte in dieser Stellung die ungeheure Aufgabe übernommen, die verzweifelten Angelegenheiten Schwedens aus innerer und äußerer Zerrüttung mächtig wieder aufzurichten. Ihm waren für diesen Zweck keine andern Mittel als die seiner Geistesanstrengung vergönnt; alles mußte er aus den erfinderischen Gedanken seines Kopfes hervorrufen. Das unbedingte Zutrauen des Königs war die erste Frucht seiner Ueberlegenheit; er wußte dasselbe in dem Augenblicke zu gewinnen, als er wegen früherer Anschläge, die er zum Besten Holsteins, aber im anscheinenden Nachtheile Schwedens, betrieben

hatte, sich zu rechtfertigen kam, und dem unversöhnlich zürnenden Könige gegenüber unrettbar verloren schien. Der niegebeugte Eigenwillen des ungestümen Helden fügte aber sich der kühnen Staatsklugheit, die zum erstenmal in solcher geistesmächtigen Gestalt ihn ansprach. Görz wußte auch wirklich in kurzer Zeit durch geschickte Anordnungen die gebrochene Kraft des Reiches so weit herzustellen, daß es möglich schien, den äußern Frieden schon unter günstigeren Bedingungen zu erlangen, als bis dahin denkbar gewesen. Diesen Frieden ehrenvoll und vortheilhaft herbeizuführen, war eine Aufgabe, zu deren Lösung die politischen Verhältnisse fast aller Staaten in gewaltige Bewegung gebracht werden mußten. Schon war die Gesinnung des Czars Peter von Rußland vermittelst kluger Unterhandlungen zu erwünschtem Einverständnisse umgestimmt; in Wien, im Haag, in Paris standen die eifrigsten Thätigkeiten damit in entsprechendem Zusammenhange. Nun kam es noch darauf an, den König von Großbritannien, auf welchen Karls XII. ganzer Haß sich geworfen, in politisches Unheil zu verstricken, und hiezu dünkte der Versuch, den Prinzen Karl Eduard, als Erben der Stuarts, dem Hause Hannover auf dem englischen Throne entgegenzusetzen, ein unfehlba-

res Mittel, dem die Theilnahme des Hofes von Madrid entscheidenden Nachdruck geben sollte. Hier führte die Zügel allmächtiger Ministerherrschaft der Italiäner Alberoni, ein Staatsmann, dessen niedrige Denkart gleichwohl mit großen Eigenschaften verbunden war, und auf dessen Willen und Einsicht Görz rechnen durfte. Um die beiderseitigen Entwürfe, die aus Norden und Süden solchergestalt auf ein gemeinsames Ziel zusammentrafen, in völliges Einverständniß zu bringen, fand Görz eine geheime Sendung nach Madrid nothwendig, für welche niemand geeigneter schien, als Theodor, dessen reiche persönliche Hülfsmittel in solchen Angelegenheiten schon bewährt waren; seine Fähigkeiten ließen jedes Gelingen hoffen, seine noch dunkeln und untergeordneten Verhältnisse im Fall eines Unglücks wenig Aufsehn befürchten. Theodor empfing demnach seine Beglaubigungen und Aufträge, und reiste nach Spanien. Er verschaffte sich bei dem Minister geheimes Gehör, und trug ihm seine Sachen so geschickt vor, daß Alberoni für das große Unternehmen mit neuem Eifer beseelt wurde, zugleich aber eine hohe Meinung von dem Geiste des jungen Abgesandten faßte, und demselben seine ausgezeichnete Gunst und Neigung schenkte. Mit glücklichem Erfolge seiner Sendung, die ihm sogar

Beweise der Huld abseiten des Königs von Spanien selbst eintrug, kehrte Theodor nach Schweden zurück, wo Karl XII. ihn wohlzufrieden aufnahm.

Görz glaubte nunmehr, zu besserer Leitung seiner ausgebreiteten Verbindungen, sich selbst in die Mitte der angelegten Fäden versetzen zu müssen, und ging nach dem Haag, wohin Theodor ihn begleitete, jetzt völlig eingeweiht und mitthätig in den verwegenen Betreibungen seines Meisters. Der schwedische Gesandte in London, Graf von Gyllenborg, war eines der Hauptwerkzeuge, deren sich Görz bediente, um die Anhänger des Hauses Stuart in Großbritannien aufzuregen. Theodor wurde die Mittelsperson des lebhaften und gefahrvollen Verkehrs, den Görz mit Gyllenborg unterhielt; er machte mehrmals geheime Reisen zwischen dem Haag und London, und hatte das Glück immer unentdeckt zu bleiben; die Sachen gediehen bald zu einer förmlichen Verschwörung der Jakobiten, und Theodor hatte öftere Zusammenkünfte mit den Häuptern derselben. Durch die Unvorsichtigkeiten der Parthei wurde jedoch der Anschlag, bevor er zur Reife gedeihen konnte, der englischen Regierung kund, und diese versicherte sich im Februar des Jahres 1717. plötzlich der Per-

son Gyllenborgs und aller seiner Schriften. Theodor befand sich bei diesem unvermutheten Schlage grade in London, flüchtete aber im ersten Augenblick, und entkam nach Holland. Neue Schrecken erwarteten ihn hier. Da sich aus Gyllenborgs Papieren die unbestreitbare Theilnahme Görzens an den verrätherischen Anschlägen ergab, durch welche jener sich der gesandtschaftlichen Unverletzbarkeit verlustig gemacht hatte, Görz aber nicht einmal in öffentlicher Gesandteneigenschaft anerkannt war, so bewirkte das Ansehen der englischen Regierung bei den Generalstaaten auch dessen Verhaftung, als er sich eben durch die Flucht seinen Verfolgern entziehen wollte. Theodor wandte sich in dieser Noth zu dem spanischen Gesandten, der ihn willig aufnahm und gegen jede Nachsuchung schützte. Jene Verhaftungen machten inzwischen an allen Höfen grosses Aufsehn, und es fehlte nicht an heftiger Einsprache; besonders führten Spanien und Rußland bittre Beschwerden über eine Verletzung des Völkerrechts, welche auch ihre Angelegenheiten mitbeträfe, sofern Görz grade in Verhandlungen mit ihren Bevollmächtigten gestanden. Auch gelang endlich den dringenden Forderungen des Czars Peter, durch Vermittelung des Herzogs Regenten von Frankreich die Freilassung der Ver-

hafteten zu bewirken. Görz ging nach Schweden zurück, um von dort aus die unterbrochenen, aber keineswegs aufgegebenen Entwürfe in neuen Unternehmungen fortzusetzen, und Theodor begleitete ihn mit guter Zuversicht, in dem schwedischen Staatsdienste durch seine bewährte Brauchbarkeit in kurzem eine bedeutende Wirksamkeit zu erlangen.

Allein neue unerwartete Schläge zerstörten schrecklich diese Aussicht. Karl XII. wurde in Norwegen vor der Festung Friedrichshall durch verrätherische Hand erschossen, und unmittelbar darauf sein Minister und Freund in Stockholm verhaftet. Theodor sah durch Görzens Fall nicht nur jede Hoffnung plötzlich entschwunden, sondern auch sich selbst von Gefahren umringt, denen nur durch schleunige Flucht zu entrinnen war. Zu rechter Zeit wählte er diese, um nicht vielleicht das traurige Schicksal seines Gönners und Verwandten zu theilen, der bald nachher zum Tode verurtheilt und enthauptet wurde! Theodor begab sich nach Spanien, wo ihm die Gunst Alberoni's einen neuen Anhalt versprach; er fand dieselbe in vollen Maßen bewährt, und wußte sich nur immer mehr darin zu befestigen. Der allvermögende Minister verschaffte ihm eine Oberstenstelle im spanischen Kriegsdienst, und setzte ihm nebenher noch

eine ansehnliche Besoldung aus. Dem neuen Günstlinge wurden von allen Seiten Auszeichnungen und Geschenke zu Theil; er galt als der sicherste Weg, um für allerlei Gesuche die Gewährung des Ministers zu erlangen. Einen neuen Gönner und Freund fand er in diesem Kreise an dem Freiherrn von Ripperda, nachherigem Herzoge und ersten Minister, der schon damals am spanischen Hofe in großem Ansehn stand. Auch dieser merkwürdige Emporkömmling, ein geborner Niederländer, vereinigte bedeutende Eigenschaften mit geringfügiger Sinnesart; als Kriegsmann, Gesandter, Fabrikunternehmer, Höfling und Staatsminister, abwechselnd in niederländischen, spanischen, und endlich sogar marokkanischen Diensten, nach Umständen Katholik, Protestant und Bekenner des Islam, war er überall, wo er auftrat, durch glänzende Persönlichkeit und gewandtes Benehmen für eine Zeitlang des vortheilhaftesten Eindrucks und des größten Erfolges gewiß, nur sichre Dauer blieb seinen Glückesloosen versagt. Er faßte für Theodor, in welchem er den Geistes- und Schicksalsverwandten leicht erkennen mochte, eine lebhafte Zuneigung, die sich auch in der Folge durch allen Wechsel treu erhielt. Er wünschte eifrig das Glück seines Freundes zu befördern, und gab ihm in dieser Absicht

den Rath, sich um die Hand der Lady Sarsfield zu bewerben, eines Frauenzimmers von vornehmer irländischer Abkunft, einer Tochter des Lords Kilmarnok und nahen Verwandten des Herzogs von Ormond; sie entbehrte zwar aller Vorzüge der Schönheit und Liebenswürdigkeit, im Gegentheil, sie war häßlich und stolz, allein als Hofdame der Königin stand sie bei dieser Fürstin in hoher Gunst, und schien ihrem Gemahl eine glänzende Beförderung zu sichern. Doch diese Heirath, zu der sich Theodor bereden ließ, entsprach nicht im geringsten den gehegten Erwartungen; vielmehr sah er sich nach einiger Zeit vom Hofe vergessen, durch Alberoni und Ripperda kaum noch gestützt, von seiner Gemahlin mit hochfahrendem Dünkel behandelt. Als noch überdies bald darauf Alberoni's plötzlicher Sturz eine Veränderung aller Verhältnisse ankündigte, fühlte er jeden Boden unter seinen Füßen gewichen; unfähig, so gehäuftes Unheil zu ertragen, so entschloß er sich rasch, und eines Tages, da seine Gemahlin mit dem Hofe nach dem Escurial gefahren war, raffte er seine Gelder und Kostbarkeiten zusammen, verließ Madrid, setzte sich in Cartagena zu Schiff, und landete in einem französischen Hafen, von wo er sogleich nach Paris eilte. Seine Gemahlin blieb schwanger in

Spanien zurück, und gebar späterhin einen Sohn, mit dem sie in der Folge gleichfalls nach Frankreich kam.

Ein Abentheurer andrer Art stand damals in Paris auf dem Gipfel der Gunst und des Einflusses. Der Schottländer Law hatte für seine ausgezeichneten Talente im Rechnungs- und Finanzfache lange vergebens einen Wirkungskreis gesucht; England meidend wegen eines Zweikampfes, in welchem er seinen Gegner getödtet, aus Venedig und Genua um zweideutiger Geschäfte willen vertrieben, war er endlich in Frankreich bei dem Herzog Regenten mit großen Entwürfen durchgedrungen, und an die Spitze einer Zettelbank getreten, die den ungeheuersten Aufschwung in alle Vermögensverhältnisse brachte, und ihm selbst mit der unbeschränkten Gunst des Regenten die entschiedenste Macht im Staate verlieh. Es ist gegenwärtig anerkannt, daß Law in seinen ersten Einrichtungen von den richtigsten Grundsätzen ausging, und mit treffender Einsicht neue Mittel des Verkehrs eröffnete, die den Einzelnen wie dem Staate die größten Vortheile gewähren mußten, wenn nicht von Seiten der Regierung selbst ein verderblicher Mißbrauch mit diesen Vortheilen getrieben wurde. Law hatte nicht Stärke genug,

diesen von der gewinnsüchtigen Macht ihm aufgedrungenen Mißbrauch abzuwehren, und sein in der Anlage redliches Werk steigerte sich im Fortgange zu der schwindelnden Höhe des Betrugs empor, aus welcher der Sturz in den Abgrund eines furchtbaren Bankbruches unvermeidlich war. Noch aber stand Law in allem Schimmer des Reichthums und der Macht, als Theodor mit ihm bekannt wurde. Die wahlverwandten Geister zogen auch hier sich gegenseitig an, und es entstand zwischen beiden ein vertrauliches Verhältniß, welches für Theodor sogleich ersprießlich wurde. Von der bedeutenden Geldsumme, die er aus Spanien mitgebracht, verwandte er einen Theil zur Befriedigung alter Gläubiger; mit den übrigen spielte er in den Aktien der Mississipi-Gesellschaft, welche Law gestiftet hatte. Sein anfänglicher Gewinn, vermehrt durch Law's verschwenderische Freigebigkeit, gab ihm Mittel zu glänzendem Aufwand, er lebte angesehn in der großen Welt, und machte bedeutende Bekanntschaften, die seinen thätigen Geist mannigfach in Bewegung setzten. Aber dieser täuschende Zustand sollte nicht lange dauern! Law selbst rettete in dem beschleunigten Einbruche seines Systems, durch den das ganze Königreich erschüttert wurde, kaum noch das Leben, und Theo-

dor sah durch den Verlust seiner ganzen Habe sich plötzlich verarmt, und inmitten alles Prunks in neue Verlegenheiten gestürzt, deren Gegenstände noch kurz vorher in keinen Betracht kommen durften. Bei seinem Aufwande war er manche Summen schuldig geblieben, deren Bezahlung jetzt unmöglich fiel, aber nur um so dringender eingefordert wurde. Zu den alten, nicht ganz befriedigten Gläubigern gesellten sich neue, und Theodor fand sich ihren vereinten Angriffen und zugleich dem drückenden Mangel des Augenblicks bloßgestellt. In dieser Bedrängniß fand er Hülfe bei seiner Schwester, der Gräfin von Trevoux, die ihn mit zärtlicher Liebe aufnahm, und mit beträchtlichen Summen unterstützte. Zugleich benutzte sie ihre genaue Verbindung mit dem schwedischen Gesandten Grafen de la Mark, um auch diesen für den Bruder in Thätigkeit zu setzen. Es gelang den vereinten Bemühungen, einen Beschluß des Parlements zu erwirken, durch welchen die Gläubiger in ihrem Verfahren gegen Theodor gehemmt wurden; doch kaum war dies geschehn, so verhalf derselbe Graf de la Mark, der plötzlich von Eifersucht entzündet in Theodor einen Nebenbuhler zu sehn wähnte, den Gläubigern durch seinen Einfluß zu einem versiegelten Verhaftbriefe, gegen

welchen der Beschluß des Parlements ohne Wirkung blieb. In Gefahr seine Freiheit zu verlieren, und begierig neue Glückswege aufzusuchen, hatte Theodor keine andre Wahl, als Frankreich zum zweitenmale zu verlassen.

Ohne festen Plan und sicheres Ziel durchirrte er hierauf mehrere Länder. Der Unstern, welcher ihn bisher verfolgt, und aus allen Verhältnissen, die ihm eine dauernde Lebensrichtung geben konnten, in Sturm und Zerstörung vertrieben hatte, schien ihm ein Recht zu verleihen, sein Heil und Fortkommen mehr dem Ungefähr zu überlassen, als an ein überlegtes Vorhaben zu knüpfen. Er begab sich zuerst nach England, dann nach Holland, von wo er eine Reise nach der Levante gemacht haben soll, man weiß nicht mit was für Mitteln noch in welcher Absicht. Vielleicht versuchte er eine Handelsunternehmung, denn in Amsterdam hatte er von portugiesischen Juden ansehnliche Geldsummen erlangt, und seinem regen Kopfe blieb kein Gebiet gewinnreicher Thätigkeit verschlossen. Ohne zuverlässige Einkünfte wußte er fast immer in großem Aufwande zu leben, und wenn einige Hülfsquellen versiegten, andre zu eröffnen. Unerschöpflich war sein Talent im Schuldenmachen überall flößte er Theilnahme und Vertrauen ein;

sein Geist erfand unaufhörlich neue Gebilde und Aussichten, die er einleuchtend vorzustellen wußte; in seiner ganzen Persönlichkeit lag ein Zauber, der die Menschen zu seinen Gunsten bestach; man glaubte alles von ihm erwarten zu können, und eher das Glück beschuldigen zu müssen, als ihn selbst, wenn irgend eine seiner Zusagen nicht eintraf. In der wechselnden Bewegung, seinen alten Gläubigern auszuweichen und neue zu finden, vergingen mehrere Jahre. Er zeigte sich verschiedentlich in Paris, darauf an mehreren Orten Italiens. Ihn müssen jedoch auf seinen Irrfahrten außer jenen Verwickelungen auch angesehene Verhältnisse berührt, und ihm das Gebiet der höheren Staatsgeschäfte neu eröffnet haben, denn im Jahre 1732. sehen wir ihn unvermuthet zu Florenz in der Eigenschaft eines Residenten Kaiser Karls VI. auftreten. Hier mußten für ihn in den damaligen Ereignissen vor andern die Angelegenheiten von Corsica der Gegenstand ernstlicher Aufmerksamkeit und Beschäftigung werden. Diese Angelegenheiten erfordern, ehe wir weiter gehen, einige Erläuterung.

Corsica, nach Sicilien und Sardinien die größte der zu Italien gerechneten Inseln, hat auf 178. Geviertmeilen ungefähr 200,000. Einwohner,

Nach-

Nachkommen verschiedenartiger Bevölkerungen, die sich hier im Wechsel der Zeiten gemischt. Außer den europäischen Ankömmlingen, die sich auf der Insel festgesetzt, hatten auch die Sarrazenen ihre Herrschaft hieher ausgedehnt, und in einer Reihe afrikanischer Könige behauptet. Die Einmischung dieses wilden Blutes hat sich bei den Corsen in manchen Zügen bemerkbar erhalten. Sie vereinigen überdies den Karakter der Inselbewohner mit dem der Bergvölker, das selbstische Gefühl der Sonderung und Eigenart mit dem freien Sinne kraftwirkender Natur. Die Insel ist zwar im Ganzen fruchtbar, in manchen Gegenden wohlbebaut, und reich an südlichen Erzeugnissen, aber hohe Berge, mit immerwährendem Schnee bedeckt, erheben sich im Innern; ein rauher Rücken durchzieht die ganze Länge von Norden nach Süden, ein andrer scheidet von Nordwesten nach Südosten zwei ungleiche Theile, zwischen welchen nur wenige Verbindungen offen sind; den Zugang wehren tiefe Wälder und wilde Felsschluchten. Diese Beschaffenheit des Erdbodens macht die Kriegsführung in diesem Lande sehr beschwerlich, nährt den Geist der Unabhängigkeit bei den Bewohnern, und bietet alle Hülfsmittel zur Vertheidigung. Die Corsen galten immer für wild, hartnäckig, grausam und ge-

waltthätig, aber auch für tapfer, gastfrei, mäßig und enthaltsam. Ihr unbändiger Trotz war schon den Römern bekannt, die deßhalb keine Corsen zu Sklaven haben mochten, welchen Vorwurf aber Napoleon mit Recht seinen Landsleuten vielmehr zum Lobe rechnet. Ihre guten Geistesanlagen bildeten sie ehemals wenig aus, dagegen standen sie von jeher als tapfre Krieger in gutem Rufe. Rachsüchtig bis zur furchtbarsten Ausartung, übten sie Blutrache bis in das siebente Glied, und dadurch in zahllose tödtliche Feindschaften zerrissen, erschlugen sie sich untereinander, wenn nicht größerer Haß gegen fremde Unterdrückung sie in leidenschaftlicher Vaterlandsliebe zusammenhielt. Dieser Haß traf am heftigsten die Genueser, welche seit alten Zeiten die Herrschaft über die Insel ansprachen, mit den Waffen durchsetzten, und dann mit barbarischer Unterdrückung ausübten.

In der That war der Zustand der Corsen unter den Genuesern höchst bedauernswürdig. Sie sollten elende Sklaven sein, und wurden demgemäß behandelt. Die Stellung des Adels in Corsica war vernichtet, jedes Lehnsverhältniß aufgehoben, selbst die Titel sollten nicht fortdauern, nur damit in der schrecklichen Gleichheit des Elends

und der Knechtschaft keine Ausnahme bleibe! Jedes Verhältniß auf der Insel war einzig für den Vortheil der Gebieter eingerichtet. Die Erzeugnisse des Bodens durfte der Landmann weder verkaufen, noch selbst in der Insel mit andern austauschen, er mußte sie ungenützt verderben sehn, oder sie zu niedrigstem Preis einem Genueser überlassen, der dann mit übermäßigem Vortheile sie vielleicht dem Nachbar verkaufte. Kein Corse war fähig irgend ein Amt zu bekleiden, einer Gemeinde oder einem öffentlichen Geschäfte vorzustehn. Statt gesetzlicher Verwaltung schaltete rücksichtslose Willkühr genuesischer Staatsdiener, die in ihren Erpressungen und Grausamkeiten durch nichts gezügelt waren; sie konnten nach Gutdünken zum Tode verurtheilen, ohne irgend eine Rechenschaft. Die Abwesenheit aller Rechtspflege gab der Selbsthülfe das freieste Feld, in manchen Jahren stieg die Zahl der Ermordungen in der kleinen Völkerschaft nah an tausend, und die schändliche Habsucht der Genueser besteuerte das Verbrechen, statt ihm zu wehren; der öffentliche Schatz in Genua rechnete auf den Ertrag der Gnadenbriefe, die für begangenen Meuchelmord verkauft wurden, oft schon im voraus für zukünftigen! Wie in Elend, so auch in Unwissenheit mußten die Corsen schmachten; jede Bil-

bung wurde gehemmt, keine Anstalt des Fleißes und Unterrichts geduldet; vergebens flehten die Unglücklichen ihre Herren um Schulen wie um Gesetze an, und es ist rührend wie in der Aufzählung ihrer Forderungen und Wünsche dieses geistige Bedürfniß immer ausdrücklich erwähnt wird. Solch schmachvoller Druck hatte endlich nach vielen Jahren dumpfer Erbitterung die Verzweifelten zu den Waffen getrieben. Im Jahre 1729. war ein Aufstand ausgebrochen, der für die Genueser bald gefährlich wurde; es kam zum förmlichen Kriege, und die Corsen fochten unter ihrem kühnen Anführer Pompiliani mit solchem Heldenmuthe, daß den Genuesern nur noch der Besitz der Hauptstädte Bastia und Ajaccio und einiger andern Punkte an der Küste verblieb, das Innere der Insel aber sich unabhängig behauptete. Mehrere Versuche, die Empörung durch Friedensvorschläge beizulegen, scheiterten an der Treulosigkeit der Genueser selbst, welche keinen Vertrag hielten, sobald sie im Vortheile zu sein glaubten, und keinen Verrath scheuten, um dahin zu gelangen. Inzwischen fühlte die Republik sich bald zu schwach, durch eigne Kriegsmacht allein das tapfre Inselvolk, dem überdies die Höfe von Versailles und Madrid fast offne Unterstützung gewährten, wieder zum Gehorsam zu bringen; sie

rief den Beistand des deutschen Kaisers an, und dieser als Bundesgenosse konnte nicht umhin, aus Mailand eine Anzahl Truppen unter dem General Wachtendonck nach Genua vorrücken zu lassen, welche nach Corsica übergesetzt dort unter wechselnden Ereignissen kämpften; ihnen folgte bald eine größere Macht unter dem Prinzen Ludwig von Würtemberg, gegen welche jeder Widerstand der Corsen unzureichend werden mußte. Doch wollte der Kaiser diese Dazwischenkunft seiner Waffen nicht sowohl zur unbedingten Unterwerfung der Corsen unter die Willkürherrschaft der wuth- und rachentflammten Genueser, deren grausames und treuloses Verfahren ihn selbst mit Unwillen erfüllte, als vielmehr zur angemessenen Beilegung des Krieges durch gesicherte Verträge bewilligt haben, und der Prinz von Würtemberg war hauptsächlich dahin angewiesen, eine billige Uebereinkunft, welche die beiderseitigen Rechte festsetzte, zu Stande zu bringen. Nach einigen für die Corsen nachtheiligen Gefechten, wurden wirklich Unterhandlungen angeknüpft, zum großen Mißvergnügen der Genueser, welche den Empörern keinerlei Rechte zugestehen wollten. Die Corsen dagegen verweigerten nicht, die Oberherrschaft der Republik anzuerkennen, aber sie verlangten ehrenvolle Be-

dingungen und billige Zugeständnisse unter Kaiserlicher Gewährleistung.

Der Prinz fand die Forderungen der Corsen, unter welchen die wegen Einrichtung zweckmäßiger Schulen wiederum nicht vergessen war, in allen Stücken wohlbegründet. Durch seine Vermittelung kam der Entwurf eines Vertrages zu Stande, der zur Genehmigung des Kaisers nach Wien gesandt wurde. Darin war eine völlige Amnestie für das Geschehene, die Abschaffung einiger drückenden Lasten, die Aufnahme eines Theils der corsischen Adelichen in die Vorrechte der genuesischen, die Anstellung eines corsischen Oratore in Genua zur Vertretung corsischer Rechte, die Verbesserung des Kirchenwesens und die Errichtung von Schulen, und manches andre von dieser Art festgesetzt, dessen Bewilligung für die Genueser keinen Nachtheil hatte, wenn ihrem verkehrten Sinne nicht schon die Wohlfahrt ihrer Unterthanen dafür gegolten hätte! Sie wollten unbedingte Unterwerfung ohne allen Vertrag, und um die Sachen abzubrechen, bevor sie zum Abschlusse kämen, wählten sie das kürzeste Mittel. Ihre Abgeordneten zu Corte, der innern Hauptstadt des Landes, wo die Verhandlungen unter der Aufsicht des Prinzen von beiderseitigen Bevollmächtigten geführt wurden,

traten unvermuthet mit dem aus Genua empfangenen Befehle hervor, vier der angesehensten corsischen Abgeordneten, unter dem Vorwande, daß sie neue Unruhen zu stiften suchten, zu verhaften und nach Genua zu führen. Der Prinz hatte diesen corsischen Häuptern, die im Vertrauen auf seine Einladung nach Corte gekommen waren, bisher alle Hochachtung und Zuneigung bewiesen; überhaupt hatte der Anblick des wirklichen Zustandes der Dinge ihn mit Theilnahme für die Corsen erfüllt. Gleichwohl vermochte er diese Verhaftung, da die Genueser im Vollgebrauch ihrer obrigkeitlichen Rechte zu handeln behaupteten, nicht zu verhindern, wie laut er auch seine Mißbilligung aussprach. Andre Verhaftungen geschahen gleichzeitig mit dieser; die Corsen, ihrer Anführer beraubt, zum Theil schon entwaffnet, schienen keines Widerstandes mehr fähig, und Genua sah unbesorgt den Prinzen bald nachher mit den meisten deutschen Truppen aus Corsica heimkehren. Die Republik zog sich aber durch den verübten Gewaltstreich allgemeinen Haß und bittern Tadel zu. Der französische Hof erklärte seine Meinung in sehr starken Ausdrücken; der genuesische Gesandte Doria mußte es hinnehmen, daß ihm gesagt wurde, wie man zwar für seine Person alle Achtung, für

die genuesische Regierung aber sehr wenig hegen könnte, da sie sich durch ihr jetziges Benehmen derselben nicht würdig bezeigte. Die Genueser hofften indeß, durch ihre ämsigen Bemühungen am Hofe zu Wien die Mißbilligung des Kaisers abzuwenden, oder doch zu mildern.

In dieser Lage der Dinge beginnt Theodor, zu welchem wir endlich zurückkehren, für die corsischen Angelegenheiten thätig aufzutreten, und ihnen eine Theilnahme zu widmen, welche fortan sein ganzes Leben erfüllen, und alles Glück und Unglück desselben bedingen sollte. In Florenz und Livorno, wo er als Resident des Kaisers abwechselnd sich aufhielt, hatte er Gelegenheit, viele Corsen, und unter ihnen die bedeutendsten Häupter, persönlich kennen zu lernen, die sich mit ihm häufig von den Verhältnissen ihres Vaterlandes unterhielten. Der lebhafte Antheil, den er ihnen bezeigte, wurde von ihnen eifrig erwiedert; die bedeutenden Gesichtspunkte, die er für sie aufstellte, die entschlossenen Rathschläge, die er ertheilte, erwarben ihm unter ihnen ein hohes Ansehn; seine freigebige Großmuth verpflichtete ihm ihre Dankbarkeit. Seine Bemühungen bei dem Prinzen von Würtemberg, seine fortgesetzten Berichte, und die thätigen Verwendungen, die er nach allen Seiten

in Bewegung setzte, trugen wesentlich zu der günstigeren Gesinnung bei, welche sich bei der Vermittlung des Vertrages, der das künftige Verhältniß zu Genua festsetzen sollte, für die Corsen wirksam zeigten. Als die Genueser jene gehässige Verhaftung ausgeführt hatten, und die Corsen, jetzt häufiger die Insel verlassend, ihren entrüsteten Schmerz dem bewährten Freunde zu klagen kamen, begnügte er sich nicht, an ihrem Unwillen müssig Theil zu nehmen, sondern gab ihnen das kühne Versprechen, den Gefangenen die Freiheit zu verschaffen. Dies war jedoch so leicht nicht zu bewirken; der Hof von Wien, obgleich den Genuesern zürnend, hielt seine Entscheidung noch zurück, und die Genueser versäumten kein Mittel, dieselbe zu ihren Gunsten zu wenden. Theodor hatte in Kaiserlichen Aufträgen mit der Republik über diese Angelegenheit zu verhandeln, und konnte daher aus seiner Stellung mit sachkundigem Ueberblick ermessen, wie das Innere der Verhältnisse stand, und welche Entwickelung sie zuließen. Ungewiß, ob einzig als Theodors Werk, aber gewiß nicht ohne seinen Antheil, erfolgte bald nach seinem ertheilten Versprechen eine glückliche Aenderung in dem Benehmen des Kaiserlichen Hofes. Ausgemacht ist, daß dem Prinzen Eugen von Savoyen

durch einen Corsen die gehässigen Kunstgriffe der Genueser in Wien zuerst enthüllt wurden, und die edle Entrüstung des vielvermögenden Feldherrn den Kaiser, der seine wohlwollenden Absichten getäuscht und das Ansehn seines Namens beleidigt sah, plötzlich zu starken Schritten gegen die Republik entschied. Der Kaiser drohte ihr mit feindlicher Truppenüberziehung, wenn nicht die gefangenen Corsen freigelassen, und der unter seiner Gewähr errichtete Vertrag in Corsica vollzogen würde; worauf die Genueser bestürzt in beides willigten.

Durch diesen Erfolg, den die Corsen kaum zu hoffen gewagt, stieg Theodors Ansehn unter ihnen nur um so höher. Seine Zusage war erfüllt, sein vermögender Einfluß durch die That bezeugt, man verehrte ihn als einen Wohlthäter und Beschützer. Wenn gegründet wäre, was später behauptet worden, daß sein Verdienst bei diesem Vorgange lediglich in der Einbildung bestanden, die er den Corsen über seinen Antheil an jenem Erfolge vorzuspiegeln gewußt, so würde wenigstens der Ruhm seiner Geschicklichkeit dabei nichts verlieren; denn die Wirklichkeit dürfte hier kaum schwieriger hervorzubringen gewesen sein, als der Anschein, durch welchen die verschiedenartigsten, scharfsinnigsten und verhältnißkundigsten Männer dauernd getäuscht

bleiben sollten! Genug, die Corsen zweifelten nicht an Theodors entschiedener Einwirkung, und wandten dafür ihm vorzugsweise ihr Vertrauen und ihre Dankbarkeit zu, deren Ausdruck durch Abgeordnete des Volks aus Corsica ihm eigends nach Florenz überbracht wurde. Bei den fortgesetzten Zusammenkünften und Berathungen, welche die corsischen Eiferer mit ihm hatten, wußte er die Gemüther stets inniger zu fesseln, und ihre Einbildungskraft stärker in Flug zu setzen. Die Ueberlegenheit seines Geistes gebot ihnen Ehrfurcht, sie staunten seine kühnen Gedanken an, und hielten ihn jeder großen Unternehmung fähig. Vielfach und andauernd muß eine solche Meinung durchgearbeitet und bestätigt worden sein, um die Möglichkeit eines Antrages zuzulassen, der unter allen Umständen bei seinem Vortreten eine ungeheure Kluft aufdringlichen Einspruches schon übersprungen haben muß! Der nähere Hergang, über welchen andere Nachrichten schweigen, wird von Theodors Sohne Friedrich, in seiner Denkschrift zur Geschichte von Corsica, folgendergestalt erzählt.

In einer Unterredung mit den erwähnten Abgeordneten begann Theodor die corsischen Angelegenheiten mit ernstem Nachdruck gründlich vorzunehmen. Der Frieden, stellte er ihnen vor, den

Genua eingegangen, verdiene diesen Namen nicht, und sei bloß eine Täuschung. Die Genueser würden ihre Gesinnnung gegen Corsica nie verändern, und begierig jeden Anlaß ergreifen, um sich für den augenblicklichen Zwang, der ihnen auferlegt worden, zu rächen. Ihre Geschichte zeige nur eine ununterbrochene Folge von Unheil, Raubgier, Mord und Verrath, und auf diese Unterlagen allein gründe sich ihr Ruhm und ihr Stolz. Durch lange Gewöhnung im Bösen verhärtet, und durch freie Wahl nur stets auf's neue darin bestärkt, seien sie unfähig geworden, die Stimme der Menschlichkeit zu vernehmen. Die Corsen insbesondere hätten tausend Beispiele ihrer treulosen Arglist, ihres meineidigen Verraths erfahren. Die Kaiserliche Gewährleistung könne unter nichtigen Vorwänden, an welchen es nie fehle, umgangen werden, und die alte Unterdrückung ungestraft wieder emporsteigen. Daher würden sie wohlthun, ihre Angelegenheiten ernstlich zu erwägen, und, durch die Vergangenheit gewarnt, mit Vorsicht ihrer Zukunft wahrzunehmen. Er führte ihnen zu Gemüthe, welch schönes und glückliches Land ihre Insel sein könnte, wenn sie nicht mehr, wie bisher, eine Beute habsüchtiger Fremden, sondern unabhängig von diesen, in freiem eignen Bestehn sich selbst an=

gehörte. Er schloß damit, nur in einer völligen Umänderung all ihrer Verhältnisse, in der gänzlichen Lossagung von Genua, und in der Annahme einer bestimmten Staatsform dürften sie ihr dauerndes Heil erwarten; es stünde nun bei ihnen, ob sie lieber einen Freistaat errichten, oder einen König wählen wollten, zu einem von beiden aber müßten sie sich entschließen. Die Corsen erwiederten hierauf mit Seufzen und Wehklagen, daß sie ihren Zustand vollkommen einsähen, und wohl wüßten, was ihnen von den Genuesern bevorstünde. Auch seien sie fest entschlossen, das verhaßte Joch abzuschütteln, und ihre Freiheit mit den Waffen in der Hand zu behaupten; aber ihnen fehle ein Oberhaupt, dessen persönliches Ansehn die Corsen zu Ehrfurcht und Gehorsam vereinigte, und dessen kriegerische Tüchtigkeit die Genueser von der Insel vertriebe, welches beides bisher noch niemals gelungen, und deßhalb alle ihre Anstrengung vergeblich gewesen sei. Sie gingen hierauf weiter, und bekannten, daß sie die Augen auf ihn geworfen hätten, als den Nächsten und Fähigsten, ihr Anführer und Befreier zu sein; er möchte daher sich an ihre Spitze stellen, und zum Lohne des glücklichen Erfolgs die Krone auf sein Haupt nehmen! Das außerordentliche Anerbieten kam Theodorn

vielleicht nicht unerwartet; ein Abentheuer, dem eine Krone zum Preise gestellt war, mußte seinen Ehrgeiz mit unwiderstehlichem Zauber hinreißen: doch zögerte er, sich entscheidend zu erklären. Erst nach einigen Tagen, als die Corsen nicht aufhörten, ihn bittend zu bestürmen, und ihm die Versicherung gaben, daß ihr Unternehmen den allgemeinen Beifall ihrer Landsleute haben würde, ergab er sich in ihren Antrag, an den freilich zunächst nur Gefahren und Hindernisse geknüpft erschienen. Auch kamen die nun Verbündeten bald überein, daß für das Gelingen ihres Werkes der Beistand einer auswärtigen Macht unentbehrlich sei, nicht allein wegen der Feinde, die sie würden bekämpfen müssen, sondern auch wegen der Corsen selbst, damit ihr Oberhaupt, außer der Macht und dem Ansehn, welche der Volkswillen ihm leihen würde, auch durch eigengehörige Stärke desto überlegner Ehrfurcht und Vertrauen einflößte. Diesen Beistand versprach Theodor mit Zuversicht, und er schmeichelte sich, in den Verwickelungen der europäischen Staatshändel die Mittel zu finden, den Eifer irgend eines Hofes in den corsischen Angelegenheiten für seine Absicht thatkräftig zu betheiligen. Seine Kenntniß so mancher Verhältnisse und Menschen, und seine Geschicklichkeit in ränkevollen

Anschlägen mußten vor allen ihm diese Aufgabe erleichtern.

Nachdem Theodor mit dem Kanonikus Orticoni und dem Grafen Rivarola, beide Agenten für Corsica in Livorno und Florenz, und beide Haupttriebfedern der neuen Sache, das ganze Verhältniß in weiteren Verabredungen befestigt, ihnen seine vorhabenden Schritte mitgetheilt, und sie zu gleichmäßiger Thätigkeit und ausdauerndem Eifer ermahnt, stand er nicht länger an, und betrat die beschwerliche Laufbahn, an deren Ziel ein Thron ihn erwartete. Im Gegensatze eines so stolzen Ziels war der Anfang demüthig und dürftig genug. Der künftige König mußte vor allem eine Anleihe machen; dazu war zu allen Zeiten Noth und Rath, der jüdische Wechsler Jabach in Livorno übernahm die Sache; demüthigend war nur die Geringheit der Summe, welche nicht über einige tausend Lire stieg. Was aus Theodors Residentenstelle geworden, wird nicht erwähnt, das ganze Verhältniß scheint nur von schwankender Art gewesen zu sein. Mit jenen geringen Mitteln, durch die Zuschüsse einiger Corsen nur wenig erhöht, begab er sich auf die Reise. In Rom, wo er bedeutende Verbindungen hatte, und bei den angesehensten Personen in großer Achtung stand,

versuchte er zuerst den Gedanken anzuregen, daß Corsica ein unabhängiger Staat würde, wobei sich mancherlei die römische Kirche Ansprechendes, — als welche schon in früherer Zeit die Oberherrlichkeit von Corsica gehabt, — in's Spiel setzen ließ. Allein er fand diesen Boden nicht günstig, und eben so wenig den der andern Regierungen von Italien, obgleich manche Gesinnungen insgeheim den Genuesern entgegenwirkten, und andre bald gegen Frankreich, bald gegen den Kaiser neue Verwickelungen gewünscht hätten. Die Gefahr, seine Entwürfe durch allzu vollständige Mittheilung voreilig preiszugeben, vermehrte die Schwierigkeit in Theodors Unterhandlungen; sein Geheimniß blieb jedoch, obgleich er nach einander die Höfe von Wien, Versailles und Madrid anging, und nirgends die Gelegenheit günstig fand, völlig bewahrt. Nachdem er eine Zeitlang diese vergeblichen Versuche fortgesetzt, mußte er wohl einsehn, daß bei keinem der europäischen Fürsten unter den waltenden Umständen für Corsica öffentlicher Schutz und Anhalt zu hoffen sei. Diese Widerwärtigkeit schlug indeß seinen Muth nicht nieder, der im Gegentheil durch Hindernisse nur noch mehr befeuert wurde. Im sechszehnten Jahrhundert hatte Sampiero, ein berühmter corsischer Anführer, in ähnlicher Bedrängniß

niß den Beistand der ottomannischen Pforte mit gutem Erfolge angerufen, und den Corsen war diese Gemeinschaft mit den Ungläubigen nicht anstößig erschienen. Diesem Beispiele beschloß nun Theodor zu folgen, und seinem Sinne widersprach nicht, daß Bemühungen, die in Rom angefangen, in Konstantinopel enden sollten! Er schiffte sich nach der Levante ein, und gelangte glücklich nach Rodosto, einem Hafen am Meer von Marmora.

Schon früher hatte Theodor auf seinen Reisen den Fürsten von Siebenbürgen Franz Ragoczy kennen gelernt, einen Mann von kühnem Geist und bedeutenden Schicksalen. Im Aufstande gegen den Kaiser Leopold I. war er zu solcher Macht emporgestiegen, daß er das Königreich Ungarn von der österreichischen Herrschaft abzureißen drohte, und nach glänzenden Waffenerfolgen an der Spitze von 100,000. Mann schon gegen Wien anrückte. Wechsel der Umstände und Wandel des Kriegsglücks aber vernichteten seine Macht eben so schnell wieder, als sie entstanden war. Nach vergeblichen Bemühungen, Rußland und Polen für seine Sache gegen Oesterreich zu bewaffnen, beschloß er sein Vaterland auf immer zu meiden, obgleich die Amnestie, welche der Kaiser Joseph I. in dem Friedensvertrage mit den ungarischen Ständen bewil-

ligt hatte, ihm die Rückkehr freistellte, und Besitzungen und Würden sicherte. Nachdem er eine Zeitlang in Frankreich gelebt, wo er als ein ehemaliger Bundesgenosse sehr ausgezeichnet wurde, aber für seine Zwecke nichts mehr zu hoffen sah, hatte er sich endlich in die Türkei zurückgezogen, wo ihm noch die meiste Aussicht zu Befriedigung seines unauslöschlichen Hasses offen schien. Hier suchte ihn Theodor auf, um ihn über seine Anschläge zu Rathe zu ziehen, und fand ihn in großem Ansehn, von der Pforte hochgeehrt, aber im Ueberdrusse der Unthätigkeit, und voll Begier jeder neuen Unternehmung beizutreten. Ragoczy war bald entflammt von den unerwarteten Mittheilungen seines Freundes, und eilte denselben mit einem Manne bekannt zu machen, der durch unternehmenden Geist, abentheuerliche Schicksale und jetziges Verhältniß wohl befähigt war, bei den vorhabenden Angelegenheiten zu jenen beiden der dritte zu sein.

Dieser war Achmet Pascha, ehmals Graf von Bonneval, ein Franzose von vornehmer Herkunft, der mit glänzendem Kriegsmuthe den leidenschaftlichsten Leichtsinn verband, zuerst wegen übler Händel aus französischem Dienst entwichen, dann aus dem österreichischen Heere, nachdem er als General der Infanterie und Hofkriegsrath in großem An-

sehn gestanden, wegen Ungehorsam schmachvoll entlassen worden, und endlich nach Konstantinopel hingerathen war, wo er den muhamedanischen Glauben angenommen, und von dem Großherrn hohe Würden und große Reichthümer empfangen hatte. An leidenschaftlichem Hasse gegen Oesterreich wetteiferte er mit Ragotzy; beide verzehrten sich in heißer Ungeduld, den Tag der Rache noch immer nicht erscheinen zu sehn, und setzten alle Triebfedern in Bewegung, um die Pforte zum Kriege gegen Oesterreich aufzureizen. Als dieser in der Folge wirklich ausbrach, zeigte sich Bonneval in der That als ein furchtbarer Feind. Jetzt aber schwankten die Verhältnisse noch unentschieden, der Krieg gegen Rußland gab keine Befriedigung, und Theodors nähere Eröffnungen wurden daher um so begieriger aufgefaßt. Dieser erkannte sehr bald, mit was für Männern er zu thun habe, und daß ihre kräftige Mitwirkung nur solchen Entwürfen gegönnt sein würde, die ihren heftigen Durst nach Rache zu befriedigen versprächen. An diese herrschende Leidenschaft, diese dargebotene Schwäche, mußte er seine Plane, wenn sie gelingen sollten, anknüpfen, nach diesem Zwecke seinen Vortrag einrichten. Seine Gewandtheit im Leben, seine einnehmende Art des Umgangs, und die Leichtigkeit

seine Absichten mit fremden Vorstellungen und Neigungen zu verknüpfen, verschafften ihm hier, wie in allen ähnlichen Gelegenheiten, den entschiedensten Einfluß; seine Beredsamkeit wußte durch überraschende Wendungen in Erstaunen zu setzen, das Unwahrscheinlichste glaublich darzustellen. Er bemühte sich die Rachsucht der beiden Freunde nur noch heftiger anzufachen, indem er ihnen die Ursachen dazu wiederholt hervorhob. Der Plan, welchen er dann mittheilte, ging auf nichts geringeres hinaus, als das Haus Oesterreich völlig zu Grunde zu richten. Die Türken, sagte er, müßten zuvörderst ganz Italien erobern. Die Ausführung durfte nach seiner Meinung gar nicht schwierig sein. Auf Corsica, dessen Besitz ihm durch türkische Hülfe gleich zuerst zu sichern wäre, würden die Truppen von Algier und Tunis ihren Sammelplatz haben, von wo sie leicht und ohne Gefahr auf den Küsten von Genua und Toscana landen könnten, während andre Truppen von Tripolis nach Calabrien übersetzten, und aus Albanien die Türken selbst in die Mark Ancona einfielen. Das Gelingen dieses dreifachen Angriffs war ihm augenscheinlich, man durfte gar nicht zweifeln. Hierauf ging er weiter! Durch die Eroberung von Italien, die schnell vollbracht sein mußte, bahnte

sich das türkische Heer durch Friaul und Steiermark einen Weg in das Herz der österreichischen Länder. Mittlerweile drang ein zweites Heer, unter Ragoczy's Anführung, durch Ungarn vor, und beide konnten zu gleicher Zeit vor Wien stehn, dessen Fall dann unvermeidlich war. An Kühnheit fehlte es diesem Plane nicht; er beschäftigte die schon gewonnene Einbildungskraft; die Hindernisse, auf die man bei der Ausführung stoßen mußte, blieben in Schatten gestellt, die Täuschungen der Eitelkeit behielten freien Spielraum. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Theodor mit einem solchen Entwurfe es jemals ernst gemeint, daß er die Ausführung für möglich gehalten, oder gar gewünscht habe; ihm konnte genügen, wenn nur die ersten Schritte versucht wurden, mit denen sein Ziel alsbald erreicht war. Wer übrigens durfte den Plan für ausschweifend und thörigt halten, da selbst Feldherren, wie Ragoczy und Bonneval, welche die genaue Kenntniß jener Kriegsverhältnisse in eigner Erfahrung erprobt hatten, ihn billigten und anempfahlen?

Auch ging die Pforte, auf Bonnevals Betrieb, wohlgeneigt in Theodors Absichten ein. Ihm wurden ansehnliche Geldsummen und hinlängliche Truppenhülfe zugesichert. Da jedoch die Sachen in

Konstantinopel, wo Geschäfte und Anordnungen sich drängten, leichter befohlen, als vollzogen wurden, so ließ Theodor durch seine Freunde einen Befehl des Großherrn an den Bei von Tunis auswirken, das auf Corsica gerichtete Unternehmen von diesem nähergelegenen Punkte mit allen Hülfsmitteln zu fördern. Die Pforte nahm die Sache wenigstens ernsthaft genug, um Theodorn die Bedingung aufzuerlegen, als König von Corsica die türkische Hoheit anzuerkennen; eine Bedingung, die er unbedenklich gelten ließ, da ihre Erfüllung nur zur Sprache kam, wenn sein Ziel gewiß erreicht war, dann aber konnten die Umstände ihn derselben leicht überheben. Er sah seine Angelegenheit auf's beste eingeleitet; mit dem Beistande des mächtigsten Herrschers der Erde schien er jeder europäischen Macht trotzen, nichts ihn auf seinem Thron erschüttern zu können. Mit einigen Geldsummen, die ihm sogleich ausgezahlt wurden, und mit dem Versprechen seiner Freunde, ihm aus Albanien einige tausend Mann Truppen zuzuwenden, reiste er, schwelgend in glücklicher Zuversicht und herrlichen Hoffnungen, von Konstantinopel nach Tunis ab. Hier wurde er sehr wohl empfangen, und von dem Bei, den er schnell für sich einzunehmen wußte, in Gunst und Ehren gehalten. Nichtsde-

stoweniger zogen sich die Anstalten für seine Unternehmung in die Länge. An Geld und Kriegsvorräthen fehlte es nicht, aber Truppen und Schiffe waren nicht so schnell für ihn zusammenzubringen. Die Nachrichten, welche aus Corsica über den dortigen Zustand der Dinge nach und nach eintrafen, mußten seine Ungeduld nur vermehren. Der Kampf war, wie vorherzusehn gewesen, nach kurzem Stillstande nur blutiger wieder ausgebrochen. Die Corsen hatten große Vortheile erfochten, und ihren Feind wieder auf den Besitz weniger Punkte beschränkt; allein um diesen Gewinn zu befestigen, und die weitere Fehde mit Erfolg zu bestehn, mußten sie nun ernstlich bedacht sein, ihrem Gemeinwesen eine geordnete Gestalt zu geben. Sie hatten die Insel unter den Schutz der Jungfrau Maria gestellt, und nach mancherlei Berathungen bereits eine Art Verfassung zu Stande gebracht, in welcher eine Junta von Kriegsanführern mit Abgeordneten des Volks die oberste Staatsgewalt theilte. Wenn diese Verfassung sich ohne Theodors Zuthun festsetzte und erhielt, so konnten seine Ansprüche leicht ausfallen, und seine Hülfe zu spät kommen. Er mußte daher eilen, noch im günstigen Augenblick in Corsica aufzutreten. Ohne Truppen zwar, aber mit reichen Vorräthen und

ansehnlichen Geldsummen, zu denen auch Ripperda, der jetzt unter dem Namen Osman eine hohe Kriegswürde in Marokko bekleidete, eifrigst beigetragen hatte, durfte er noch immer den Corsen, welche den allergrößten Mangel litten, eine machtgebietende Erscheinung sein. Durch Briefe benachrichtigte er seine Freunde von seiner nahen Ankunft, und forderte sie auf, ihren Verabredungen getreu, seinen guten Empfang vorzubereiten, und seine Rolle aus allen Kräften zu unterstützen. Außerordentlich war die Freude über diese Nachricht, welche in öffentlicher Versammlung zu Corte verlesen wurde. Längst hatte man aufgegeben, von Theodors Bemühungen einigen Erfolg zu hoffen; nach langem Schweigen erscholl jetzt die Kunde von seinem Leben, seiner nahen Hülfe. Muth und Thätigkeit erwachten unter den Corsen auf's neu; alles harrte ungeduldig seiner Ankunft entgegen. Die Eingeweihten unterließen nichts, was seinem Auftreten günstig sein konnte; sie gewannen die noch unbestimmten Häupter, sie erweckten die Neigung des leichtbeweglichen Volks, von der bisherigen Verfassung, die ohnehin nie recht in Ausführung gekommen, zu einer monarchischen überzugehn, und Theodorn zum Könige auszurufen. Sie priesen hauptsächlich sein Verdienst um

die Befreiung der Anführer, welche Genua verhaftet hatte.

Nach mehrjährigen unermüdeten Anstrengungen erschien endlich Theodor am 13. März des Jahres 1736. vor dem Hafen von Aleria, auf der Ostküste der Insel. Der englische Consul zu Tunis hatte ihm zu einem Kauffahrer verholfen, der 10. Kanonen, und als Kriegsschiff englische Flagge führte; ein Mißbrauch, wegen dessen sowohl der Consul als der Schiffskapitain in der Folge zur Verantwortung gezogen wurden, und der dem letzteren das Leben kostete, indem er, um der Verhaftung zu entgehen, in der Levante sich mit einem Pistolenschusse tödtete. Die vornehmsten Einwohner von Aleria und den umliegenden Ortschaften begaben sich zu Theodor an Bord, und bewillkommten ihn mit dem Titel Excellenz und Vicekönig. Am folgenden Morgen stieg er an's Land, in sonderbarem Aufzuge, halb türkisch, halb europäisch bekleidet; er trug ein langes scharlachrothes, mit Pelz gefüttertes Gewand nach morgenländischer Art, dagegen war sein Haupt statt eines Turbans mit einer wohlfrisirten Perücke und einem dreieckigen Hute bedeckt; an der Seite hatte er einen spanischen Degen, in der Hand einen prächtigen Stock mit gewundenem Knopfe. Sein

buntes Gefolge bestand in 16. Personen, unter welchen ein französischer Oberstlieutenant, ein Sekretair aus Elba, ein Haushofmeister aus Livorno, ein Kaplan, mehrere Kammerdiener und Lakaien aus verschiedenen Gegenden, und drei Mohren aus Tunis. Er ließ darauf seine mitgebrachten Vorräthe ausschiffen, 6. zwölfpfündige Kanonen, 7000. Flinten, worunter viele noch ungeschäftete Rohre, eine Anzahl Bajonette, Pistolen und andern Waffen, eine große Menge von Pulver und Kugeln, ferner 7000. Säcke Getreide, 3000. Röcke und eben so viele Paar Schuhe, überdies viele Kisten mit Geld, größtentheils afrikanischen Gepräges. Das Ganze wurde zum Betrag einer Million Scudi angeschlagen. Diese Hülfe erschien in der That für Corsica, wo stets an den nothdürftigsten Dingen Mangel, ein Gewehr ein Schatz, und ein Paar Schuhe eine Seltenheit waren, von außerordentlichstem Belang; sie überstieg alles, was von den Kräften eines auf Abentheuer ausgehenden Privatmannes zu erwarten stand, und es war sehr natürlich, daß sowohl die Corsen als die Genueser die Hand irgend eines mächtigen Fürsten im Spiele glaubten. Der Eindruck, welchen Theodors wunderbare Erscheinung, das sonderbare und bedeutende Ansehn seiner Person, und der Anblick der ausge-

schifften Waffen und Schätze machten, wurde bei den Corsen schnell zur freudigsten Begeisterung. Nicht weniger staunte man im Auslande bei dem schnellverbreiteten Gerüchte eines solchen Ereignisses; die seltsamsten Vermuthungen darüber durchliefen Europa. Er trat bloß unter dem Namen Theodor auf, sein Zuname blieb eine Zeitlang verschwiegen; bald sollte er ein portugiesischer Prinz, der Prätendent von Großbrittannien, oder in dessen Namen ein englischer Lord, bald der Herzog von Ripperda, der Graf von Bonneval, oder der junge Ragoczy, dann wieder ein berüchtigter Abentheurer Freiherr von Syburg sein. Erst nach und nach erhob sich der Name Theodor von Neuhof, und seitdem spürte man eifrigst der Herkunft und den bisherigen Lebensschicksalen des neuen Helden nach; eine Menge abentheuerlicher Erzählungen kamen zum Vorschein, und besonders waren die Genueser beflissen, ihren Feind durch die schmachvollsten Ausstreuungen herabzuwürdigen, die jedoch zum Theil durch die Thatsachen selbst widerlegt wurden.

Seine Angelegenheit nahm einen raschen und glücklichen Fortgang. Hundert verschiedene Gerüchte und Meinungen, durch seine Freunde ausgestreut, vergrößerten seinen Ruf und seinen An-

hang. Bald hieß es, er komme als Gouverneur im Namen des Kaisers, bald wieder, ihn sende der König von Spanien, oder der Bei von Tunis. Um keinen der Vortheile dieser entgegengesetzten Meinungen aufzugeben, hüllte er sich in Schweigen, und ließ die auswärtigen Verhältnisse im Ungewissen schweben, dagegen er für die inneren sogleich als Oberhaupt auftrat, und daß er es sei, als Thatsache annahm. Das Volk, im voraus bearbeitet, strömte aus der Umgegend herbei, jauchzte ihm Beifall, rief ihn als Vater und Befreier aus, und wurde durch seine freigebigen Austheilungen und Geschenke nur noch mehr befeuert. Begleitet von der jubelnden Menge zog er von Aleria nach Campoloro, wo er in dem bischöflichen Pallaste seine Wohnung nahm. Hier fanden sich seine Freunde, die angesehenen Corsen Costa, Giacinto Paoli und Giafferri ein, mit welchen er gleich am 17. eine Versammlung der angesehensten Einwohner hielt, denen er seine Absichten und Hoffnungen kund machte. Sein Betragen war ganz den Umständen angemessen. Er umgab sich mit Wachen, und ließ zwei Kanonen vor seiner Wohnung aufpflanzen; seine Erscheinung war glänzend und prachtvoll; er speiste von Silber; in der Kirche war sein Platz mit kostbaren Teppichen und

Kissen geschmückt. Dabei war er für jeden zugänglich, hörte jeden an, und entließ niemanden unbeschenkt; öfters auch streute er Geld unter das Volk aus. Indem er auf solche Weise immer mehr die Neigung der Corsen zu gewinnen suchte, und den Ruf seiner Großmuth und seiner Macht ausbreitete, versäumte er nicht, gleich zuerst auch eine Kriegsschaar aufzubringen, und so den Grund für größere Truppenmacht zu legen. Er ernannte demnach drei Obersten, sodann 24. Hauptleute für eben so viele Kompanieen, jede zu 200. Mann; binnen zwei Tagen schon waren diese aus den nächsten Bezirken vollzählig; jeder Gemeine erhielt eine Flinte, ein Paar Schuhe und eine Zechine, den Offizieren war ein ansehnlicher Sold festgesetzt. Ausgewählte 400. Jünglinge wurden zur Leibwache bestellt. Kaum waren diese Bewaffnungen geschehn, so rückte Theodor an ihrer Spitze vor, griff die nächsten genuesischen Posten an, und schlug sie in die Flucht. Diese unbedeutende Begebenheit wurde durch die ganze Insel lobpreisend verkündet, die Freunde verdoppelten ihre Thätigkeit, seine Erhebung zur Königswürde durch das Volk förmlich aussprechen zu lassen. Durch ihre Bemühung kam endlich am 15. April zu Alessani eine allgemeine Consulta von Abgeordneten aus

allen Bezirken zusammen, bei welcher Giafferri und Giacinto Paoli als bevollmächtigte Vermittler auftraten, zugleich im Namen Theodors und von Seiten des Volks. Ohne Schwierigkeit ging ihr Antrag durch; einmüthig wurde Theodor zum König erwählt. Die Bevollmächtigten überbrachten ihm den abgeschlossenen Wahlvertrag, den er unterzeichnete und beschwor. Er wurde hierauf unter freiem Himmel mit einer Krone von grünem Laube geschmückt, feierlich als Theodor I. König von Corsica und Capraja ausgerufen, und auf den Schultern der Vornehmsten im Triumph durch die ganze Gegend umhergetragen. Der unaufhörliche Jubel von mehr als 25,000. Menschen begleitete den Zug; alle schworen ihm den Huldigungseid. Sie knüpften an dieses frohe Ereigniß die glücklichsten Hoffnungen.

Die corsischen Häupter hatten den Wahlvertrag mit vieler Vorsicht eingerichtet. Theodors Würde sollte auf seine Nachkommen vererben, nach dem Erlöschen seines Geschlechts aber das corsische Volk wieder nach Gutdünken über seine Staatsform verfügen. Der König mußte sich zur katholischen Religion bekennen. Ein großer Rath von 24. Mitgliedern sollte alle wichtigen Angelegenheiten mitentscheiden, ein beständiger Ausschuß des-

selben von drei Mitgliedern stets am Hofe gegenwärtig sein. Alle Würden und Aemter waren den Eingebornen vorbehalten. Für die Kriegszeit durfte der König fremde Truppen herbeirufen, im Frieden deren aber höchstens bei seiner Leibwache halten. Die jährlichen Steuern wurden auf ein billiges Maß beschränkt. Endlich sollte der König eine Universität stiften, und zur Ehre und zum Ruhme des Reichs aus den geeigneten Geschlechtern einen Adelstand errichten. Andre Artikel betrafen die Genueser und ihre Güter auf Corsica. Wenn man die Zeit und Umstände bedenkt, in welchen diese Bestimmungen gemacht wurden, so wird man Maß und Bildung darin nicht verkennen dürfen. Indessen erging es dieser Verfassung, wie vielen andern, unter theilweisen und vorübergehenden Lebensregungen erstarb sie in den Ereignissen.

Theodor hatte schon im voraus seine ersten Reichsbeamten ernannt, den Advokaten Costa zum Kanzler, Giacinto Paoli zum Schatzmeister, Giafferi zum Oberbefehlshaber der Truppen. Seine erste Sorge war nun, einen inneren Frieden in Corsica aufzurichten, und von allen Einwohnern beschwören zu lassen; jeden Waffenstreit der Partheien und Faktionen, welche die Insel seit undenklicher

Zeit zerrissen, verbot er bei Todesstrafe. Die Häupter selbst forderten ihn dringend zu solcher Strenge auf. Zwei Corsen, von der rothen Faktion der eine, der andre von der schwarzen, welche bald nachher dennoch zu den Waffen gegriffen hatten, um den alten Haß im Blute zu kühlen, ließ Theodor dem Gesetze gemäß sogleich aufhängen; dies Beispiel wirkte, und gab dem neuen Herrscher ein schreckendes Ansehn selbst bei denen, welche ihn als ihr Geschöpf ansahen. Sein zweites Geschäft, dem er allen Eifer widmete, war die Anordnung eines tüchtigen Wehrstandes, und vor allem die Errichtung stehender Feldtruppen. Hiebei hatte er die größten Schwierigkeiten in der althergebrachten Gewohnheit der Corsen zu überwinden. Jeder Corse war Soldat, und stolz darauf, es zu sein; aber der Kriegsdienst war von eigner Art. Jeder Bezirk stellte auf den Ruf seiner Vorsteher oder Häupter die verlangte Mannschaft, die sich mit Lebensmitteln versehn auf dem Sammelplatz einfand; dauerte das Unternehmen über acht Tage, so zogen sie heim, und mußten durch andre ersetzt werden, bis ihre Reihe wiederkehrte. Diese Art Krieg zu führen, dem Leben und Karakter jenes Volkes tief eingewurzelt, ließ niemals große Ergebnisse zu, und machte häufig, zur Verzweiflung

der

der Anführer, die schon errungenen Vortheile fruchtlos. Dennoch wollten die Corsen von dieser Gewohnheit nicht ablassen, und es kostete Mühe, nur einige Ordnung und Zuverlässigkeit in die Vertheilung und Reihefolge des Aufgebots einzuführen.

Inzwischen kamen mehrere Schiffe mit neuen Vorräthen von Pulver und andrem Kriegsbedarf sowohl aus Livorno, als aus Barcelona für Theodor an, wodurch die Vermuthung, daß eine große Macht ihn unterstütze, neuen Glauben gewann. Seine ausgebreiteten Verbindungen erwiesen sich in der That so ansehnlich als fruchtbar; in Italien, in Frankreich und Spanien, in der Barbarei, überall hatte er Freunde und Gönner, deren Eifer und Thätigkeit er rastlos in Bewegung setzte, nach allen Seiten wußte er Entwürfe und Vorschläge anzuspinnen, bald durch Wahrheit bestechend, bald durch Täuschung überzeugend. Sein mannigfacher Briefwechsel richtete sich an Staatsmänner und andre einflußreiche Personen, leitete Handelssachen, ertheilte Aufträge und Weisungen, berief Freunde und Verwandte; aus Westphalen lud er den Freiherrn von Drost, seinen Vetter, aus Frankreich seinen Neffen, der daselbst in Kriegsdiensten stand, dringend zu sich ein. Auch meldete er den aus-

wärtigen Mächten, besonders dem Kaiser und dem Könige von Frankreich, in eigends erlassenen Schreiben, seine Erhebung auf den Thron, und bat um Anerkennung und Beistand. Dem unentschiedenen Abentheurer waren diese zwar schwerlich irgend zu hoffen, doch lag in dem Geiste der widerstreitenden Staatsverhältnisse, daß unter den Mächten einige mit heimlicher Gunst auf das Unternehmen schauten.

Das nöthigste Ziel indeß blieb zunächst, die Genueser vollends von der Insel zu vertreiben, und Theodor ließ dasselbe nicht aus den Augen. Die nach seiner Anordnung errichteten Truppen führte er sogleich in's Feld, und schon am 23. April, acht Tage nach seiner Krönung, nahm er im südlichen Theile der Insel den Seeplatz Portovecchio, und am 24. Sartene weg, wo die genuesische Besatzung gefangen gemacht und viel Pulver und Blei erbeutet wurde. Nachdem er hierauf in Casinca bis zu 15,000. Mann versammelt, stand er plötzlich am 3. Mai mit dieser Macht vor Bastia, und erließ an den genuesischen Generalkommissair die Aufforderung, binnen zehn Tagen mit seinen Truppen den Platz zu räumen, widrigenfalls bei der gewaltsamen Einnahme keine Schonung zu erfahren. Zugleich ermahnte er die Einwohner, gegen ihre

Zwingherren aufzustehn, und ihren Landsleuten die Thore zu öffnen. Da beides ohne Wirkung blieb, und ein stürmender Angriff unstatthaft war, so traf er Anstalt, die Stadt wenigstens eng einzuschließen. Ein erneutes Aufgebot rief aus allen Bezirken die streitbare Mannschaft in Dienst. Die Hülfsgeschwader einer befreundeten Macht, hieß es, wären mit Truppen unterwegs; es sei alles daran gelegen, noch vor ihrer Ankunft im Besitz von Bastia zu sein, damit den Verbündeten gleich ein sichrer Ort und guter Hafen anzuweisen wäre; es bedürfte demnach einer vereinten Anstrengung, sowohl gegen diese Hauptstadt, als auch gegen die andern in den Händen der Genueser befindlichen Plätze, um dem ganzen Kriege sogleich eine vortheilhafte Wendung zu geben. Diese Vorstellungen hatten den guten Erfolg, daß alsbald über 25,000. Mann theils vor Bastia und den nahegelegenen Seeplätzen S. Fiorenzo und Algajola, theils vor S. Pelegrino und Ajaccio unter Waffen standen. Theodors Truppen behielten in den Gefechten, die oft für beide Theile gleich blutig waren, stets die Oberhand, und engten die Genueser immer mehr ein; die wenigen Bezirke, welche diesen noch angehangen, unterwarfen sich, und brachten der corsischen Sache die Waffen zu, welche sie kurz

vorher aus Genua gegen dieselbe empfangen hatten. Der Generalkommissair jedoch behauptete sich in Bastia; sein gutbedientes Geschütz hielt die Corsen in genugsamer Entfernung von der Stadt, und obwohl Theodor den größten persönlichen Muth bewies, und oftmals im stärksten Feuer bis dicht unter die Wälle kühn hinanritt, so konnte er doch mit seinen Streitkräften ohne mehreres Geschütz keinen erfolgreichen Angriff unternehmen.

Während die Berennung von Bastia bald mit stärkerer, bald mit schwächerer Mannschaft fortbestand, gewann Theodor einige Zeit, sich mit den inneren Angelegenheiten der Insel zu beschäftigen. In der bürgerlichen Verfassung war alles neu zu gründen; die Gesetze waren höchst mangelhaft, die Gerechtigkeitspflege fehlte beinahe ganz; die nothwendigsten Geschäfte des Lebens wurden vernachlässigt. Die Genueser hatten bisher mit aller Sorgfalt verhindert, daß die Corsen Handel und Gewerbe trieben, sie sollten wegen jedes Bedürfnisses von Genua abhängig sein. Daher fehlten die gewöhnlichsten Handwerker, die gemeinsten Hülfsmittel. Theodor arbeitete rastlos an der Verbesserung dieses Zustandes. Er gab eine Anzahl bündiger Gesetze, die fürerst nur das Nöthigste enthielten, und weitere Ausbildung der Zukunft

anheimstellten. Er saß selbst zu Gericht, vernahm Kläger und Beklagte, verhörte die Zeugen, und gab jedesmal die Gründe seines Urtheils an. Er berief durch angebotene Vergünstigungen Handwerker und Künstler vom Festlande; die Religionsfreiheit, die er verkündete, lockte auch alsbald viele Fremde an; es hieß deutsche Protestanten würden eine eigne Stadt auf Corsica erbauen, desgleichen holländische Juden, und ebenso griechische Ansiedler. Er ordnete die Verwaltung der öffentlichen Gelder und der fast ganz verabsäumten Staatsgüter, unter welchen Gold- und Silberminen seiner Aufmerksamkeit nicht entgingen. Durch die Beute von den Genuesern und durch den Ertrag der Kriegssteuern, die an Geld, Früchten und Vieh zumeist von ihren Besitzungen eingetrieben wurden, kamen beträchtliche Summen ein, welche Theodor zweckmäßig verwendete; die Truppen erhielten ihren Sold, und alles Erforderliche wurde angeschafft. Auch ließ er eignes Geld prägen, sowohl Kupfer für den kleinen Verkehr, als Gold- und Silbermünzen, auf welchen sein Brustbild und Königlicher Titel prangten. Alles dies entstand und geschah in der kürzesten Zeit, unter dem verwirrendsten Zudrange aller Art. Theodors rasches Wirken erregte Bewunderung, und man konnte seine

Fähigkeit und Absicht, das kleine Reich zu einem blühenden und achtungswerthen Staat zu erheben, in seinen wohldurchdachten Anstalten nicht verkennen.

Als die Republik die ernsthafte Wendung sah, welche Theodor der corsischen Sache gab, ergriff sie auch ihrerseits entschlossene Maßregeln. Sie erließ die heftigsten Beschlüsse gegen ihn, nannte ihn einen Aufrührer und Hochverräther, setzte auf seinen Kopf einen Preis, und verbot ihren corsischen Unterthanen jede Gemeinschaft mit ihm. Zugleich gaben sie von seiner Herkunft und Person die gehässigsten Nachrichten, schilderten ihn als einen verlaufenen Abentheurer und landflüchtigen Betrüger, der bald als Spieler, bald als Marktschreier aufgetreten sei, und nunmehr die Einfalt der Corsen zu der lächerlichsten Posse mißbrauche. Ihre Kundmachungen wurden bald auf Corsica verbreitet. Als Theodor hörte, daß die Genueser ihn für einen Marktschreier ausgäben, sagte er lachend: „So will ich denn nächstens meine Schaubühne auf dem Marktplatze zu Bastia aufschlagen, und ein Stück darauf spielen, das ihnen vielleicht nicht ganz gefallen wird.“ Die Corsen schickten aber die ihnen zugekommenen Schmähschriften mit dem Beisatze: „Es lebe Theodor I. König von Cor-

sica!" nach Genua zurück. Auch erschien in der Folge, zur Antwort auf das genuesische Edikt, ein würdiggefaßtes Manifest, durch welches Theodor sich selbst und das corsische Volk in allem Vorgegangenen zu rechtfertigen suchte. Dies war um so leichter, als die Genueser überall die öffentliche Meinung gegen sich hatten; überdieß widerlegten sich ihre Nachrichten über Theodor zum Theil durch ihre eignen Widersprüche, und die Absicht zu verläumden war allzu offenbar. Nicht besser stand ihre Sache bei den fremden Höfen; ihr bisheriges Verfahren gegen die Corsen wurde zu Wien und Paris laut mißbilligt. Ihrem Gesuch um Hülfstruppen wurde erwiedert, sie selbst hätten die Amnestie gebrochen, und eher Strafe verdient, als Beistand. Ungünstig nahmen auch Spanien und England ihre Beschwerden auf, daß von daher Zufuhr an Theodor gelange; doch wurde in London, den Anschein befriedigend, ein strenges Verbot deßhalb erlassen.

Inzwischen hatte die Republik aus eigner Anstrengung ihre Besatzungen auf Corsica verstärkt, und von Bastia, S. Fiorenzo und Algajola geschahen glückliche Ausfälle, die den Corsen großen Nachtheil zufügten. Theodor sah sich genöthigt, mit seinen Truppen in das Gebirge zurückzugehn,

da sie im freien Felde aus Ungewohnheit nur schlecht bestanden. An Tapferkeit und Heldenmuth fehlte es ihnen sonst nicht. Ein Beobachtungsposten von 60. Mann war vor Bastia zurückgeblieben, die geringe Anzahl wurde verrathen, und die Genueser fielen 1500. Mann stark über sie her; die Corsen wurden sogleich versprengt, ihrer 20. aber flohen in einen festen Thurm, und fünf Stunden hielten sie hier den heftigsten Angriff der Genueser aus, der diesen viele Verwundete und Todte kostete; jede Aufforderung sich zu ergeben, wiesen sie hartnäckig ab, und da zuletzt ihr Thurm in Flammen stand, und sie unter Schutt und Trümmern zu begraben drohte, fielen sie wüthend heraus, und richteten noch ein großes Blutbad an, bis sie alle erlagen, fünf ausgenommen, die sich glücklich durchschlugen! Häufig waren die Beispiele solcher Kriegswuth unter den Corsen; dieselben Leute aber waren in Reih und Glied sehr unzuverlässige Soldaten. Einzelne Gefechte entschieden sich nun öfters zum Vortheile der Genueser; sie befriedigten zunächst den alten Haß, die Corsen, welche in ihre Händen fielen, wurden enthauptet oder aufgehängt. Die Erbitterung und Grausamkeit stiegen auf beiden Seiten. Während dieser Unfälle hielt Theodor, der Vielen schon ganz verloren dünkte, mit

großer Geisteskraft seinen Muth aufrecht, und vertröstete seine Freunde auf nahe Hülfe. Wirklich kam gegen Ende des Juni zu Isola Rossa für ihn ein Schiff an, welches zwar keine Truppen, aber 4. achtpfündige Kanonen mit allem Schießbedarf, 500. Flinten und viele andre Gegenstände überbrachte; zwei genuesische Feluken, welche die Ausschiffung verhindern wollten, wurden durch Kanonenschüsse vertrieben. Zu gleicher Zeit trafen von Cadix bedeutende Wechsel für ihn ein. Hiedurch gestärkt, erschien Theodor schnell wieder im Kriegsfelde. Er schlug bei Zilia im Bezirk von Balagna eine feindliche Schaar von 1800. Mann; drei Tage darauf bei Isola Rossa eine andre, die 2000. Mann stark gelandet war, um einen Hauptstreich auszuführen, und nun mit großem Schimpf und Verlust sich wieder einschiffte; auch nahm er den Genuesern zwei Schiffe weg, die sie in der Eile zurücklassen mußten, und auf welchen sich eine Kriegskasse und 50. Fässer Pulver fanden. Die gefangenen Genueser wurden auf seinen Befehl, zur Wiedervergeltung ihrer Grausamkeit, erschossen; ein abtrünniger Corse erlitt gleiches Loos. Ein Hauptgefecht fand im Juli bei Furiani statt, wohin die Genueser mit 1500. Mann aus Bastia vorrückten, um Theodorn, der am Tage vorher dort angelangt war,

zu überfallen; er aber zog dem Feind entgegen, und warf ihn nach einem hitzigen Gefechte von mehreren Stunden bis unter die Mauern von Bastia zurück. Im August fiel er mit 4000. Mann unvermuthet in den Bezirk von Nebbio ein, und nahm den Einwohnern, welche für Genua bewaffnet worden, 2000. Flinten ab; nur vor Calenzano, wo sich die Einwohner unter Anführung ihres Pfarrers und Richters zur Wehr setzten, mußte er nach einem hartnäckigen Gefechte sein Vorhaben aufgeben. Die Genueser ließen wiederum 60. hier gefangene Corsen zu Bastia hinrichten, Theodor dagegen 12. gefangene Genueser aufhängen.

Durch solche Gefechte indeß wurde nichts entschieden. Er fühlte, daß alles auf die Einnahme von Bastia ankäme, und zu dieser verschwand jede Aussicht. Einige tausend Mann fremder Söldner mit verhältnißmäßigem Geschütz wären für jenen Zweck besser gewesen, als der ganze corsische Landsturm, der sich überdies mehr und mehr auflöste. Der Eifer der Corsen, welche den Fall von Bastia nicht erfolgen, und eben so wenig die verheißene Hülfsmacht erscheinen sahen, erkaltete sichtbar; die Häupter wurden verlegen, das Volk murrte und klagte laut. Die genuesischen Einflüsterungen, die man anfangs verächtlich zurückgewiesen, wurden

jetzt begierig aufgenommen, man trug sich mit den nachtheiligsten Gerüchten, viele Corsen fingen an sich zu schämen, das Spiel eines gemeinen Betrügers zu sein, den sie unbesonnen zu ihrem Fürsten gemacht. Die Genueser wußten diese Stimmung geschickt zu vermehren, und ließen es weder an Geld noch an Kunstgriffen fehlen, um Theodorn durch die Corsen selbst zu stürzen. Er überschaute seine Lage, und erkannte die Nothwendigkeit außerordentlicher Hülfsmittel. Er verdoppelte seine Thätigkeit, um fremde Mannschaft aus Italien und aus Holland an sich zu ziehen, während er zugleich Truppen aus der Levante erhalten sollte. Die genuesischen Verläumdungen suchte er durch Gegenerklärungen zu schwächen, die aber dem Zwecke nicht entsprachen, im Gegentheil das Uebel vermehrten. Unter diesen Umständen fand er angemessen, durch eine große Staatshandlung sein wankendes Ansehn neu zu befestigen. Er berief eine allgemeine Consulta auf den 2. September nach Casacconi, wo die Abgeordneten aller Bezirke, die nicht in genuesischen Händen waren, sich einfanden. Hier sprach er mit Beredsamkeit von seinen bisherigen Erfolgen, seinen künftigen Hoffnungen; ermahnte zur standhaften Ausdauer im Kampfe für die Freiheit, im Vertrauen auf das

selbstgewählte Oberhaupt; erneuerte seine Verspre-chen, und wiederholte seine Zusicherung wegen nahbevorstehender Truppenhülfe. Die Abgeordne-ten waren aber so übel gestimmt, daß seine Rede von geringer Wirkung blieb; sie erhoben vielmehr Zweifel gegen seine Versicherung, und warfen ihm in beleidigenden Ausdrücken vor, daß er sie schon seit mehreren Monaten durch Täuschungen hin-halte; man sprach davon ihm den Gehorsam auf-zusagen, und nach unangenehmen Erörterungen und heftigen Streitigkeiten endigte die Versamm-lung damit, daß Theodor freiwillig erklärte, wenn mit dem Ende des Oktobers die versprochene Hülfs-macht nicht einträfe, wolle er der Königswürde entsagt haben. Man verfügte noch auf seinen Vorschlag die Ausrüstung einiger bewaffneten Schiffe, um auf die genuesischen Kreuzer Jagd zu machen, zu welchem Behuf eine allgemeine Bei-steuer ausgeschrieben wurde, und ging mißvergnügt auseinander.

Auch von diesem niederbeugenden Vorgange ließ Theodor sich nicht aus der Fassung bringen. Er begab sich nach Portovecchio, wo er mehrere Befestigungen des Hafens anordnete, und häufig mit Fernröhren auf das Meer hinaussah, ob die versprochene Hülfe noch nicht erschiene; auch be-

reitete er große Briefschaften an Könige, Minister und andre bedeutende Personen. Seine Gegner sahen in allem diesen nur eitle Vorspiegelungen; doch waren sie es nicht ganz, er hatte allerdings gegründete Hoffnungen, wenn auch nicht in dem Maße und nicht von den Mächten, wie er die Menge glauben ließ. Um indeß die Corsen mit neuen Dingen zu beschäftigen, und zugleich die Mittel seines Einflusses zu vermehren, eilte er den Artikel des Wahlvertrags in Ausführung zu bringen, der die Errichtung eines corsischen Adels vorschrieb. Er hatte den Karakter der Corsen schon hinlänglich kennen gelernt, um hoffen zu dürfen, durch Verleihung von Titeln und Würden ihre Anhänglichkeit noch auf einige Zeit zu fesseln. Er begab sich demnach, begleitet von 400. Leibwachen, denn schon wagte er nicht mehr ohne diese zu erscheinen, von Portovecchio nach Sartene, und stiftete daselbst am 16. September einen neuen Ritterorden, den er den Orden der Befreiung nannte. Der König war Großmeister, dem die Komthure und Ritter den Eid der Treue schwuren. Die Mitglieder waren zum Kriegsdienst und zu gewissen geistlichen Uebungen verpflichtet, obwohl sie nicht grade katholisch zu sein brauchten. Sie sollten den Adel des Landes bilden, und au-

ßerordentliche Vorrechte genießen. Als Ehrenmitglieder durften auch geeignete Personen des Auslandes aufgenommen werden. So groß war die Begierde nach dieser neuen Auszeichnung, daß der Orden in kürzester Zeit 400. Mitglieder zählte, deren jedes bei der Aufnahme 1000. Scudi erlegen sollte, die jedoch den Eingebornen meist erlassen, und nur von den Fremden bezahlt wurden, deren zahlreicher Zutritt eine ansehnliche Geldhülfe brachte, welche Theodor großentheils zur Unterstützung der unbemittelten corsischen Ritter anwandte. Viele der Ordensritter erhielten zugleich die Titel von Grafen und Marchesen, die sich zum Theil noch lange nachher behauptet haben. Auch wurden viele Beförderungen unter den Truppen vorgenommen. Ferner bewilligte Theodor jetzt jedem, der darum ansprach, das Recht der freien Jagd und Fischerei, welches die Genueser immer durch die strengsten Gesetze beschränkt hatten. Er zeigte sich in allen Beziehungen mild und großmüthig, und versäumte keine Gelegenheit, sich auch im Ausland einen guten Ruf zu machen. So schickte er 14. tunesische Sklaven, die auf einem genuesischen Fahrzeuge gefunden worden, frei nach Tunis zurück mit dem Beding, daß ebensoviele Christensklaven dafür freigelassen würden. So ließ er auch

die Franzosen, Spanier und Italiäner, die bei den Genuesern dienend in seine Gewalt fielen, frei nach Hause kehren; die Deutschen aber und Schweizer, die meist geneigt waren bei ihm Dienste zu nehmen, mit gutem Handgeld anwerben. Ferner ließ er neue Münzen schlagen, welche das Bildniß der Muttergottes zeigten, mit der Inschrift: Monstra te esse matrem! wodurch er der katholischen Sinnesart huldigte, der ihn die Geistlichkeit, wohl nicht ohne Grund, wenig zugethan glaubte.

Seine Angelegenheiten standen noch immer nicht ganz schlecht. Seine Truppen siegten wieder in mehreren Scharmützeln, und unvermuthet kam nun auch sein Vetter Drost mit Waffenvorräthen aller Art und vieler Baarschaft an. Die Freude über diese Ankunft gab seiner Seele Trost und Stärke, den Schlägen des Schicksals ferner standhaft entgegenzustehn, und die Zuversicht auf sein wundervolles Unternehmen nicht aufzugeben. Seine Haupthoffnung beruhte jedoch auf den Freunden in der Levante, von denen Ragoczy zwar inzwischen gestorben, aber Bonneval noch in voller Thätigkeit stand, und ihm Truppen aus Albanien verhieß, deren Erwartung seine Ungeduld auf's höchste spannte. Ein entscheidender Schlag wurde in der

That mit jedem Tage nothwendiger. Die Genueser, im Besitz von Bastia, S. Fiorenzo, Ajaccio und anderer Hauptorte an der Küste, waren zwar in diese Plätze meistens wieder eingeschlossen, und litten öfters Mangel, da sie alle Bedürfnisse, selbst Holz und manchmal sogar Wasser, aus Genua beziehen mußten; allein ihre bloße Anwesenheit war genug, um die Insel in beständiger Unruhe zu erhalten. Viele Corsen litten durch den langwierigen Krieg unersetzlichen Schaden an ihren Besitzungen; Landgüter wurden verwüstet, Häuser niedergerissen; da alles unter Waffen stand, mußte der Ackerbau großentheils verabsäumt werden. Die Strenge des Dienstes, die neuen Anordnungen und ungewöhnlichen Anstalten erregten ebenfalls Mißvergnügen. Theodors Freigebigkeit hatte nicht Schätze genug, anhaltend die ganze Bevölkerung zu besolden. Die Verstimmung gegen ihn dauerte nicht nur fort, sondern nahm in manchen Bezirken nur immer zu. Die Einnahme von Bastia, die völlige Vertreibung der Genueser, oder die Erscheinung bedeutender Hülfsmacht hätte diese Gährung völlig niedergehalten, aber da nichts von dem allen erfolgte, und Theodors Ansehn immer mehr zusammensank, so war ein Ausbruch unvermeidlich. In den Bezirken von Rostino und Orezza

erhob

erhob sich unter den Anführern Giacinto Paoli, der sich von Theodor trennte, und Raffaelli eine mächtige Parthei, die weder von Genua noch von Theodor mehr hören wollte, sondern das Heil des Vaterlandes auf eignen Wegen zu suchen dachte. Kaum erfuhr Theodor dieses Unternehmen, dessen ganze Gefahr er einsah, als er in heftigem Zorn die letzten Kräfte seines Ansehns zusammenraffte, jene Verbündeten sämmtlich für Verräther und Empörer erklärte, und an der Spitze der ihm verbliebenen Truppen gegen Orezza anrückte. Sie wurden aber völlig geschlagen, und nur Giafferri, der einzige Beistand, auf den er noch rechnen konnte, rettete ihn vom gänzlichen Untergange. Flüchtig mit wenigen Getreuen, sah er von nun an sogar sein Leben bedroht, neben den genuesischen Dolchen hatte er jetzt auch die corsischen zu fürchten! Drei Corsen nämlich, eines verrätherischen Einverständnisses mit Genua überwiesen, waren gleich im Anfange seiner Regierung unter Zustimmung des Reichsrathes auf seinen Befehl gehängt worden; sein Königliches Ansehn hatte die Blutrache ihrer Verwandten bisher niedergedrückt, jetzt aber glaubten sie sich nicht mehr gebunden, und stellten ohne Scheu ihm nach dem Leben; einer seiner Offiziere sogar, hinterlistig nach Orezza gelockt, wurde dort

als Rachopfer grausam hingemordet. In dieser Lage der Dinge erhielt Theodor endlich Nachricht aus der Türkei, daß die Pforte, mit dem Kriege gegen Rußland vollauf beschäftigt, jetzt nichts für ihn zu thun vermöge, und gleich darauf die andre Nachricht, daß ein Regiment von 2000. Albanesern, die für ihn in Dienst genommen waren, durch ihren Anführer, einen berühmten Partheigänger Namens Kurafa, in Hoffnung bessern Gewinnes dem Könige von Neapel zugeführt worden. Dieser letzte Schlag erschütterte Theodors standhaften Muth; er selbst gab nun alle Hoffnung auf, sich länger in seiner Rolle zu behaupten. Die Sache der Corsen erschien verzweifelt, noch mehr aber die seinige. Jeden Augenblick war ein allgemeiner Aufstand zu fürchten. Die Bande des Gehorsams waren längst gelöst, alles ging einer wilden Verwirrung entgegen. Theodor sah keine Rettung mehr, und beschloß von Corsica zu scheiden.

Sein Glück hatte ihn verlassen, doch nicht der hohe Muth seiner kühnen Gesinnung. Er mußte weichen; aber nicht als ein feiger Flüchtling, nicht insgeheim wollte er davongehn, sondern öffentlich und mit Würde sollte sein Abschied sein, und ihm jede Zukunft offen lassen. Demzufolge berief er, trotz aller Abmahnung seiner Freunde

die seinen Tod dabei als gewiß ansahen, eine allgemeine Consulta nach Sartene, und erschien am 5. November mitten in der Versammlung. Mit hohem Selbstgefühl und kühner Zuversicht trat er unter seine wüthenden Feinde, die vor seinem Anblick verstummten. Seine Beredsamkeit erschütterte die Gemüther. Er kündigte der Versammlung mit stolzem und zürnenden Tone an, daß er sich auf einige Zeit entfernen werde, um die ausbleibenden Hülfstruppen bei den Mächten, die sie ihm zugesagt, persönlich anzufordern. Das Reich sollte während seiner Abwesenheit durch ausgewählte Vorsteher verwaltet werden. Er ermahnte sie alle, treu und fest in ihrer Pflicht zu beharren, und warnte sie vor den Folgen ihrer Gesetzlosigkeit, ihrer Empörungen und Zwietracht. Was ihn beträfe, so sei er zu ihnen gekommen in der edlen Absicht, sie von dem Joche der Genueser zu befreien, und von diesem Zwecke habe seine Handlungsweise sich keinen Augenblick entfernt; sei derselbe gleichwohl nicht erreicht worden, so dürfe nicht ihm zur Last fallen, was ihr eigner Ungehorsam und widersetzlicher Geist verschuldet. Der Königstitel behalte bei einem solchen Volke keinen Werth, dem eitlen Namen, der ihn nie geblendet, könne er leicht entsagen, wenn die innere Würde sich davon trenne.

Mit großen Schätzen sei er zu ihnen gekommen, er entferne sich mit geringer Habe; doch was auch immer ihn betreffen möge, ihm bleibe ein unerschrockenes Herz, und der Muth, jedes Schicksal, auch das der Armuth, standhaft zu ertragen. Diese starke Rede brachte eine außerordentliche Bewegung hervor, die Zuhörer waren gerührt, betreten; weit entfernt ihn zu bedrohen, nahten sie ihm voll Ehrfurcht, und drangen mit Bitten und Betheurungen in ihn, sie nicht zu verlassen. Theodor jedoch, durch diese Stimmung des Augenblicks befriedigt, aber nicht geblendet, beharrte bei seinem Entschluß. Eine Verordnung, gegeben zu Sartene am 10. November, setzte die Zwischenregierung ein, welche das Reich verwalten sollte. Sie bestand aus 28. der angesehensten Vaterlandsfreunde, an ihrer Spitze Giafferri, Giacinto Paoli, der dabei nicht fehlen durfte, und Ornano. Am folgenden Morgen verließ Theodor Sartene, und ging von zahlreichem Volke begleitet nach Aleria, wo er unter lebhaften Umarmungen seiner Freunde und heißen Wünschen des geringen Volks, das ihm Hände und Kleider küßte und unter Thränen das Versprechen baldiger Rückkehr abnahm, eine provenzalische Tartane bestieg, und sofort nach Livorno unter Segel ging. In seiner Begleitung befanden

sich der Kanzler Costa nebst seinem Sohne, ein Kammerherr, ein Sekretair, zwei Pagen und der junge Graf Ciaccaldi.

Kaum war das Schiff in See, als ein genuesischer Kaper darauf Jagd machte, und es beizulegen zwang. Schon lief Theodor Gefahr, als Gefangener in die Hände seiner grausamsten Feinde zu gerathen, als die Entschlossenheit eines spanischen Offiziers, der sich mit ihm an Bord befand, ihn rettete. Derselbe bedrohte den genuesischen Kapitain so heftig, sich keine Verletzung der französischen Flagge zu Schulden kommen zu lassen, daß dieser, erschreckend vor so großer Verantwortlichkeit, die Beute fahren ließ, worauf die Tartane ohne weiteren Unfall zu Livorno einlief. Theodor stieg hier als Abate verkleidet an's Land, und begab sich bald nach Florenz. Eine Unterredung mit dem Großherzoge Johann Gaston von Toscana, den er um Hülfe für Corsica ansprach, blieb ohne Erfolg. Er wandte sich hierauf nach Rom, dann nach Turin, immer Verkleidung und Namen wechselnd, weil die Genueser ihm überall nachstellten, immer wieder seinen Aufenthalt ausspürten, und ihn mit Fallstricken umgaben. Nachdem er eine Zeitlang von dem Ertrage seines Silbergeräthes gelebt, fand er in der Unterstützung seiner zahl-

reichen Freunde neue Hülfsquellen. Inmitten der persönlichen Gefahren und niederdrückenden Verlegenheiten ließ er keinen Augenblick seine politische Rolle außer Acht; wie traurig auch sein Zustand sein mochte, sein hartnäckiger Muth gab weder Anspruch noch Hoffnung auf, und an jedem Ort und in jeder Lage strebte sein Bemühen rastlos, für Corsica Hülfe, gegen Genua Feinde zu erwecken. Seine Aussichten jedoch blieben von allen Seiten trübe. Die zerstreuten Freunde, wie thätig auch ihr Eifer im Einzelnen war, vermochten nichts Entscheidendes auszuführen; die italiänischen Höfe, deren einige feindlich genug gegen Genua standen, wagten in ihren eingeschüchterten Verhältnissen kein selbstständiges Auftreten; Frankreich schien sich für Genua erklären zu wollen, die andern Mächte hielten sich zurück; auf Konstantinopel war nicht zu rechnen, aus Tunis kamen ungünstige Nachrichten, in Marokko sank mit Ripperda's Einfluß eine große Stütze; überdies hatte die Verbindung mit den Türken und Afrikanern auch in Corsica manches Aergerniß gegeben. Theodor verließ Italien, wo seine Geldmittel sich bald erschöpften und Gläubiger und Feinde ihn verfolgten, und ging nach Paris. Hier wurde er troß seiner Verkleidung sogleich erkannt, die Regierung

ließ ihm Gefangenschaft androhen, wenn er sich nicht entfernte, und ein Genueser schoß auf offener Straße eine Pistole in seinen Wagen ab, doch ohne ihn zu treffen. Der doppelten Gefahr weichend eilte Theodor, indem er glauben ließ, er gehe nach Marseille, mit schnellen Pferden nach Rouen, und bestieg ein Schiff nach Amsterdam. Im Haag angelangt, hielt er sich zu Ende Februars eine Zeitlang bei einem Juden Tellano verborgen; reiste darauf nach Zeeland, wo er bedeutende Verbindungen hatte, und kam bald nach Amsterdam zurück, wo ein Freund ihm eine sichere Wohnung gemiethet hatte. Unglücklicherweise war der bisherige Bewohner noch nicht abgereist, und Theodor mußte für eine Nacht, zum 19. April, im Gasthofe zum rothen Hirsch einkehren. Hier wurde er erkannt, und sogleich einem seiner Gläubiger verrathen, der ihn wegen einer Wechselschuld von 5000. Gulden am folgenden Morgen verhaften ließ. Vergebens bot er Sicherheit durch einen Wechsel von 30,000. Gulden, den er in Zeeland auf Amsterdam erhalten, man wollte denselben ohne besonderen Auftrag des Ausstellers nicht annehmen. In dieser Noth, da alle Hülfsmittel vergeblich schienen, verließ ihn seine persönliche Ueberlegenheit nicht. Er berief seine Gläubiger und einige

andre Bekannte zu einer Unterredung, und so groß war die Macht seiner Beredsamkeit, so eindringend die Kraft seiner Vorstellungen, daß acht angesehene Kaufleute zusammentraten, und ihn am 7. Mai durch ihre Bürgschaft nicht nur aus dem Verhaft befreiten, sondern auch für seine weiteren Schritte mit neuen Geldsummen unterstützten. Die Genueser hatten inzwischen von Holland vergebens seine Auslieferung verlangt; ihre unermüdeten Nachstellungen zwangen ihn jedoch zu fernerer Verborgenheit.

In Corsica dauerte der Krieg gegen die Genueser fort. Die Corsen wollten von keiner Unterwerfung hören, und Theodors Name blieb als vereinigendes Zeichen an der Spitze ihres Widerstandes. An den Abwesenden knüpfte sich neue Hoffnung und neuer Eifer; man bereute die trostlosen Vorgänge, die ihn zur Abreise genöthigt hatten, und wünschte sehnlichst seine Wiederkehr. Eine Schrift aus Genua, worin sein Weggehn, seine vergeblichen Bemühungen und persönlichen Unfälle die tiefste Herabsetzung erfuhren, wurde durch eine Gegenschrift aus Corsica bündig widerlegt, und statt des vorigen Unwillens zeigte sich nur Liebe und Anhänglichkeit. Um so größer darauf war die Theilnahme und Niedergeschlagenheit, wel-

che sich auf der Insel verbreiteten, als durch den Hauptmann Sinibaldi, von Theodors Generalstabe, die Nachricht seiner in Amsterdam geschehenen Verhaftung ankam. Im Lager vor Bastia herrschte die traurigste Bestürzung, und die Genueser glaubten den Augenblick günstig, die Corsen zur Nachgiebigkeit zu bringen. Sie ließen daher eine allgemeine Verzeihung kund machen, und dieselbe mit andern Anträgen, die unter solchen Umständen annehmbar schienen, durch die Schildwachen in das Lager hinüber reichen. Schon glaubten die Genueser, weil die Corsen in zahlreichen Gruppen den Inhalt zu berathen schienen, ihrer Sache gewiß zu sein; allein nach wenigen Stunden erfolgte, statt der gehofften Antwort, plötzlich ein allgemeines Abfeuern des Gewehrs, und der andauernde Jubelruf: Es lebe Theodor, unser Vater und König! Viele sogar in ihrem Eifer drangen, trotz des Hagels von Kugeln, der sie empfing, bis dicht unter die Wälle der Festung, und riefen mit starker Stimme die Erklärung hinauf, daß sie nie ein andres Oberhaupt erkennen würden, als ihren König Theodor, und wenn er das Unglück hätte zu erliegen, so würde einer seiner Verwandten auftreten, und die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl dann in diesem mit Gut und Blut behauptet wer-

den! Diese Bewegung vor Bastia, zu welcher hauptsächlich der Kanonikus Orticoni eifrigst gewirkt hatte, theilte sich den übrigen Corsen mit, und eine allgemeine Consulta zu Corte am 21. Januar 1737. stellte einstimmig dieselben Beschlüsse auf. Wunderbar genug kamen inzwischen fortwährend kleine Hülfssendungen an, welche Theodor nicht aufhörte von allen Orten, wo er sich je befand, nach Corsica zu befördern. Sie reichten hin, dem allerdringendsten Mangel an Waffen und Pulver abzuhelfen; und damit zugleich erfrischten sie den Muth und belebten die Hoffnung. Manche Schiffe, deren Ladung Theodor nicht hatte baar bezahlen können, waren auf Erzeugnisse der Insel angewiesen; indem er fremde Betriebsamkeit zweckmäßig dorthin leitete, wurde den Corsen ihr wandernder König solchergestalt noch als Handelsreisender nützlich, der ihre Waaren ausbot! Großen Jubel erregte die Nachricht von seiner Befreiung, noch freudigeren Eindruck die darauf folgende von seiner Ankunft in Lissabon; am 15. Juli, hieß es, war er dort eingetroffen, nach zwölftägigem Erwarten mehrerer Schiffe mit diesen abgesegelt, und jetzt auf dem Wege nach Corsica. Schon wollte man ihn an der Küste von Toscana, dann selbst auf Corsica gesehn haben. Er selbst aber kam nicht,

sondern fürerst vier holländische Schiffe aus Amsterdam und Zeeland, beladen mit Mund- und Kriegsvorräthen, an deren Statt sie Oel und andre Erzeugnisse der Insel einnahmen. Theodor war nach Lissabon gereist, um die Gesinnungen des dortigen Hofes zu erforschen, mit welchem er einen Vertrag zu schließen hoffte; allein die Bedenklichkeiten überwogen hier die Begünstigung, deren er sonst genug theilhaftig war. Von Lissabon ging er nach Malaga, kehrte aber bald wieder zurück, und befand sich im Herbste wieder zu Amsterdam.

Die Republik Genua versäumte unterdeß kein Mittel, um den Sachen in Corsica eine andre Wendung zu geben. Sie hatte Schweizer und Graubündtner in Sold genommen, die Verbrecher aus den Gefängnissen zu Soldaten gemacht, und gegen die Corsen losgelassen; doch alles ohne den gewünschten Erfolg. Durch rastlose Bemühungen brachte sie es dahin, daß ihr durch eine Erklärung der Höfe von Wien und Versailles der Besitz von Corsica zugesichert wurde. Weitere Verhandlungen bewirkten endlich die Zusage Frankreichs, eine bedeutende Truppenmacht nach Corsica zu senden, wofür die Republik eine erste Zahlung von 700,000. Lire und eine zweite von 2. Millionen versprach. Die corsischen Häupter, nicht we-

nig bestürzt durch diese Nachricht, wandten sich mit dringenden und beredten Vorstellungen an den französischen Hof, theilten ihm ihre Beschwerden mit, und baten um Schonung und Schutz. Die Genueser ihrerseits machten grade jetzt neue Vergleichsvorschläge, die durch ihre Billigkeit neben den Drohungen Frankreichs ein doppeltes Gewicht erhielten. Die Corsen, welche sich in der Erwartung, daß Theodor mit dem offenen Beistand einer großen Macht zu ihnen wiederkehrte, fortwährend getäuscht sahen, und nicht hofften, einer französischen Truppenmacht aus eignen Kräften widerstehn zu können, waren bald geneigt, auf die genuesischen Vorschläge einzugehn, und auf ihre Unabhängigkeit verzichtend, wenigstens ihre Unterwerfung an leidliche Bedingungen zu knüpfen. Schon glaubten sich die Genueser ihrer Sache gewiß, als ein Schreiben Theodors aus Amsterdam vom 21. Oktober plötzlich die ganze Stimmung veränderte. Er äußerte Zweifel, daß der König von Frankreich zur Herstellung der grausamen Gewaltherrschaft Genua's seine Truppen nach Corsica senden werde; wenn aber gleichwohl, was Gott verhüten wolle, der Fall einträte, so bliebe den Corsen reiflich zu überlegen, was ihnen zum Heil gereiche; wollten sie unter das Joch der Genueser zurückkehren, so

habe er ihrem Geschicke fernerhin nur Thränen zu widmen; wollten sie aber, wie er hoffe und vertraue, ihre Freiheit standhaft vertheidigen, so werde er sie, wie schon bisher, aus allen Kräften unterstützen, und baldigst mit starker Hülfsmacht in ihrer Mitte sein. Unglaublich war der Eindruck, den dieses Schreiben machte; die Reichsverweser Giafferri, Giacinto Paoli und Ornano theilten dasselbe in einer allgemeinen Consulta am 26. December zu Corte mit, und am folgenden Tage wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, Theodors Wahl unerschütterlich zu behaupten, und für ihn zu leben und zu sterben. Eine andre Versammlung zu Corte am 6. Januar 1738. erließ ein Manifest, in welchem die gleichen Gesinnungen ausgedrückt, und die großen Verdienste Theodors um Corsica, dessen Zustand unter ihm sich wesentlich verbessert habe, preisend angeführt wurden; die Weisheit der Gesetze, die wohlthätigen Einrichtungen aller Art, die Abschaffung drückender Lasten, die Freiheit der Korallenfischerei, die Herstellung der Salzwerke, der Beginn des Bergbau's, die Geschenke und Gaben aller Art, welche die Corsen ihm verdankten, dürften nie aus ihrem Gedächtnisse weichen. Der neue Eifer bewährte sich durch die That; der Kampf begann zu Wasser und zu Lande mit verstärkter

Wuth, die Genueser steigerten ihn durch grausame Hinrichtung der Gefangenen zu einer Erbitterung, der auch die ihrigen zum Opfer fielen.

Theodors nie rastende Thätigkeit wurde durch jene Vorgänge wo möglich noch feuriger belebt. Zwar dünkte ihn die Lage der Dinge für seine persönliche Wiederkehr nach Corsica noch nicht reif; die Verhältnisse in Holland, auf welchen seine ganze Kraft beruhte, und die zahllosen Verbindungen und Hoffnungen, die er unaufhörlich bearbeitete, bestanden größtentheils nur durch seine wirksame Gegenwart, während er in den corsischen Angelegenheiten auch abwesend festen Fuß behielt. Desto unermüdeter und unerschöpflicher war er in Betreibung neuer Hülfsmittel und Absendung von Waffen und Vorräthen. Am 5. Februar kam in Aleria ein Schiff an, welches den Hauptmann Sinibaldi, Costa den Sohn, zwei Kaplane Theodors und sechs Offiziere nebst 100. Fässern Pulver, 500. Paar Schuhen, vielem Blei, Eisen und andern Sachen an's Land setzte. Die wiederholte Versicherung, daß Theodor nächstens mit großer Hülfe erscheinen werde, erregte so große Freude, daß in Corte und vielen andern Orten deßhalb ein Tedeum gesungen wurde. Dieselbe Versicherung und neuen Trost brachte bald nachher der Oberst Anto-

nio Colonna, ein vertrauter Freund Theodors und tüchtiger Kriegsmann, der mit dem Hauptmann Drewitz und 14. andern deutschen Offizieren und vielem Kriegsbedarf von Livorno anlangte. Er wies Vollmachten vor, die ihn zu besondrer Unternehmung berechtigten; demgemäß erhielt er eine eigne Schaar von 800. Mann, mit denen er das Fort Isola Rossa unverzüglich angriff, und nach neunstündigem Gefecht eroberte. Die genuesische Besatzung hatte von hier aus die Corsen stets verhindert, von den Erzeugnissen der Umgegend, welche besonders das beste Oel lieferte, gehörigen Vortheil zu ziehen; auf jeden solchen Umstand aber mußte auch aus der Ferne Theodors Augenmerk sorgsam gerichtet sein. Colonna schändete seinen Sieg durch schreckliche Grausamkeit gegen einen Corsen, der hier gefangen wurde, und des Verraths gegen sein Vaterland und eines Mordanschlags gegen Theodor schuldig war; die Genueser selbst behandelte er als Kriegsgefangene.

Lange schon war die Rede von französischer Truppenmacht, die auf Corsica erscheinen sollte; ihre Ankunft wurde bald verkündigt, und bald wieder bezweifelt. Der Hof von Versailles zögerte geflissentlich, und wünschte den Kampf durch Vermittelung beizulegen; allein die Corsen erklärten

so bereit sie wären, ihr Schicksal in die Hände des Königs von Frankreich zu legen, so entschlossen seien sie, unter das Joch von Genua nie zurückzukehren. Endlich mußte daher der Hof, bestürmt von den Mahnungen der Republik, welche auf Erfüllung des Vertrages drang, sich zur Truppensendung entschließen. Der Kardinal Fleury, welcher an der Spitze der französischen Staatsgeschäfte stand, wurde noch durch einen andern Grund bewogen; er fürchtete nämlich, daß Spaniens Einfluß, wenn Frankreich nicht zuvorkäme, in Corsica die Oberhand nehmen möchte, da ohnehin jene Macht für die Hauptstütze Theodors galt, dessen Hülfsmittel und Ausführungen ganz Europa in Erstaunen setzten, und ohne einen solchen Hinterhalt ganz unbegreiflich schienen. Demnach wurde der Befehl ertheilt, in der Provence vorläufig 6. französische Bataillons, etwa 3000. Mann, nebst 16. Stücken Geschütz und anderem Kriegsbedarf unter dem Generallieutenant Grafen Boissieux nach Corsica einzuschiffen. Diese geringe Stärke zeigte deutlich, wie wenig Frankreich an völlige Unterjochung der Corsen dachte. Auch hatte der Graf Boissieux den bestimmten Auftrag, vor den Waffen jedes Mittel der Güte zu versuchen. Die Erscheinung des französischen Geschwaders vor Bastia

am

am 6. Februar wurde sogleich von den Bergen wahrgenommen, und setzte mit unglaublicher Schnelligkeit die ganze Insel in Bewegung. Ein allgemeiner Rausch entflammte alles zum kampfbegierigen Widerstande. Die Einwohner aus allen Theilen der Insel liefen nach Corte zusammen; Greise, Weiber, Geistliche und Kinder kamen bewaffnet, und wollten für die Freiheit fechten! Die Menge betrug über 60,000. Menschen; die Häupter entließen aber die Mehrzahl sogleich wieder, und behielten nur 10,000. Mann zurück, welche sie in 10. Regimenter theilten, jedes von 10. Kompanieen, deren Hauptleute sämmtlich Ritter des Ordens der Befreiung waren. Ein Regiment von 1200. ausgewählten Jünglingen wurde ganz mit Flinten bewaffnet, die Theodor gesandt hatte. Von diesem traf eben zu rechter Zeit ein Kriegsschiff von 18. Kanonen unter der Flagge von Corsica ein, und brachte 8. Kanonen, 600. Flinten, Pulver, und andre Sachen, dazu abermals sechs deutsche Offiziere, welche neuerdings die besten Hoffnungen gaben, daß Theodor in kurzem ankommen würde. Das Schiff war in Holland als Kaper ausgerüstet, um gegen die Genueser zu kreuzen.

Die Republik, welche in dem Grafen Boissieux ein blindes Werkzeug ihrer Rache gehofft

hatte, mußte sich in dieser Erwartung bald getäuscht sehen. Er enthielt sich anfangs aller Feindseligkeiten gegen die Corsen, und knüpfte mit ihnen Unterhandlungen an, die durch sein kluges und mildes Benehmen guten Fortgang hatten. Die Häupter der Corsen gewannen Zutrauen zu ihm, die Genueser beklagten sich, und zwischen ihren Behörden und dem französischen General kam es zu offner Zwietracht. Die französischen Offiziere und selbst Soldaten theilten die günstige Stimmung, die für die Corsen überall rege war, so wie den Haß, den die grausame Gewaltherrschaft der Genueser allgemein erweckt hatte. Unter diesen Umständen waren die Corsen geneigt, mit Frankreich eine Abkunft einzugehn, nur die letzte Bedingung, Genua wieder als ihre Oberherrin anzuerkennen, schien für sie unerträglich. Während noch unterhandelt wurde, kam indeß am 8. April Niccolo Frediani als Generalkommissair Theodors aus Deutschland an, und überbrachte Kriegsvorräthe und Briefe. Theodor schrieb an die Reichsverweser, sie möchten die Drohungen Frankreichs nicht achten, noch durch die trügerischen Vorschläge der Republik sich blenden lassen; er versprach, nächstens mit Truppen zu erscheinen, und eine mächtige Schutzvermittelung für sie zu bewirken; sie möch-

ten ihrerseits gleichfalls sich anstrengen, ihre Wahl aufrecht erhalten, und neu beschwören und durch ein Manifest feierlich bekräftigen, daß sie mit Genua nie wieder verbunden sein wollten; er beschwor sie, in Eintracht, Treue und Gehorsam mit fester Hoffnung an ihm zu halten. Die Häupter trugen Bedenken, dieses Schreiben bekannt zu machen, weil bei der großen Liebe des Volks für Theodor die neue Eidleistung ihre schon weit gediehenen Verhandlungen mit Frankreich wieder zerstören würde. Frediani ließ sich aber nicht abhalten, sondern reiste selbst in mehreren Bezirken umher, und verkündigte seine Botschaft, die mit Begeisterung aufgenommen wurde. In Casinca war der Mittelpunkt von Theodors Parthei; die Reichsverweser aber trennten sich mehr und mehr von ihr, und machten sich eigne Anhänger; doch durften sie, des Volkes wegen, Theodorn in ihren Unterhandlungen noch nicht aufgeben. In Portovecchio traf am 7. Mai wieder ein Schiff von ihm ein, welches 32. Kanonen, 300. Flinten, Pulver, Granaten, Schuhe u. s. w. brachte; der Kapitain empfing dafür Oel, Wein, Ziegenwolle, Wachs, Korallen und andre Erzeugnisse. Im Anfange des August kam in Aleria als Vorläufer Theodors nun auch sein Vetter Drost mit ansehnlichen Mund-

und Kriegsvorräthen an, und wiederholte alle frü-
heren Versprechungen. Das Volk umringte ihn,
und wollte von Theodor hören, ungeduldig auf
seine Ankunft harrend. Der Graf Boissieux aber
fand die Gegenwart eines so nahen Verwandten
Theodors auf der Insel höchst bedenklich, und be-
wog ihn, auf eine Zeitlang nach Livorno zurückzu-
gehn, in der guten Meinung, Frankreich sei auf
dem Wege, für Theodor vortheilhafte Bedingun-
gen zu vermitteln, deren Abschluß nicht gestört
werden dürfe.

Theodor indeß hatte seine Anstrengungen in
Holland zu einem bedeutenden Erfolge gebracht.
Von einem Ausfluge nach Deutschland, wo er Of-
fiziere und Soldaten geworben, war er zurückge-
kehrt, und betrieb nun seine eigne Abreise nach
Corsica. Eine Gesellschaft angesehener Kaufleute,
unter welchen namentlich die reichen jüdischen Häu-
ser Luca Boom Tronchain und Neuville angeführt
werden, hatte ihm ihre Hülfsquellen eröffnet, und
ihn in Stand gesetzt, jene bedeutenden Sendun-
gen zu machen. Jetzt bewilligten sie zu einer
Hauptunternehmung 5. Millionen Gulden, woge-
gen Theodor ihnen den ausschließlichen Handel mit
Corsica zugestand, und zur Sicherheit die Häfen
von Portovecchio und Ajaccio versprach. Man

hatte die Generalstaaten von Holland in Verdacht, an der großen Ausrüstung, welche nun erfolgte und die Welt in Erstaunen setzte, nicht geringen Antheil zu haben. Mit einem Geschwader von drei Kriegsschiffen und mehreren Transportschiffen, unter holländischer Flagge, erschien am 13. September 1738. endlich Theodor selbst zum zweitenmale vor Aleria. Noch vom Schiffe sandte er einen Adjutanten mit einem Schreiben an die Reichsverweser nach Corte. Er benachrichtigte sie von seiner Ankunft und seinen Hülfsmitteln; diese würden noch größer sein, sagte er, wenn nicht der Sturm einen Theil seiner Schiffe zerstreut hätte; indessen wolle er nicht das Land betreten, bevor die Corsen ihm ihre Entschlüsse mitgetheilt, ob sie gesonnen wären, ihn als ihren König zu behaupten, und den Kampf der Freiheit muthig fortzusetzen, oder sich ihren grausamen Feinden zu unterwerfen; im letzteren Falle müsse er sie ihrem Schicksale überlassen, und für sein Theil sich zurückziehen, den Rest seiner Tage in glücklicheren Ländern zu verleben. Bald aber war das Meeresufer mit Volk erfüllt, das ihn zu sehn wünschte, und Einladungen bestürmten ihn, das Land zu betreten. Die Theilnahme der Menge sprach sich laut und heftig aus; er sei der rechtmäßige König, hieß es,

man habe ihn selbst gewählt, es wäre treulos und schändlich, ihn zu verlassen. Auf allgemeines Bitten stieg er endlich an's Land, wo er mit Lebehoch und Jauchzen empfangen wurde. Seine mitgebrachten Vorräthe setzten alles in Erstaunen; sie waren in der That für Corsica ungeheuer; man zählte 12. vierundzwanzigpfündige und 12. zwölfpfündige Kanonen, 3. achtzehnpfündige Feldschlangen, 6000. Flinten, 1300. große Musketen, 2000. Bajonette, 2000. Paar Pistolen, 180,000. Pfund Pulver, Blei, Eisen, und Kriegsgeräthe aller Art, dazu eine Menge Uniformen, Schuhe, und 80. Kisten eignes Gepäck. Minder groß war sein Gefolge; es bestand nur aus 20. Personen, worunter einige Offiziere. Der Beistand einer großen Macht schien bei solchen Mitteln dennoch unzweifelhaft; selbst der Graf Boissieux glaubte daran, und die Vermuthungen fielen theils auf Spanien, theils auf Holland.

Ungeachtet der großen Freudenbezeigungen des Volks und dessen entschiedener Zuneigung, blieb Theodor, durch das Ausbleiben der Antwort abseiten der Häupter, in beunruhigender Ungewißheit über seine Lage. Am Tage verweilte er zwar am Lande, aber jeden Abend kehrte er zum Schiffe zurück, und schlief an Bord. Doch hier grade war

die Gefahr eines heimlichen Anschlags, den er meiden wollte, für ihn am größten. In der Nacht des dritten Tages nach seiner Ankunft konnte er, gegen seine Gewohnheit, nicht schlafen; kaum hatte er die Augen geschlossen, so fuhr er plötzlich aus dem Schlummer auf, und empfand eine Unruhe, als stünde ihm ein Unheil bevor. Nach mehrmaligem Versuche wieder einzuschlafen, erwachte er auf's neue und mit so heftiger Bewegung, daß er sich getrieben fühlte aufzustehn. Er weckte zwei Bediente, und ging auf dem Verdecke spazieren, wo er bei dem Kapitain des Schiffes noch Licht bemerkte. Er machte demselben einen Besuch, und fand ihn ganz angekleidet, zugleich aber ganz bestürzt und außer Fassung. Theodor sah ihm scharf in's Auge, und beschuldigte ihn der Verrätherei; sogleich stürzte der Kapitain zu seinen Füßen, und bekannte, daß die Genueser mit Versprechung großer Summen ihn gedungen hätten, die Pulverkammer anzuzünden, und das Schiff mit Theodor auffliegen zu lassen. Theodor verurtheilte ihn zum Tode, und ließ ihn morgens am Mastbaum aufhängen. Diese wunderbare Rettung erschien dem Volk als eine unmittelbare Fürsorge des Himmels. Man erzählte, die heilige Julia, Beschützerin von Corsica, sei ihm in jener Nacht erschienen, und

habe ihm die Gefahr angezeigt; nach solchem augenscheinlichen Wunderzeichen dürfe man getrost erwarten, daß er in kurzem von allen Mächten als König anerkannt sein würde! Der Zudrang wurde immer stärker; aus Calenzana stellten sich 800. Bewaffnete bei ihm ein, aus nahen und fernen Bezirken kamen seine Anhänger herzu; Abtrünnige, die bei den Genuesern gedient, flehten seine Verzeihung an; alle erneuerten ihm ihre Huldigung, ihre Treuschwüre. Er beschenkte alle, die ihm nahten, den einen gab er Geld, den andern Waffen, Pulver, Bekleidung.

Der Graf Boissieux sandte Schreiben durch das Land, worin die Corsen ermahnt wurden, sich ruhig zu verhalten, und auf Theodors Betreibungen nicht einzugehn; allein die französischen Boten kehrten meist mit der Antwort zurück, die Einwohner wollten für ihren König Theodor leben und sterben. Hierauf erließ Boissieux eine heftige Erklärung gegen ihn und seinen ganzen Anhang; wer ihn aufnehme, solle als Staatsverbrecher behandelt, das Haus, wo er Obdach gefunden, niedergerissen werden; habe er nach acht Tagen die Insel noch nicht verlassen, so werde Frankreich die bisherige Vermittelung einstellen. Diese Drohungen verbreiteten Furcht und Schrecken in der Umgegend von

Bastia, und wirkten besonders auf die Häupter, welche die Unterhandlung mit Frankreich betrieben. Vorzüglich erklärte sich Giacinto Paoli gegen Theo- dor, und warnte das Volk, sich nicht in neue Ge- fahren zu stürzen. Orticoni und Gaffori waren als Bevollmächtigte in Bastia, und wurden dort zurückgehalten. Die Stimmung theilte sich zwi- schen Frankreichs Ansehn und der Liebe zu Theo- dor, und dieser, der endlich an's Land gekommen war, wagte nicht in das Innere der Insel vorzu- gehn, sondern hielt sich meist in Campoloro und der umliegenden Gegend auf, wo die Gesinnung der Einwohner ihm größere Sicherheit gab. Unge- achtet dieser mißlichen Umstände konnte Theodor, gestützt auf die Zuneigung des corsischen Volks und auf den Eifer seiner Verbündeten in Holland, noch immer hoffen, sich auf der Insel zu behaup- ten. Es kam hauptsächlich darauf an, einen festen Platz und sicheren Seehafen zu gewinnen, den er sich dann so leicht nicht hätte wieder entreißen las- sen. Er richtete sein Augenmerk auf Ajaccio, und beschloß diesen Platz von der Land- und Seeseite sogleich anzugreifen. Schon waren die Anstalten von der Landseite getroffen, und er selbst wollte mit seinem Geschwader vor dem Hafen erscheinen; allein gehäufte Unglücksfälle schlugen plötzlich seine

ganze Hoffnung nieder. Französische und genuesische Kriegsschiffe nahmen an der Küste acht Fahrzeuge weg, welche ihm neue Unterstützung zuführten. Der härteste Schlag folgte nach! Seine drei Hauptschiffe, von welchen die Kriegsvorräthe noch nicht an's Land geschafft waren, lichteten die Anker, und segelten nach Neapel. Der Kapitain war von den Kaufleuten in Amsterdam beauftragt worden, für seine Ladung corsische Erzeugnisse in Empfang zu nehmen, und da Theodor manche Gegenstände ausladen ließ, ohne daß zu dem versprochenen Ersatz irgend eine Aussicht erschien, so hatte jener vorgezogen, seine Ladung in Sicherheit zu bringen. Vergebens ließ ihn zu Neapel der holländische Konsul, Theodors vertrauter Freund, in Verhaft setzen und hielt ihm seine Treulosigkeit vor; das Unglück war geschehn, und Theodor sah sich in dem Augenblick, da er ihrer am meisten bedurfte, aller Mittel beraubt. Neue Kundmachungen und Versprechungen abseiten Frankreichs und Genua's hielten die besorgten Gemüther in Zweifel, neue französische Truppensendung erschreckte die tapfersten. Theodor, hülflos und verlassen, jeden Augenblick in Gefahr, das Opfer irgend eines Verraths zu werden, und seiner eignen Sache jetzt von keinem Vortheil, hatte keine Wahl mehr, er mußte

seinem Reiche nach kurzem Wiedersehn abermals den Rücken wenden. So schnell war die glänzende und staunenswürdige Ausrüstung, deren Betrieb jahrelange Arbeit gekostet, und an welche sich die stolzesten Hoffnungen geknüpft, am Ziele selbst gescheitert und vernichtet!

Theodor kam auf einer corsischen Feluke gegen Ende Novembers zu Neapel an, wo der holländische Konsul ihn bei sich aufnahm. Hier wurde er am 2. December durch eine Abtheilung Grenadiere verhaftet, und in festen Gewahrsam nach Gaeta abgeführt. Die Genueser frohlockten bei dieser Nachricht, und stellten Freudenfeuer und andre öffentliche Lustbarkeiten an; doch zu voreilig, wie sich bald ergab. Theodors Verhaftung war zu seiner eigenen Sicherheit geschehn, um ihn dem ungeheuern Zudrang der Menge, die ihn zu sehen wünschte, so wie den Nachstellungen, die er fürchten konnte, zu entziehen. Er wurde während des Verhafts mit großer Auszeichnung behandelt, und durfte jeden Besuch annehmen; seine kühne Haltung und die große Freigebigkeit, die er gegen jedermann bewies, setzten in Erstaunen, und man begriff nicht, woher ihm unter solchen Umständen noch so reiche Hülfsquellen kämen. Nach wenigen Tagen wurde er wieder in Freiheit gesetzt, doch mit dem Beding,

das Königreich Neapel zu verlassen; er begab sich hierauf, bis zur Gränze des Kirchenstaats von einer neapolitanischen Reiterbedeckung ansehnlich begleitet, nach Terracina, wo er sich auf einem schwedischen Kauffahrer einschiffte, und mit diesem, der nachgehends seine Flagge veränderte, den Augen der Nachforschenden, man wußte nicht wohin, entzog. In neue Irrfahrten geworfen, theilte sich seine Anstrengung in das wechselvolle Bemühn, bald für sich selbst Verborgenheit, bald für Corsica neue Wirksamkeit zu suchen; denn kein Unglück und kein Elend konnte ihn bewegen, diese Richtung jemals aufzugeben. Man wollte ihn im Laufe des Jahres 1739. abwechselnd in Livorno, in Rom, in Venedig gesehn haben, ja selbst in Tunis sollte er gewesen sein; jedoch war er zuverlässig am Ende des genannten Jahres, und vielleicht schon viel früher, in Holland, der bequemsten Stätte für seine Thätigkeit und Sicherheit.

Der Krieg in Corsica dauerte jedoch nicht minder fort. Der Marquis von Maillebois, Nachfolder des inzwischen zu Bastia verstorbenen Grafen Boissieux, erfuhr, ungeachtet seiner bedeutend vermehrten Truppenmacht, in Unterhandlungen und Gefechten, den hartnäckigsten Widerstand. Seltsam war es, daß die Thatkraft und Entschlos-

senheit, deren Erlöschen Theodorn zum Weggehn nöthigte, nach seiner Entfernung immer gleich wieder hervortraten, so daß es scheinen konnte, er habe ohne Noth und Grund sich entfernt. Die Sache war, daß die Corsen, sobald Theodor unter ihnen stand, ihre Anstrengungen einhielten, sich in inneren Zwiespalt gegen einander stellten, und nun von dem Könige alles Heil erwarteten; wurden sie wieder sich selbst überlassen, so war der Kampf gleich wieder die Sache eines jeden, und gewann nach außen den Zusammenhang, der ihm nach innen fehlte. So hielt auch Drost, der mit Theodor nach Corsica abermals zurückgekehrt war, auch nach dessen Weggehn als einzelner Anführer immer noch einigen Anhang zusammen; ohne daß weder die Franzosen, noch die corsischen Häupter es hindern konnten. Von Theodor selbst war jedoch kaum die Rede mehr; Maillebois hatte sogar das Gerücht von seinem Tode mit Erfolg ausgesprengt. Desto überraschender erschien gegen Ende des April Friedrich von Neuhof, ein Neffe Theodors, mit guten Nachrichten und Briefschaften von seinem Oheim, der die Corsen auf seine baldige Rückkehr vertröstete, und sie dringend ermahnte, ihre ganze Kraft anzustrengen, um Ajaccio oder einen andern guten Seeplatz einzunehmen, damit

die Flotte, welche jeden Augenblick eintreffen könnte, einen sicheren Hafen vorfände. Durch diese Botschaft wurde neuer Eifer für Theodors Sache rege; besonders im Innern der Insel, wo man die Franzosen weniger fürchtete. Der junge Neuhof, ein Sohn von Theodors Schwester, war aus französischen Kriegsdiensten ausgetreten, um sich dem Geschicke seines Oheims anzuschließen, und hatte, den Umständen gemäß, dessen Namen angenommen; ausgezeichnet durch lebhaften Geist und feurigen Kriegsmuth, wußte er bald das Vertrauen der Corsen zu gewinnen, und der Anhang seines Oheims, unzufrieden mit den Befehlshabern Giafferri und Paoli, deren Eifer sichtbar erkaltete, machte ihn zum Anführer neuer Bewaffnungen. Eine Versammlung zu Corte am 16. Mai bestätigte die schon gefaßten Entschließungen, in keinem Fall unter das Joch der Genueser zurückzukehren, und die Franzosen, welche diesen beiständen, mit aller Macht zu bekämpfen. Der Marquis von Maillebois traf indeß seine Anstalten so gut, und wußte seine Truppen so geschickt zu verwenden, daß die meisten Bezirke des nördlichen Theils der Insel sich nach und nach unterwarfen. Corte, die innere Hauptstadt, fest durch ihre Lage auf einem hohen Felsen, ergab sich ohne Schwertstreich; Giafferri

und Giacinto Paoli legten die Waffen nieder, und begaben sich mit französischer Bewilligung im Juli nach Neapel, wo sie der König beider Sicilien als Obersten in seinen Dienst aufnahm. Ihnen folgten 21. andre Anführer, und unter diesen auch Drost, der mit Theodor sowohl als mit dem jungen Neuhof gleich unzufrieden war, und mit Maillebois besondere Verträge geschlossen hatte. Nur allein Neuhof hielt noch Stand. Durch seinen muthigen Eifer bewog er die Einwohner einiger südlichen Bezirke, stark durch ihre Gebirgslage, ihren Vorsätzen treu zu bleiben; sie schwuren, die Freiheit des Vaterlandes bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und ihren Untergang nicht zu überleben. Mit 1400. Mann rückte er am 5. September vor Sartene, mußte jedoch nach vier Tagen vergeblicher Anstrengung wieder abziehen. Die Franzosen gewannen täglich mehr Boden, und engten die Verbündeten mehr und mehr ein. Zicavo, ein kleiner Gebirgsort, war die letzte Zuflucht; vergebens wiederholte Maillebois dringend seine Aufforderung, sie möchten Neuhof ausliefern und sich ergeben; sie antworteten trotzig, sie hätten geschworen, jenen und sich selbst zu vertheidigen. Neuhof, der Pfarrer des Orts, und einige Franziskaner erhitzten die kleine Schaar zum wüthend-

sten Widerstande. Doch von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen, mußten sie bald unterliegen. Neuhof rettete sich mit 30. Mann, die ihn nicht verlassen wollten, auf das höchste Gebirge, jedem Feind unzugänglich; Maillebois, überzeugt, daß Hunger und Mangel ihn austreiben werde, überließ ihn dort seinem Schicksal. Nachdem aber die Franzosen aus Zicavo wieder abgezogen waren, kehrte Neuhof dahin zurück, weil der Schnee den Aufenthalt im Gebirge nicht länger gestattete, und hoffte daselbst eine sichre Freistätte für den Winter zu haben, weil auch der Ort selbst durch eine ungeheure Menge von Schnee bis zum Frühling von allem Verkehr abgeschnitten zu sein pflegte. Die Einwohner, durch die hinterlassenen Drohungen der Franzosen erschreckt, vermieden die Gemeinschaft mit diesem Häüflein, das in ihrer Mitte ein abgesondertes Dasein führte, und von seinen schon früher gemachten Vorräthen zehrte. Im Februar des Jahres 1740. kamen aber unvermuthet die Franzosen nach Zicavo, und Neuhof mußte die Flucht ergreifen. In unwegsamen Gebirgen, mit allen Entbehrungen kämpfend und allen Verfolgungen ausgesetzt, trieb er sich den ganzen Sommer umher. Endlich da auch seine Mannschaft zusammengeschmolzen, und keine Aussicht eines

Bestehns

Bestehns mehr war, rief er des Marquis von Maillebois Gunst und Verwilligung an, daß ihm erlaubt würde, mit seinen wenigen Leuten sich nach dem Festlande einzuschiffen, welches der französische Feldherr dem jungen tapfern Kriegsmann großmüthig zugestand. Derselbe ging demnach mit 6. Mann, deren jedem sogar ein Gewehr bewilligt wurde, im Oktober auf einer Feluke nach Livorno unter Segel. Die ganze Insel war nunmehr den französischen Waffen unterworfen.

Nachdem auch jener Strahl von Hoffnung erloschen, und Theodor, jetzt ohne unmittelbare Stütze unter den Corsen, durch seinen und ihren Zustand gleich abgeschnitten von ihnen war, wandte sich die Aufmerksamkeit mehr und mehr von diesen Angelegenheiten ab. Nur Theodor konnte sich nicht entschließen, die Sachen als beendigt anzusehn; er hoffte auf den unruhigen Geist der Corsen, ihre kriegerische Hartnäckigkeit, auf neue Ereignisse in Europa, und den Wechsel politischer Verhältnisse, wodurch auch seinen Zwecken neue Wege sich eröffnen könnten. Immer thätig, an dem Vergangenen festhaltend, auf die Zukunft hinarbeitend, in rastlosem Verkehr mit allen Betriebsamkeiten der kleinen und großen Welt, führte er ein unstätes, geheimnißvolles Leben. Er hatte Holland schon

wieder verlassen, und im Anfange des Jahres 1740. Venedig besucht, im Februar desselben Jahres aber sich in Köln am Rhein aufgehalten, wo er eine Zeitlang im deutschen Hause bei dem Großkomthur des deutschen Ordens, Freiherrn von Drost, heimlich gewohnt, und außer diesem nur noch mit dem Freiherrn vom Stein, einem alten Freunde, vertrauten Umgang gepflogen hatte. Er empfing hier eine Menge Briefe, auch schrieb er selbst unabläßig. Mit Geldmitteln schien er reichlich versehn. Im December des Jahres 1741. zeigte er sich in Chur bei seinem Freunde, dem General von Salis, wo er bei Gastmalen, welche dieser den fremden Gesandten gab, unter dem Namen eines englischen Lords erschien. Die bedeutenden Zwischenzeiten dieser einzelnen Erscheinungspunkte liegen größtentheils im Dunkeln.

Inzwischen war im Oktober 1740. Kaiser Karl VI. gestorben, und durch dieses Ereigniß ganz Europa in Bewegung gebracht. Alle Mächte rüsteten sich zum Angriff oder zur Vertheidigung des von dem Kaiser hinterlassenen, auf seine Tochter Maria Theresia übergehenden Staatenvereins. Spanien, Preußen, Baiern und Sachsen machten Ansprüche an die Erbschaft, und wurden von Frankreich darin unterstützt. England und Oesterreich

standen auf der Gegenseite, der sich späterhin mehrere Verbündete anschlossen. Die Insel Corsica wurde unter diesen Umständen im September des Jahres 1741. von französischen Truppen entblößt, und die wiedereingesetzte genuesische Regierung gerieth, nach einem gemäßigten und günstigen Anfang, durch unkluge Gewaltmaßregeln bald wieder mit den Corsen in die alte Zwistigkeit. Neue Unruhen brachen aus, und viele Bezirke behaupteten eine Art von Unabhängigkeit gegen Genua. In diesen Unruhen erscholl auch sogleich Theodors Name wieder. Aufmerksam auf jeden Umstand, der seinen Vortheil begünstigen konnte, hatte er schon gleich bei der Nachricht von dem Abzuge der Franzosen seinen Vetter Drost neuerdings nach Corsica gesandt, um daselbst die Lage und Stimmung der Einwohner zu erspähen, neuen Anhang zu gewinnen, und die nahe Wiederkunft ihres Königs zu verkünden. Er selbst aber begab sich nach London, um die günstigen Verhältnisse, welche der Krieg zwischen Frankreich und England für seine Zwecke darbot, bei dem großbritannischen Hofe persönlich anzusprechen und zu bearbeiten. Seine Vorschläge, die Insel Corsica dem Einflusse Frankreichs und der Herrschaft Genua's für immer zu entreißen, und unter dem Schutze Großbritanniens als eig=

nen Staat zu behaupten, fanden bei den englischen Ministern guten Eingang, doch trugen diese Bedenken, mit ihm selbst, dessen Anrecht und Würde noch jeder äußeren Anerkennung entbehrte, amtliche Verhandlungen anzuknüpfen, und ließen ihm daher einstweilen nur Hülfe und Vorschub versprechen, ohne vor der Welt seine Sache förmlich vertreten zu wollen. Theodor nahm begierig auf, was für den Augenblick einen thatsächlichen Vortheil bot, überzeugt, daß mit diesem, falls nur gehöriger Umfang und Bestand nicht fehlte, alles übrige von selbst kommen würde. Er ließ es jedoch bei diesem Versuche, seiner Sache durch die englische Regierung neuen Schwung zu geben, nicht bewenden, sondern bewog zugleich eine Gesellschaft englischer Kaufleute, ihm gegen das Versprechen künftiger Vortheile und ausschließlicher Vorrechte im Handel mit Corsica, ansehnliche Unterstützung an Waffen und Geld zu verabfolgen, wobei die Gunst und Theilnahme der Minister für jene schon größere Sicherheit gewährte.

So auf's neue ausgestattet mit reichen Hülfsmitteln und Aussichten ging Theodor gegen Ende des December im Jahre 1743. auf einem englischen Linienschiffe von 70. Kanonen unter Segel, und erschien, da seiner kaum noch irgend gedacht wurde,

unvermuthet in Lissabon, von wo alsbald das Gerücht seiner neuen Unternehmung erscholl, und die Augen der Theilnehmenden neuerdings auf ihn wandte. Mit demselben englischen Schiffe kam er am 7. Januar 1743. glücklich in Livorno an, wo er sogleich die vielen Corsen, welche theils gezwungen theils freiwillig außerhalb des Vaterlandes dort lebten, um sich versammelte, und mit seinen Absichten und neuen Hülfsmitteln bekannt machte. So günstig indeß sein Verhältniß mit England hier erscheinen sollte, so wenig konnte es ihm selbst genügen; er versäumte daher nicht, noch nach anderem, minder zweideutigen Anhalte sich umzusehn. Er machte in Livorno die Bekanntschaft des österreichischen Generals Breitwitz, und hielt demselben vor, welch wesentliche Vortheile für die Königin von Ungarn daraus entstehn würden, wenn sie die corsische Unternehmung begünstigte; er machte den zwar nicht offen erklärten, doch darum nicht minder wirksamen Beistand der Engländer geltend, sprach von dem Gewinn, welchen auch Oesterreich in seinen italiänischen Besitzungen von der Theilnahme an dem corsischen Handel ziehen könnte, vor allem aber versprach er, was in den damaligen Kriegsbedrängnissen allerdings wichtig sein mußte, die österreichische Hülfe dadurch zu vergelten, daß

er die Corsen verpflichten würde, die Waffen für Oesterreich zu führen, die Truppen, die man ihm, für kurze Zeit nur, zu vertrauen hätte, würden gleichsam eine Werbmannschaft sein, die viele tausend tapfre Krieger jenes muthigen Volkes für die österreichischen Fahnen abzuholen käme. So einnehmend war das Betragen, so groß die Ueberredungsgabe, und so glücklich die ganze Persönlichkeit Theodors, daß er auch die widerstrebendsten Gemüther hinriß. Der deutsche General, anfangs abgeneigt, war bald völlig einverstanden mit Theodors Ansichten; ganz durchdrungen zuletzt von den angebotenen Vortheilen, eilte er selbst nach Florenz, um dem Hofe — der Gemahl Maria Theresia's, Franz Stephan von Lothringen, war seit dem Jahre 1737. Großherzog von Toscana — die gemachten Anerbietungen mitzutheilen, sehr betroffen, dieselben nur sehr kalt aufgenommen, und endlich ganz abgelehnt zu sehn. Theodor fand sich hiedurch auf den Beistand zurückgewiesen, den ihm die Engländer gewähren mochten, und mußte mit diesen sein Heil versuchen. Der englische Vice-Admiral Matthews, welcher sich mit einem ansehnlichen Geschwader auf der Rhede von Livorno befand, unterrichtet von Theodors Verhältnissen in London, noch mehr aber gewonnen durch Theo-

dor selbst und dessen angesehene Freunde, gab ihm ein Kriegsschiff, auf welchem er mit einem Gefolge von Corsen, die sich in Livorno ihm angeschlossen, am 30. Januar 1743. vor Isola Rossa anlangte. Einige Tage vorher hatte ein englisches Schiff den Sekretair Theodors daselbst an's Land gesetzt, um die Oertlichkeit zu erkunden und die Stimmung der Einwohner aufzuregen. Eine Menge Volks befand sich am Ufer, als Theodor an's Land trat, und begrüßte ihn mit Jubelgeschrei als ihren König, Vater, Befreier. Er theilte Waffen, Pulver, und einiges Geld aus, begab sich dann wieder an Bord, und erließ von hier aus ein Manifest, welches in vielen Abdrücken über die Insel verbreitet wurde. Er klagte darin über die Hindernisse, die ihm bisher in den Weg gelegt worden, die Verfolgungen, die er ausgestanden, über die Treulosigkeit der Reichsverweser und Häupter, die von ihm abgefallen, über den Ungehorsam und die Zwietracht des Volks; jedoch versprach er allgemeine Verzeihung, mit Ausnahme Giacinto Paoli's und Orticoni's, die als Verräther auf ewige Zeiten aus Corsica verbannt wurden. Ferner rief er alle Corsen aus genuesischen, französischen, spanischen und neapolitanischen Diensten zurück; die sich aber im Dienste der Königin von Ungarn und

des Großherzogs von Toscana befänden, sollten daselbst verbleiben, und diesen befreundeten Mächten mit gleichem Eifer und gleicher Treue dienen, wie ihm selbst. Dieses Manifest verursachte einige Bewegung, allein das Volk war durch die Ereignisse der letzten Jahre zu hart getroffen, zu sehr getäuscht und ermüdet durch die vergeblichen Anstrengungen, um sich ohne Bedacht sogleich wieder in neue Gefahren und Kämpfe zu verwickeln. Es kamen Abgeordnete aus den nächsten Gegenden zu Theodor, und erkundigten sich nach den näheren Umständen seiner Wiederkehr, besonders wünschten sie Auskunft, welches die Mächte seien, auf deren Beistand er sich berufe, und deren Schiffe und Truppen er ankündige. Seine Antwort, es seien der Mächte verschiedene, und die Truppen würden unfehlbar kommen, ohne daß er sie näher angab, überzeugte die Corsen, daß er auf keine Macht rechnen könne, und ihnen nur auf's Gerathewohl verspreche, was er selbst kaum hoffe erfüllt zu sehn. Hierauf ließ alle Beeiferung nach; nur ein spärlicher Verkehr dauerte zwischen ihm und den Einwohnern fort. Die Engländer wollten sich auf nichts Entscheidendes einlassen, und glaubten schon zu viel gethan zu haben. Nachdem er noch eine Zeitlang an der Küste verweilt, kehrte Theodor, sehend und

doch nicht glaubend, daß seine Rolle hier ausgespielt sei, auf dem englischen Schiffe nach Livorno zurück. Nach diesem dritten Scheiden sah er die Insel nicht wieder.

Die Genueser voll Ingrimm, diesen verhaßten Feind immer auf's neue wieder auftreten zu sehn, setzten auf seinen Kopf einen Preis von 4000. Krusaden, und verfolgten ihn überall, wo sie seine Spur entdeckten, durch öffentliche und geheime Werkzeuge, mit heftigstem Eifer. In London führte der genuesische Resident Gastaldi von Seiten der Republik bittere Beschwerde über die Mitwirkung der englischen Kriegsschiffe bei Theodors letzter Unternehmung; die englischen Minister erwiederten aber bloß, sie wären ohne Kenntniß von der Sache, und kümmerten sich nicht um diese Händel. In Florenz, in allen italiänischen Staaten, hatte Genua gegen Theodor geheime Kundschafter aufgestellt. Auch erscholl bald, vielleicht durch seine eigne Veranstaltung, das Gerücht von seinem Tode; einmal hieß es, er sei durch Gift aus der Welt geschafft, dann wieder, er sei zu Livorno beim Ausgang aus dem Schauspiel ermordet worden. Nachdem er sich einige Monate in Livorno und Florenz glücklich verborgen gehalten, wurde er im Mai in letzterer Stadt gewarnt, daß

abgeschickte Leute von Genua ihm auf der Spur seien, und man ihn daselbst, wenn die Republik seine Auslieferung verlange, nicht schützen könne. Er suchte daher eine neue Freistätte, und verbarg sich eine Zeitlang bei dem Pfarrer in Cigoli, fand aber auch hier seines Bleibens nicht, und von Gefahr zu Gefahr in wechselnder Zuflucht herumirrend gelangte er endlich noch glücklich genug nach London.

Im folgenden Jahre finden wir ihn schon wieder unterwegs. Die Republik Genua zog in Gemäßheit eines mit den Corsen geschlossenen Vergleichs ihre Truppen aus Corsica zurück, und in diesem Ereigniß erblickte Theodor gleich wieder einen Hoffnungsschimmer, dem er unwiderstehlich getrieben war zu folgen. Im März 1744 wurde er auf der Durchreise nach Italien in Augsburg gesehn; sein Gefolge bestand aus sechs Personen, worunter ein ehmaliger österreichischer Hauptmann; er selbst aber war als Dominikanermönch verkleidet. Allen Gefahren trotzend erschien er wieder in Toscana, und suchte durch Boten und Briefe nach Corsica zu wirken; der Erfolg, wenn auch seiner Erwartung nicht entsprechend, zeigte doch, daß er nicht ohne Grund in seiner Zuversicht verharrte, und auf den Werth und die Möglichkeiten seines

Verhältnisses noch bedeutend rechnen konnte. Seine Anhänger hielten am 14. Juni eine Versammlung zu Corte, und erklärten durch einen Beschluß, den die Abgeordneten der meisten südlichen Bezirke unterschrieben, daß sie ihren selbstgewählten König bis in den Tod behaupten, und ihrer Treue Gut und Leben opfern wollten. Aus Mangel an Zusammenhang und näherem Antrieb erlosch die Erregung bald wieder, ohne daß Theodor davon weiteren Gewinn gehabt. Seltsam genug erschien ihm in diesem Jahre noch unvermuthet ein Nachahmer und Nebenbuhler. Der Graf von Beaujeu, ein französischer Offizier, der unter Maillebois in Corsica gedient, fand Theodors Rolle, wie traurig sie auch sein mochte, noch reizend genug, um darin mit ihm zu wetteifern. Er machte sich einige Anhänger unter den Corsen, suchte Hülfe in Algier und Tunis, und wollte eben an der Spitze seiner Unternehmung hervortreten, als die ganze Sache an Genua verrathen wurde, und für den Grafen von seinem großen Plane kein weiteres Ergebniß blieb, als der Spott und das Lachen seiner Landsleute.

Aufmerksam auf jede Bewegung, immer bereit den dargebotenen Vortheil zu ergreifen, und

unermüdet in Erweckung neuer Glücksfälle, beharrte Theodor standhaft auf seinem Posten in Italien, so lange der Zustand von Corsica noch Gelegenheit gab, unvermuthete Entwickelungen zu hoffen. Vielfacher Wechsel erging in kurzer Zwischenzeit über die beklagenswerthe Insel. Der König von Sardinien erklärte sich zum Beschützer der Corsen, und erregte sie zu neuem Aufstande gegen Genua. Die Engländer beschossen Bastia; österreichische und piemontesische Truppen landeten, um Corsica's Freiheit gegen Genueser und Franzosen zu vertheidigen. Eingetroffen waren endlich alle Verheißungen Theodors, der erklärte Beistand großer Mächte, die Erscheinung zahlreicher Hülfstruppen, nichts fehlte, was seine und der Corsen Sache glänzend erheben und dauernd stützen konnte; nie hatte sein Stern, so schien es, herrlicher geleuchtet! Aber dieser leuchtende Stern war nicht mehr der seine! Was er jahrelang mit heißen Wünschen und rastlosen Anstrengungen vergebens erstrebt und gehofft, trat jetzt, ohne sein Zuthun, als Frucht der Umstände von selbst ein; aber, wie ohne sein Zuthun, so auch ohne seinen Gewinn. Vergebens war er bemüht, in die Ereignisse einzudringen, seine Sache damit zu verflechten, zu den Erfolgen mitzuwirken; die Mächte hielten seine Ungeduld

mit allerlei Vorwänden hin, man bedurfte seiner nicht, und fürchtete, durch ihn beim künftigen Frieden in Verlegenheit zu kommen. Die Engländer thaten für ihn noch am meisten; ihn aber, wie er wünschte, nach Corsica überzusetzen, lehnten sie ab, weil die Verbündeten sich entschieden dagegen erklärt hatten. Die Königin von Ungarn war ihm abhold wegen seiner früheren Einverständnisse mit der Pforte; der König von Sardinien wünschte nicht, daß Corsica ein selbstständiger Staat würde; und so kümmerte es auch niemanden sehr, daß die Sache der Corsen bei allen Vortheilen, die sie fand, doch niemals zu einer rechten Haltung kam, und zuletzt wieder ganz verloren ging. Theodor empfand den tiefsten Schmerz über die Aufschlüsse, die ihm durch so bittre Erfahrung zu Theil wurden; eine Gelegenheit, wie sie nie zu hoffen gewesen, noch je sich erneuen konnte, war für ihn nutzlos vorbeigegangen, und jahrelange Arbeit und Erwartung vergeblich gemacht. Er verließ Toscana, wo ihm durch die Kriegsverhältnisse bisher wenigstens ein sichrer Aufenthalt gewährt gewesen, und begab sich im August des Jahres 1747. nach Holland. Hier brachte er den Winter zu, machte dann im März 1748. wieder eine Reise nach Deutschland, wo er in Bonn, Köln und mehreren Orten

Westphalens gesehn wurde. Er hielt seinen Aufenthalt meistens geheim, und wechselte ihn beständig.

Von Amsterdam, wo er sich wieder eingefunden hatte, ging er im Juli des Jahres 1749. nach England, und hier sollten seine Irrfahrten endlich ein Ziel finden, jedoch kein erwünschtes! Der Friede von Aachen hatte die Kriegsstürme beigelegt, und die Mächte waren unter einander ausgesöhnt; nur Theodor blieb das preisgegebene Ziel der bittersten Feindschaft. Zwar hatte der König von England ihm einen Sicherheitsbrief ertheilt, und das Gesuch der Genueser um seine Auslieferung abgewiesen; aber Gastaldi, der genuesische Resident in London, wußte bald andren Rath zu finden. Er suchte Theodors Gläubiger auf, deren es überall genug gab, und reizte sie zur äußersten Strenge gegen ihren Schuldner, ja er benutzte dessen Noth, um durch vertraute Mittelspersonen ihm gegen Wechsel neue Darlehen zuzuwenden. Kaum war Theodor einige Monate in London, als das Ungewitter ausbrach; einige Gläubiger, die er nicht befriedigen konnte, ließen ihn im September auf einem Landhause verhaften und durch einen Gerichtsboten in das Gefängniß der Kingsbench bringen. Vergebens berief er sich auf die Sicherheit, die ihm zugesagt worden, vergebens machte er die

Forderungen geltend, die er selbst noch an die Regierung hatte; er fand bei den englischen Ministern kein Gehör, und sie nahmen es übel auf, daß er an den Tag brachte, wie weit sie mit ihm in Verhältnisse getreten waren, deren sie sich jetzt schämten. Doch schaffte er noch Aushülfe, und wurde gegen Bürgschaft gleich wieder aus der Haft entlassen. Nun aber rückte Gastaldi mit immer stärkerem Andrange nach, und Theodor, die Gefahr ahndend, hielt sich in verborgener Eingezogenheit. Sein Aufenthalt wurde jedoch bald erspäht, er selbst durch falsches Vorgeben, daß ein Herr vom Hofe ihn zu sich berufe, hervorgelockt, und im December auf's neue in Verhaft gebracht. Die Summe seiner Schulden belief sich auf 15,000. Pfund Sterling; doch die schlimmste Schuld, welche seine Wiederverhaftung zunächst veranlaßte und deren lange Dauer bestimmte, soll nicht mehr als 450. Pfund betragen haben. Seine Versuche, die Gläubiger zu einem Vergleiche zu bewegen, scheiterten an dem Bemühen seiner Feinde, die sich das Wort gegeben hatten, seiner auf solche Weise, wenn auch mit Verlust und Kosten, für immer gewiß zu bleiben.

Theodor hielt sich im Gefängnisse während der ersten Jahre noch ganz stattlich, und empfing zahl-

reiche Besuche, die er sogar bewirthete. Ein alter jüdischer Rabbi, mit dem er in vertrauter Freundschaft stand, besuchte ihn täglich. Außerdem fanden sich besonders viele Adepten ein, von deren Geheimnissen er hinreichende Kenntniß zu haben schien. Einen Bedienten, den er sich hielt, sah man in London häufig auf den Straßen umherwandern. Er selbst ging bisweilen in Gesellschaft eines Wächters aus, um seine Geschäfte zu besorgen; ein mißlungener Versuch zu entkommen, zog ihm aber strengere Aufsicht zu. In allem Unglück erhielt sein Muth sich aufrecht, nie gab er seine Sache verloren, immer zeigte er neue Hoffnung und Zuversicht. Bald sollten reichbeladene Schiffe aus Ostindien für ihn ankommen, bald die Corsen ihn durch Tilgung seiner Schulden auslösen. Unter den zahllosen Entwürfen, mit denen er sich beschäftigte, war auch die Aufsuchung der Mittel, durch welche die im Meere verlorenen Schätze sich wieder heraufholen ließen, und besonders mit dem alten Rabbi, dessen Besuche mehrere Jahre hindurch in gleicher Freundschaft anhielten, pflog er häufig Rath über diesen Gegenstand. Inzwischen nahmen seine Hülfsquellen mehr und mehr ab, und zu den Bedrängnissen, welche er in dieser Hinsicht empfand, gesellte sich Krankheit und der Verlust

des

des einen Auges. Lange schon war in England die Klage laut geworden über den schlechten Zustand der Gefängnisse, und besonders über die enge und ungesunde Einrichtung des Hauses, in welchem Theodor gefangen saß. Das Parlament nahm endlich diese Angelegenheit in Berathung, und das Haus der Gemeinen ernannte einen Ausschuß, der am 27. Mai 1752. mehrere Gefangene selbst vernehmen wollte. Unter den Vorgeladenen war auch Theodor, und eine große Menge Zuschauer hatten sich eingefunden, um den merkwürdigen Mann zu sehn. Er trat mit Muth und Anstand auf, und hielt eine heftige Rede voll bittrer Beschwerden über die Behandlung, die ihm in England widerfahren; er berief sich auf seinen Rang und seine Würde; er sprach von den Verbindungen, die man mit ihm eingegangen sei, und von den Geldforderungen, die er zu machen habe. Hiedurch aber weckte er auf mancher Seite neuen Haß gegen sich, und seine Rede hatte keinen weitern Erfolg, als daß ihm ein besseres Zimmer eingeräumt wurde. Seine Bedürftigkeit stieg endlich zu wahrer Noth, und er mußte seine Zuflucht zu einer Anzeige in den öffentlichen Blättern nehmen, worin für eine Person, die ehmals große Figur in Europa gemacht habe, jetzt aber so unglücklich sei, als sie vorher

angesehn gewesen, milde Beisteuern erbeten wurden, die ein bezeichnetes Wechselhaus in Empfang nehmen wolle; der Fall, hieß es, in welchem diese Person sich befinde, sei so verwickelt, daß es nicht an ihr liege, die geheimen Ursachen zu entdecken, welche sie in ein Gefängniß gestürzt hätten, wo die Beraubung ihrer Freiheit um so viel schmerzlicher für sie sei, als die nothwendigsten Dinge ihr mangelten, und zwar so sehr, daß sie bisher vor Elend hätte vergehen müssen, wenn nicht einige Personen aus Mitleid über dieses betrübte Schicksal ihr zu Hülfe gekommen wären. Einige Gaben erleichterten seine Lage. Im Februar des folgenden Jahres wurde ihm wieder erlaubt, unter Aufsicht auszugehn; er versuchte noch immer ein Abkommen mit seinen Gläubigern zu treffen, wiewohl vergebens. Seine Umstände verbesserten sich indeß durch Unterstützung vornehmer Engländer; auch widmete der Schauspieler Garrick ihm den vollen Ertrag eines Schauspielabends.

Die Erlaubniß auszugehn wurde ihm wieder entzogen, da er im Juni 1754. abermals zu entkommen gesucht; ihm wurde deßhalb von dem Gerichtshofe der Kingsbench ein öffentlicher Verweis ertheilt, und für die Zukunft strengere Haft angekündigt. Seine Sache schien nunmehr ohne alle

Hoffnung, und sein Loos für den Rest seiner Lebenstage unabänderlich bestimmt. Allein im Jahre 1755. erschien eine Akte des Parlaments, welche die Freilassung derjenigen Schuldner verfügte, deren Zahlungsunfähigkeit erwiesen wäre. Durch diese Gunst der Gesetzgebung kam auch Theodor, nach siebenjährigem Schmachten, da er selbst es am wenigsten hoffte, seine Feinde es nicht mehr befürchteten, wieder auf freien Fuß. Zwar bedrängte ihn fortwährend die größte Dürftigkeit, aber die gerühmte brittische Großmuth, deren Zeiten und Bedingnisse mit denen des Wetters zu vergleichen sind, trat nach langer Gleichgültigkeit endlich mit regsamer Theilnahme für ihn hervor. Horatio Walpole schrieb zu seinen Gunsten einen beredten Aufsatz, — er nannte ihn darin unter andern „a man whose claim to royalty was as indisputable, as the most ancient titles to any monarchy can pretend to be“ —, und veranstaltete eine Sammlung, deren Ertrag für seinen künftigen Unterhalt reichlich sorgte. Die Engländer fühlten sich geschmeichelt, sagt ein französischer Schriftsteller, einem Könige Almosen zu reichen, und daß die Franzosen diesen König entthront, wurde ein Grund mehr, sich seiner anzunehmen. Theodor, obwohl gebeugt durch Alter, Krankheit

und Elend, war so wenig in seiner Sinnesweise gedemüthigt, daß er selbst dem peinlichen Augenblicke, da ihm der Ertrag der Sammlung überbracht wurde, eine Art von Haltung verlieh. Benachrichtigt von dem Erscheinen der abgeordneten Ueberbringer, unter welchen sich Lord Littleton und andre vornehme Herren befanden, ließ er dieselben ersuchen, eine Weile unten bei seinem Wirthe einzutreten, bevor sie zu ihm in das vierte Stockwerk hinaufstiegen, und benutzte die Zwischenzeit, um sein ärmliches Zimmer in der Eile zuzurichten; unter dem Himmel seines weggeräumten Bettes auf einem Lehnstuhl sitzend empfing er sodann mit Würde die Abgeordneten, die nicht wenig über sein Benehmen erstaunt waren.

Er lebte hierauf sehr eingezogen, und zeigte sich ungern vor den Leuten. Horatio Walpole, der ihn zu sehen wünschte, nahm Verabredung mit einer Dame, welche von Theodor bisweilen Besuch erhielt, und traf einesmals auf ihrem Landgute mit ihm zusammen; Theodor aber bezeigte sein Mißvergnügen über diese Art ihn vorzustellen dadurch, daß er, so lange der Besuch dauerte, ein tiefes Schweigen beobachtete. Solche Züge möchten vielleicht der Eigenheit der Engländer noch mehr als der seinigen entsprechen. Seinen Gläu-

digern überwies er sein Königreich Corsica zum Zahlungspfande seiner Schulden.

Theodor genoß seiner verbesserten Lage nur wenige Monate. Bevor noch neue Plane in ihm reif werden konnten, denen er bei den fortwährenden Unruhen in Corsica schwerlich entsagt hatte, überraschte ihn der Tod am 11. December 1756. im einundsechzigsten Lebensjahre. Er wurde auf dem St. Annenkirchhofe von Westminster begraben, wo ihm Horatio Walpole folgende Grabschrift setzen ließ: Near this place is interred Theodore king of Corsica; who died in this parish Dec. 11. 1756. immediately after leaving te King's - bench prison by the benefit of the Act of Insolvency: in consequence of which he registered his kingdom of Corsica for the use of his creditors.

The grave, great teacher, to a level brings
Heroes and beggars, galley slaves and kings.
But Theodore this moral learn'd ere dead:
Fate pour'd its lesson on his living head;
Bestow'd a kingdom, and deny'd him bread.

In Theodors Leben ist bereits seine Schilderung enthalten; sie vereinigt gute und schlechte Züge, und läßt zuletzt in Zweifel, ob in ihm ein Held zum Abentheurer, oder ein Abentheurer zum

Helden geworden sei. Voltaire nimt ihn zu gering; Schlözer fällt ein günstigeres Urtheil über ihn. Sein Muth, seine Unerschöpflichkeit und Ausdauer verdienen Bewunderung; wie man von Andern sagt, daß sie von keiner Furcht gewußt, so kann man von ihm sagen, daß er die Verzweiflung nicht gekannt. Aber seine Beharrlichkeit, welche den Blick auf ein flüchtiges Bild irdischer Größe unverwandt gerichtet hielt, wähnte dasselbe auch dann noch zu sehen, als längst nur der Schatten davon noch übrig war. Sein Absehn auf Corsica war jedoch anfangs in Betracht der Zeitumstände nicht so thöricht, als es zuletzt nach dem Mißlingen allgemein erschien; die lockende Gelegenheit hatte nicht ihm allein solche Möglichkeiten vorgespiegelt. Der spanische Infant Don Philipp, nachheriger Herzog von Parma, hegte geraume Zeit ernsthafte Plane auf die Krone von Corsica. Der Malteserorden ging damit um, die Insel unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Eine merkwürdige Erscheinung wäre es geworden, wenn der Marschall Graf Moritz von Sachsen, wie er Gedanken und Neigung dazu gehabt, wirklich versucht hätte, als Oberhaupt der Corsen ein selbstständiger Fürst zu werden. Als Feldherr würde er seine Mittel wohl besser gebraucht haben, als Theodor, der eben dies

nicht war; aber es ist sehr zu bezweifeln, daß er sie, wie dieser, sich erst zu verschaffen gewußt hätte.

Im Gebiete der Kunst ist Theodors Namen in einer Weise aufbewahrt, welche, seinen übrigen Lebensloosen entsprechend, auch diesen Ruhm für ihn zweifelhaft gestellt läßt. Den Grafen zur Lippe haben Dichter besungen; den Grafen von Schulenburg Denkmale verherrlicht; den König Theodor dagegen hat die Tonkunst auf die Schaubühne geführt. Er ist der Held einer Oper geworden, die, von Casti gedichtet und von Paesiello in Musik gesetzt, auf allen Bühnen lange Zeit ungetheilten Beifall gefunden hat.

Theodors Gemahlin, die ihm aus Spanien nach Paris gefolgt war, lebte dort noch geraume Zeit in wenig begünstigten Umständen. Die Abentheuer ihres Gatten gaben dem Marquis d'Argens Anlaß, seine Mémoires du marquis de Vaudreville in einer witzigen Zueignung ihr als einer Königin zu widmen. Der Sohn, welchen Theodor von ihr gehabt, ist ihm nicht nach Corsica gefolgt, wie man irrig angenommen. Erst in London fand sich derselbe bei dem Vater ein, in der Absicht, dessen fernere Unternehmung zu theilen; aber er theilte nur dessen trauriges Geschick, das er zu mildern angestrengt bemüht war, obwohl

der Erfolg seinem Eifer wenig entsprach. Er gab im Jahre 1768. zu London Mémoires pour servir à l'histoire de Corse heraus, in welchen seine Liebe und Verehrung für den Vater sich lebendig ausspricht. Doch wich er selbst in Sinnesart und Neigung sehr von ihm ab; er gab seinen unglücklich berühmten Familiennamen auf, und suchte unter dem Namen Frederik in Unscheinbarkeit zu leben. Späterhin trat er in englischen Kriegsdienst bei den ausländischen Truppen, und stieg bis zum Oberst. Unter diesem Namen Oberst Frederik hat er noch einige Druckschriften, Corsica betreffend, bekannt gemacht. Nach Verlauf vieler Jahre endete er sein Leben, in einem Anfall von Schwermuth, durch einen Pistolenschuß.

Das Geschick der Corsen erfuhr nach Theodors Ableben neuen Wechsel. Die Vereinigung der Insel mit dem französischen Reiche gab ihnen selbst daheim endlich Ruhe und Frieden; die französische Revolution aber berief sie zur Theilnahme an Weltereignissen, in deren Zuge, neben so vielem andern, es sich auch noch seltsam genug fügte, daß, nachdem früher ein Westphale sich zum Könige von Corsica erhoben, nun auch ein Corse für einige Zeit König von Westphalen wurde.


3 9000 003 148 371

